I. Wachsmuth inv. et delin.

A Reinhardt Sculp

Des

Herrn von Loen

gesammlete

Kleine Schrifften:

Besorgt und heraus gegeben

von

J. C. Schneidern.

Zweyter Theil.

Franckfurt und Leipzig.
Zu finden bey Philipp Heinrich Huttern.

Wb/48/436

Bayerische
Staatsbibliothek
MUNCHEN

Dem

Erlauchten, Hochgebohrnen

Reichsgrafen und Herrn,

HERRN

Friedrich Alexandern,

Regierenden Grafen zu Wied,

Herrn zu Runckel und Isenburg ꝛc. des Reichsgräfl. westphälischen Collegii hohen Herrn Director

Meinem gnädigsten Grafen und Herrn.

Erlauchter,

Hochgebohrner Reichsgraf,

Gnädigster Graf und Herr,

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Wenn ich die Kühnheit, Ew. Hochreichsgräfl. Excellenz gegenwärtige Schrifft unterthänigst zuzuschreiben, entschuldigen müste, so würde ich mich theils allgemeiner, theils besondrer Gründe bedienen können, welche mich darzu veranlasset haben. Ich würde Deroselben großmüthige

Liebe und Huld vor die Künste und Wissenschafften zu erheben suchen: Und welch ein weites Feld hätte ich nicht hier vor mir, von Dero erhabnen Eigenschafften und Tugenden zu reden? Allein ich kann dergleichen allgemeine Bewegungsgründe getrost fahren lassen, da ich weit nähere Ursachen habe, die mich zu solcher Unternehmung bestimmet haben.

Die Schrifft, welcher ich Ew. Hochreichsgräfl. Excellenz erlauchten Namen vorzusetzen mich

mich unterstehe, ist von einem wahren und beständigen Verehrer Dero erhabnen Person, nemlich vom Herrn von Loen: Sie ist die neuste Frucht seiner gelehrten Ruhe. Ich weis, daß Dieselben alle Schrifften, welche bishero von ihm an das Licht getreten sind, selber lesen und Ihres hohen Beyfalls würdigen. Ja es ist mir über dieses bekannt, wie viele und ausnehmende Güte und Großmuth Dieselben vor den Herrn von Loen und dessen gantzes Hauß zu hegen geruhen.

Ich habe es zu mehrern malen von
demselben mit vieler und lebhaff-
ter Empfindung bezeugen gehört
und bin durch die Erzehlung da-
von allemal selber aufs neue zur
Verehrung Dero grossen Tugen-
den ermuntert und angereitzet wor-
den. Dieses macht mich also um so
viel sichrer hoffen, daß Ew.
Hochreichsgräfliche Excellenz
diese Schrifft gnädigst aufnehmen
werden. Endlich soll mir
diese Gelegenheit auch darzu
dienen, daß ich Ew. Hoch-
Reichs-

Reichsgräflichen Excellenz
vor die gnädigste Gesinnung,
welche Sie vor mich hegen, un-
terthänigsten Danck abstatte und
bezeuge, daß ich bereit sey, mich
Deroselben großmüthiger Gnade
durch meine unterthänige Dienst-
fertigkeit auf alle mögliche Art
würdig zu machen und nur Dero
gnädigste Befehle erwarte, durch
deren Vollstreckung ich die ehrer-
bietige Verehrung und Unter-
würffigkeit an den Tag legen kann,

mit welcher ich mich inzwischen zu unterzeichnen die hohe Ehre habe,

als

Erlauchter,

Hochgebohrner Reichsgraf,

Ew. Hochreichsgräfl. Excell.

Meines gnädigsten Grafen und Herrn

unterthänigen Knecht,

Joh. Caspar Schneider.

Vor-

Vorbericht

des Herausgebers.

Als ich im vorigem Jahre in der Oster-messe Sr. Hochwohlgebohrnen des Herrn von Loen kleine Schrifften der gelehrten und artigen Welt in die Hände gespielet hatte, habe ich kein Wort davon sagen mögen, daß dieser zweyte Theil nachfolgen würde, ob mir gleich vom Herrn von Loen die Erlaubnis darzu bereits halb und halb ertheilet war. Ich hatte aber doch nichts vor gewiß versprechen wollen, ehe

ich

ich völlig im Stande war, die Verspre-
chung zu erfüllen. Jezo nun, da ich die
Ehre habe diesen zweyten Theil der gelehr-
ten Welt zu übergeben, geschiehet es mit
desto grösserm Vergnügen, je mehr es sich
gezeiget hat, daß sich solche Schrifften des
geneigtesten Beyfalls getrösten dörfen. Denn
die Auflage des ersten Theils ist dieses Jahr
völlig vergriffen worden, daß der Herr Ver-
leger würcklich bereits Anstalten zu einer
neuen Auflage vorgekehret hat. Solche
gute Aufnahme und die häufigen Lobsprü-
che, welche diesen kleinen Schrifften von
vielen der ansehnlichsten Gelehrten, sowohl
in gelehrten Zeitungen und Vorreden, als
auch mündlich und in Briefen sind ertheilt
worden, bestimmen ihren Werth zur Gnü-
ge, und lassen mich hoffen, daß dieser zwey-
te Theil eben so geneigt werde aufgenom-
men werden.

Dieser bestehet aus lauter Sendschreiben;
und finde ich vor nöthig etwas weniges von
ihnen zu erinnern. Der Herr Verfasser hat

den

den meisten Theil davon aus den *Lettres curieuses d'un Gentilhomme allemand* genommen, welche Er bey Gelegenheit der Wahl und Krönung Kayser Carl des Siebenden heraus gegeben hatte. Er hatte sich damals als einen Fremden gestellet, welchen die Neubegierde in hiesige Stadt getrieben hätte, um die grossen Feyerlichkeiten bey der Wahl und Krönung mit anzusehen. Unter solchem Caracter nun schrieb er an seinen Freund alles, was nach und nach merckwürdiges vorgefallen und wovon Er selber ein augenscheinlicher Zeuge gewesen ist. Uberall begleitet Er seine Erzehlungen bald mit politischen, bald mit moralischen Anmerckungen. Daß Er sich unter der Maske eines Fremden verstecket hatte, gab Ihm die Erlaubnis viel freyer zu schreiben, als wenn Er seinen Namen bekannt gemacht hätte. Die *Lettres curieuses* waren auch so glücklich, daß sie schon zu derselben Zeit so hurtig vergriffen wurden, daß längstens kein Stück mehr davon aufzubringen war.

Dies

Vorbericht.

Diesen Briefen sind noch einige andre kleine Aufsätze beygefüget worden, welche aus eben der Feder geflossen sind und gleich wichtige Materien abhandeln. Ohne Zweiffel werden viele Leser wünschen, daß der Herr Verfasser auch die Umstände der Wahl und Krönung der jetzo glorwürdigst regierenden kayserl. Majestät in ihrer Ordnung mitgenommen und auf gleiche Art erzehlet hätte, weil er derselben ebenmäßig mit beygewohnet hat. Allein Er hat noch nicht die Zeit gehabt, solche aufzusetzen; nachdem Ihn seit dem viele andre Geschäffte überfallen haben, denen er sich nicht wohl hat entziehen können.

Ich glaube übrigens nicht nöthig zu haben, vieles zum Lobe dieser gesammleten Schrifften zu sagen. Ein jeder vernünftiger Leser wird beym ersten Anblick erkennen, daß der Herr Verfasser die Verbesserung der Sitten und die Wohlfahrt des gemeinen Wesens sein einziges Augenmerck hat seyn lassen. In solcher Absicht hat Er über-

all historische, moralische und politische Anmerckungen und zwar in solcher Abwechselung angebracht, daß man derselben weder überdrüßig wird, noch auch sagen kann, daß sie an den unrechten Orten angebracht wären. Durchgängig aber hat sich derselbe als einen gewissenhafften Geschichtschreiber und wahren Patrioten bewiesen, dessen redliche und unverfälschte Absichten aus allen Zeilen hervor leuchten. Die Liebe zur Wahrheit und die patriotische Gesinnung machen auch in der That die Haupt-Eigenschafften seines Gemüthes aus. Die Stelle aus dem Erasmus schickt sich vortreflich auf diese Schrifften sowohl, als auf ihren Herrn Verfasser: *Admonere volumus, non mordere, prodesse non lædere, consulere moribus Hominum, non officere.*

Ich füge zum Beschluß noch diese Versicherung bey, daß der dritte Theil von diesen kleinen Schrifften, welcher den Beschluß machen wird, ehestens nachfolgen soll. Es werden darinnen allerhand vermischte Ma-

terien vorkommen, welche in die Sittenlehre, in die Geschichte und in die Weltweisheit einschlagen. Alle und jede sind so beschaffen, daß man sich den Beyfall der Liebhaber und Kenner solcher Art Schrifften gewiß und zum voraus versprechen darf.

Geschrieben zu Franckfurt am Mayn,
in der Ostermesse 1750.

Der Herausgeber.

Ver=

Verzeichniß

der Briefe, welche in diesem Bande enthalten sind:

I.

Von den Anzeigungen des Kriegs. Pag. 1

II. Von der Zusammenkunfft zu Franckfurt am Mayn. 9

III. Beschreibung der Stadt Franckfurt. 17

IV. Von der göldnen Bulle. 34

V. Ueber die Verfassung im Reiche. 42

VI. Allerhand Neuigkeiten. 64

VII. Entdeckte Anschläge wegen einer bevorstehenden Wahl eines Kayſers. 78

VIII. Allerhand Neuigkeiten. 87

IX. Des Grafen von Montijo prächtige Lustfeste, nebst andern Neuigkeiten. 98

X. Ueber die Sitten der heutigen Welt, nebst einigen Anmerckungen. 122

XI. Allerhand Neuigkeiten von dem Wahltag. 139

XII. Verschiedene Neuigkeiten. 160

XIII. Von dem öffentlichen Einzug des Grafen von Belleisle und anderen Begebenheiten. 169

XIV. Einzug des Churfürsten von Cölln und darauf erfolgte Wahl des römischen Königs. 182

XV. Beschreibung der vielen Fremden und ihres Prachts: Einzug des römischen Königs und andre Dinge. 190

XVI. Von den Vortheilen der Stadt Franckfurt in Ansehung der vielen Fremden und ihres grossen Aufwands. 201

XVII. Von der Krönung des Kaysers. 210

XVII. Um-

XVIII. Untersuchung ob die genaue Freundschafft mit den Franzosen dem Reiche vortheilhafft sey. 230

XIX. Die Krönung der Kayserin. 243

XX. Entwurff einer weisen Regierungsart nach dem Grundriß eines grossen Königs. 257

XXI. Beschreibung der französischen Armee unter dem Marschall von Maillebois. 267

XXII. Von dem kayserlichen Hof in Franckfurt. 279

XXIII. Der traurige Winter am kayserlichen Hof. 286

XXIV. Ankunft der engländischen und hannöverischen Völcker. 290

XXV. Die Schlacht bey Dettingen. 302

XXVI. Von den Begebenheiten nach der Schlacht bey Dettingen. 315

XXVII. Anmerckungen über das Schreiben eines fränckischen von Adel. 324

XXVIII. Uebergang der Alliirten über den Rhein. 339

XXIX. Von der Gerechtigkeit des Kriegs. 348

XXX. Er-

XXX. Erörterung der Frage: Ob die Teutschen wohl thun, daß sie den Franzosen nachahmen? 396

XXXI. Einige Anmerckungen über die Anforderungen der Reformirten in Franckfurt wegen einer Kirche. 415

XXXII. Das Lob der Bankeruttirer. 436

XXXIII. Von den Ursachen des Geldmangels, und den Mitteln solchem zu begegnen. 453

XXXIV. Grundfeste der wahren Staatskunst. 473

XXXV. Von der Vereinigung der Protestanten, und wie leicht solche wäre, wenn man die Controversien abschaffte. 480

Kleine

Kleine
Staats-Schrifften,

welche

bey Gelegenheit der

Wahl und Krönung

Carl des Siebenden

und

andern Begebenheiten sind aufgesetzt worden.

Vorläuffige Gedancken über die Religion, zur Vereinigung der Christen.

Aus dem Französischen übersezt.

Tam popularis & inexpedita est doctrina Christi quam nunc impedita, spinosa, ne dicam tenebricosa facta, partim admixtu legum ac disciplinarum, humanarum; partim somniis & inventiunculis ambitiosorum hominum, posteaquam sacræ Theologicæ professio scenica quædam ac theatrica res esse coepit, Tota hominis ætas non sufficit quæstiunculis & inutilium argutiarum argumentis. *Erasmus.*

1749.

Es ist unmöglich, daß man nicht allenthalben eine erste Ursache und eine Ordnung, die sich folget und alles belebet, bemercken solte. Die Schwachheit unseres Verstandes wird uns nicht hindern hierinn eine wirkende und liebreiche Gottheit zu entdecken.

So bald hat uns nicht die Natur auf diese Art gelehrt gemacht, so verlangen wir dieses allmächtige und vollkommene Wesen näher zu kennen. Die heilige Schrifften geben uns ein helleres Licht von GOtt und offenbaren uns zugleich dessen Willen, beydes unsern Glauben und unsern Wandel darnach einzurichten. Die Vernunfft, welche sich in diesen göttlichen Wahrheiten zurecht findet, unterscheidet leicht die Begriffe die sich auf GOtt, und die Gesetze, die sich auf den Menschen beziehen.

Nach diesen Grund-Sätzen werden wir uns einen richtigen Begriff von der Religion machen: Heilig, vernünfftig werden wir uns lehrsam erzeigen, eine Offenbarung anzunehmem, welche die Merckmale der Göttlichkeit aufweiset.

Diese Offenbarung ist entweder zu unsrer Seligkeit zureichend, oder sie ist solches nicht? Ist sie solches nicht; wo sollen wir dasjenige suchen was daran mangelt? Bey den Weisen und Schrifftgelehrten? Was werden uns diese lehren? die traurige Kunst über Fragen zu disputiren die man nicht verstehet. Dadurch kan man mehr den Glauben verlieren als erhalten.

Diese gelehrte Leute sind von ihren Wissenschafften eingenommen und unter sich selber nicht mit einander eins. Es sind unter ihnen so viel Secten und Meynungen, daß man nicht weiß auf welche Seite man sich wenden soll. HErr! sagt der H. Petrus, zu wem solten wir gehen? du hast Worte des Lebens. * Dieses düncket mich sey entscheidend. Um

* Joh. 6, 68.

Um also sicher zu gehen, so will ich mich allein an diese Lehre halten. Ich finde solche nirgends deutlicher als in den Büchern der Heil. Schrifft.

Nichts giebt einen stärckern Beweiß von der Wahrheit der Heil. Schrifft als die Geschichtkunde. Ich sehe hier die Zerstörungen der Städte: den Umsturz der Monarchien: die Ausrottung ganzer Völcker: die Weissagungen eines Meßias, und die entsetzliche Folgen des auf den Juden liegenden Fluchs. Ich finde in allen diesen Begebenheiten einen unwiderleglichen Beweiß von der Wirklichkeit der göttlichen Offenbarung. Das höchste Wesen wird sich nicht haben beykommen lassen, die gantze Welt nach den Grund-Sätzen einer irrig-gefaßten Religion zu regieren. Man kan nicht läugnen was geschehen ist und was man siehet. Alle Lehr-Gebäude der Metaphysic reichen nicht an eine Wahrheit die GOtt selbst beweiset.

Es ist ein Unterscheid unter Glauben und unter Erkennen; Man kan Sachen glauben davon man gar keine klare und deutliche Erkenntniß hat. Die Mythologie, die Fa-

beln des Homerus und des Hesiodus. Die Abendtheuer der Romanen; die Erzehlungen der Reisenden; die Geschichten der geheimen Philosophie von Gespenstern und allerhand Geistern. Alle diese Dinge werden von sehr vielen Leuten für Wahrheiten angenommen und geglaubet. Wir machen noch täglich neue Proben in der Natur Lehre: wir sehen die Wirkungen, aber die Ursachen und den Zusammenhang nicht. Alles dieses beweiset, daß der Mensch unendlich viel Dinge glauben kan, ohne davon eine klare und deutliche Erkenntniß zu haben.

Die Erkenntniß im Gegentheil erfordert eine mathematische Gewißheit, die nach allen ihren Theilen kan bewiesen werden: sie hat ihren Einfluß auf unsre Sinnen und formiret aneinander-hängende Begriffe in Betrachtung eines Vorwurffs, dessen Wirklichkeit man zu wissen behauptet. Die Offenbarung hat keine mathematische Gewißheit: die Vorwürffe sind von unseren Sinnen allzu weit entfernet; der Glaube aber umfasset oder ergreiffet solche auf die Zeugnisse göttlicher Merckmale als ob sie wirklich gegenwärtig

waren,

wären. Dieses machte den Heiland sagen: Selig sind, die nicht gesehen haben und doch glauben. * Hier finden die Gelehrten was sie demüthigen, und die Einfältigen was sie erheben kan.

Es sind nur sehr schwache Jdeen, welche ein so kurtz umschränckter Verstand, wie der meinige, sich von einem unendlichen Wesen zu machen fähig ist. Jch kan davon nicht anders als aus den Wirkungen urtheilen. Jch befinde mich auf einer Erde von dessen Ober-Fläche ich nur etliche kleine Stücke entdecke, und auf welchen ich kaum die Figur von etwas lebendiges vorstelle: wie solte ich mich unterstehen, meine schwache Blicke bis zu dem unendlichen Wesen aufzuschlagen, welches weder Himmel noch Erde fassen kan? Jch, der ich nicht einmahl eine Sache im Grund erkennen kan, die vor mir ist. Jch werde also weißlich bescheiden, um dasjenige demüthig zu glauben, was diesem höchsten Wesen gefällt, mir von seinen Vollkommenheiten und von seinen Absichten bekannt zu machen. Dann der Glaube, wie ihn Paulus beschreibet, ist eine gewisse Zuversicht, dessen das man hoffet und eine Darstellung im Geist von dem, was man nicht siehet. **

* Joh. 20, 28.

** Hebr. 11, 1.

Heilig gerühret von diesen Strahlen, überlaß ich mich denenjenigen Wahrheiten, die sie mich sehen machen.

Nein, nein, mir grauet nicht vor jener Dunckelheit,
Die um des Glaubens Lehr sich heilig ausgebreit.
Ich werde mit dem HErrn viel weniger noch streiten.
Wer anders doch, als er, kan mich zur Wahrheit leiten?
Und schliefet er sich gleich in düstre Wolcken ein,
So strahlet doch auf mich ein höchst beglückter Schein.
Was will ich mehr? getrost; er läßt mich alles hoffen,
Ich bet die Wolcken an, draus mich der Strahl getroffen,
Er hat geredt, ich glaub, zu Füssen meines HErrn
Erniedrigt die Vernunfft sich ohne Scham gantz gern. *

Es sind gwisse Staffeln der Tugend und der Weißheit, welche bis in das Unendliche gehen. Die Gnade ist einem jeden gegeben nach

* Racine Relig. VI. Gesang.

nach dem Maaß der Gabe Christi. * Unsere Fähigkeit ist das Maaß unseres Gehorsams. GOTT, der nichts als Gerechtigkeit und Liebe ist, verlanget mehr nicht von mir als er mir gegeben hat. ** Kommen mir Dinge vor, die über meinen Verstand sind, so halt ich mich an diejenige die ich verstehe. Die nöthigste Wahrheiten sind auch die einfältigsten und deutlichsten; Sie stimmen mit einander überein: man findet sie allenthalben: sie sind ohne Widerspruch und durchgehends angenommen. Ein vernünfftiger Mensch glaubet sie, weil er vernünfftig ist.

Wann ich mich in Betrachtung speculativischer Wahrheiten betrüge; wann mein Verstand Irrthümer annimmt, ohne dabey etwas böses zu dencken, oder vorzuhaben; so wird diese Schwachheit die höchste Majestät nicht beleidigen. Weder Christus, noch seine Apostel haben niemahls keine Strafen auf die Fehler unseres Verstandes gesetzt; Paulus ermahnet die Römer diejenige aufzunehmen; die schwach im Glauben sind und dieselbige nicht mit allerhand Streit-Fragen zu verwirren. *** Dann er

* Eph. 4, 7.
** Luc. 12, 48.
*** Röm. 14, 1. & seq.

wußte wohl wie vielen Schwachheiten und Fehlern unser Verstand unterworffen ist. Dieses ist auch die Ursache warum GOtt die Seligkeit der Menschen nicht auf schwere und scharffsinnige Fragen setzet. Denn seine Gerichte sind unbegreifflich und seine Wege unerforschlich. * Dargegen macht er uns seinen Willen offenbar. Was bedürffen wir mehr.

So wie ein Mensch, der sich an einem hellen Tag auf dem Gipfel eines hohen Berges befindet, ein weites offenes Land entdecket, ohne davon die Gräntzen zu sehen, so zeiget uns auch der Glaube eine Schilderey unendlicher Vorwürfe. Eine grose Stadt siehet hier in der Ferne einem kleinen Steinhaufen ähnlich. Ein Wald, der etliche Meilen im Umkreis hat, scheinet wie ein dunckler Flecken in einem lichten Felde. Die gröste Ströme schlängeln sich in den weit gezogenen Flächen wie kleine Gewässer die durch die Strasen rinnen. Dieses alles hindert uns nicht zu glauben, daß viel tausend und Millionen Creaturen diese Städte und diese Landschafften bewohnen, wir haben einen zureichenden Grund solches zu glauben. Wie also hier alle Vorwürfe

* Röm. 11, 33.

würfe sich unsern Augen entziehen, nachdem sie von uns entfernet liegen, so daß man zuletzt nichts als einerley Licht und Farbe erblicket, den Horizontal-Strich aber, welcher die Erde von dem Himmel trennet, kaum bemercket, so wird auch unser Glaubens-Auge je weiter wir forschen in die tiefen der Gottheit hingerissen. Man bewundert solche, man betet sie an.

Die Gaben des Geistes sind unterschieden; sie sind es aber nicht auf eine Art, daß wir nicht solten zusammen in dem Glauben an Christum und in der Liebe vereiniget sein können. Wenn wir uns in so vielerley Secten theilen wolten als es verschiedene Meynungen geben, wo würden wir uns endlich mit unsern Grund-Wahrheiten, welche das gesellschafftliche Leben und die Religion betreffen, hingebracht sehen? Die bürgerliche Gesetze vereinigen unter ihrer Macht alle Glieder eines gemeinen Wesens; warum solten die göttliche Gesetze, die nur auf die Liebe und auf den Frieden dringen, nicht eben solche Kraft haben?

Die gantze christliche Religion beruhet auf zwey Grund-Sätzen. 1) Daß Christus der Meßias sey und 2) daß wir den Willen thun sei-

seines Vaters im Himmel: das ist, seine Gebote halten.

Die Wahrheit des ersten Grund-Satzes ist zur Genüge beydes durch die geistliche als weltliche Geschichten bewiesen. Es ist eine allgemeine Uebereinstimmung unter denen Propheten, unter denen Evangelisten, unter denen Aposteln und unter denen Begebenheiten der Welt.

Die Wahrheit des zweyten Grund-Satzes beziehet sich auf das göttliche Gesetz und die Pflichten der Menschen. Nichts ist klarer. Ein Schrifftgelehrter stund auf und fragte JEsum: Meister, was soll ich thun um das ewige Leben zu erlangen? Was ist, sagte JEsus, im Gesetz geschrieben? Du sollt, antwortete der Schrifftgelehrte, den HErrn deinen GOtt lieben, von gantzem Hertzen, von gantzer Seele, aus allen Kräfften und gantzem Gemüth, und deinen Nechsten als dich selbst. JEsus sprach darauf: du hast recht geantwortet, **thue das so wirst du leben.** * Man kan nicht eigentlicher und mit mehrer Deutlichkeit auf eine so cathegorische Frage antworten; die mit einmahl in wenig Worten alle die Zänckereyen entscheis-

* Luc. 10. 20-25.

scheiden solte welche unter dem belesenen und gelehrten Volck zu entstehen pflegen. Ein Volck das von allen Zeiten her die deutlichste und einfältigste Wahrheiten verwirret hat, um die Scharffsinnigkeit ihrer eignen Einsichten und Lehr-Sätze gelten zu machen.

Sehet hier den grosen Endzweck der christlichen Religion dahin uns alle die Schrifften von Moses und den Propheten, von Christo und seinen Aposteln verweisen.

Niemand kan einen andern Grund legen als den der geleget ist durch JEsum Christum und welcher er selber ist. * Warum bleiben wir nicht dabey, als ob solcher nicht zureichend wär? kan man besser die Wahrheit lehren als der, welcher die Wahrheit selber ist?

Man weis daß die Priester und die Schriftgelehrten die Religion schier immer am meisten verdorben haben. Die gantze Auffführung des Heylandes, gegen diese Leute, leget solches genugsam an Tag. Die Priester im Heidenthum waren von gleichem Schlag. Niemahl hat man ein unruhiger, zänckischer und unverschämter Volck gesehen. Von den Ufern des

* 1. Cor. 4, 11.

des Nils bis an den Eufrat; von dem Eufrat bis an den Pelopones; von dem Pelopones bis an die Seulen des Hercules. Ja, von den Wüstenyen des entlegensten Africa bis auf die Küsten des Eis-Meers. Alles war mit solchen herrschsüchtigen und grausamen Menschen angefüllt, welche zu Ehren ihrer Einbildungen die Ruhe in der menschlichen Gesellschafft störeten und ihren eignen Götzen das Blut der Menschen opfferten.

Die gesunde Vernunfft ist, GOtt sey danck, den Menschen wieder gekommen; sie vereiniget sich mit den schönen Geboten des Heylandes, und duldet nicht mehr dergleichen abscheuliche Ausschweiffungen die der menschlichen Gesellschafft zur ewigen Schande gereichen. Wir haben zum Theil erleuchte und friedfertige Gottesgelehrten; Allein, dem ungeacht, so währen die Zänckereyen, die Verbitterungen und die Feindseligkeiten, welche der Secten Geist ausschäumet noch immer. Alles ist noch durch Haß und Zwiespalt von einander getrennet. Es ist weder Friede noch Einigkeit unter den Bekennern des Christenthums. Ein blinder Eiffer, eine eingebildete Frömmigkeit und eine schwermende Andacht verwirren die gesundeste Lehr-Begriffe von der

Reli-

Religion. Viele Leute, welche Verstand haben wollen, und sehen daß die Religion so übel angebracht wird, fallen gar auf das Gegentheil. Sie entziehen sich des göttlichen Lichts und machen ihr Werck daraus gar nichts zu glauben um Irrthum zu vermeiden.

Sehet hier die traurige Folgen von unserm Religions-Gezänck. Wer soll, wer kan hier Rath schaffen? die Geistlichen? aber eben diese sind es welche das Gezänck unter einander haben. Man kan nicht zugleich Parthey und Richter sein. Es muß also ein anderer Richter die Streitende auseinander setzen und Friede stifften. Die Clerisey macht einen Theil der Republick aus. Eine Republick muß ein würdiges Oberhaupt, und dieses einen Rath weiser und ausgesuchter Männer an der Seite haben. Die Clerisey muß also die Macht und das Ansehen der Regierung erkennen und dessen Aussprüche gelten lassen. Nicht, in Sachen, welche die Freyheit der Gewissen an und für sich solbst betreffen; denn die Gewissen stehen allein unter der Macht des grosen Beherrschers der Welt; sondern nur in Ansehung der äusserlichen Verfassung der Kirche, welche auf die Ordnung, die Ruhe und

auf

auf die Erhaltung der christlichen Religion überhaupt abzielen.

Man wird vielleicht dargegen einwerffen, daß die Theologie eine eigne Wissenschafft sey, welche nur diejenigen allein zu treiben berechtiget wären, die zu ihren Geheimnissen ordentlich eingeweichet würden. So wie es vormahls bey den egyptischen Priestern gebräuchlich war, welche eine geheime Sprache und heilige Bücher hatten, die niemand als die Mitglieder ihrer Gesellschafft verstehen konten. Solte man auf diese Art dencken; so könte man es eben so machen, wie in Egypten. Ein jeder Fürst, Magistrat, Rechts-Gelehrter, ja, ein jeder tapferer Kriegs-Held lies sich in den Geheimnissen der Priesterschafft unterrichten. Dergestalt daß nicht leicht Personen von Stand und Witz gefunden wurden, denen diese Geheimnisse nicht wären bekant gewesen; Sie betraffen aber im Grund nichts anders als die Wissenschafften, welche die Beschäfftigung kluger Leute waren und der Pöbel nicht verstund.

Betrachtet man die Theologie als eine Wissenschafft, so gehöret sie für alle Philosophen; betrachtet man sie aber als eine Sache zur Selig-

Seligkeit, so gehöret sie für alle Menschen. Ich glaube, daß die Worte Christi alle seine Schüler angehen, wenn er sagt: Forschet fleissig in den Schriften, dann sie zeugen von mir. * Deswegen ist der Rath des Weisen, daß man der Weisheit sich von ganzem Herzen nähern, ihr auf alle Tritte nachfolgen und sie aller Orten aufsuchen soll; dann auf diese Art wird sie uns offenbaret werden und Ruhe und Freude verschaffen. ** Ich hoffe die Geistlichen werden uns diesen Beruf nicht verdächtig machen. Wir haben viele grose Leute, welche über theologische Materien mit eben solchem Nachdruck geschrieben haben, als die Theologen von Profeßion. Man hat sogar geistliche Schriften von Frauens-Personen, welche denenjenigen unsrer Schriftgelehrten nichts nachgeben. Was aber die Verwaltung der Kirchen-Aemter betrift, so wird niemand denen Amts Geistlichen solche strittig machen. Dann es ist ein groser Unterscheid unter dem Amt eines Menschen, wenn man ihn betrachtet als ein Glied der bürgerlichen Gesellschafft, und unter denen Wissenschafften, die man als ein vernünftiger Mensch zu erlangen sucht.

* Joh. 5, 39.

** Sirach 6, 27. & seq.

Ein Magistrat, der nach Maßgebung der göttlichen und bürgerlichen Gesetze bestellet wird, hat jederzeit die Muthmassung vor sich, daß er so viel in Religions-Sachen erfahren sey als erfordert wird, das wesentliche und nothwendige davon einzusehen, um den öffentlichen Gottesdienst einzurichten, den Frieden zu handhaben und die Zänckereyen zu verbieten, welche zu Spaltungen und Sectirereyen verleiten. Nicht unsre Meinungen, sondern unser Herz und unser Wille müssen sich in der Liebe Christi vereinigen und also das Band der heiligen Eintracht ausmachen.

Man disputire so lang man will; man widerlege die Irrthümer mit den allerscharfsinnigsten Beweißthümern: man gebrauche dazu alles was die Vernunft-Lehre feines und durchtriebenes hat. Man wird damit nichts ausrichten. Ein jeder Theil wird als Uberwinder den Kampf-Platz verlassen, und stolz über einen Sieg den er nicht hat erhalten können, die Sachen in dem Stand lassen wie zuvor. Wo anders zum Unglück der Eifer über einen streitenden Artickel sich zu vergleichen, nicht ein neues Gezänck auf die Bahn bringet. Man lässet sich niemahls mit einem vorbereiteten Hertzen in solche Gespräche

spräche ein, um seine Irrthümer fahren zu lassen, im Fall man solte überwiesen werden. Der bescheidenste Lehrer ist dabey immer fest entschlossen, sein Lehr-Gebäude zu vertheidigen und nichts daran zu ändern.

Wir sind also auf diese Weise übel daran: an statt einer einzigen Wahrheit und eines einzigen Gesetzgebers verweiset man uns auf so vielerley Glaubens-Formen. Man bringt so viele Fragen und Streit-Puncten vor. Man bindet uns durch so viele Ceremonien und Gesetze, daß man schier nicht mehr weiß woran man sich halten soll. Vernünftige und friedfertige Geistlichen haben das Herz nicht sich darüber zu regen; furchtsamer als sie meynen und durch ihre öffentliche Eidschwüre an die Statuten der Kirchen gebunden, so muß ihnen stets bange seyn, ihr Gewissen und ihr Amt mit einander zu vergleichen.

Man muß sich demnach eines ganz andern Mittels bedienen, wenn man in der That den Frieden in der Kirche herstellen will. Man muß nemlich alle strittige Puncten ganz auf die Seite setzen und sich mit einander auf die Haupt-Artickel, welche nicht strittig, sondern von allen Christen überhaupt angenommen

sind, zusammen vereinigen. Der Glaube an Christum und die Pflichten, die er uns lehret sind hierzu genug. Es ist da wenig zu disputiren, wo es nur darauf ankommt seinen Glauben, in der Liebe, durch gute Wercke zu zeigen. *

Was den äuserlichen Gottesdienst betrift, so wissen wir daß GOTT nicht in Tempeln wohnet, die mit Händen gebauet sind. ** Wir selber, als Christen, sind Tempel des Heiligen Geistes, *** Tempel des lebendigen GOttes, **** wo er will im Geist und in der Wahrheit angebetet seyn. ***** Dieses will nicht sagen, daß nicht der öffentliche Gottesdienst zugleich GOtt angenehm und für die Menschen nöthig sey, um in der Gemeine dessen heiligen Namen anzubeten, um sein göttliches Lob zu besingen, um seinen Beystand anzuflehen und seine Wahrheiten dem Volck zu verkündigen.

Allein, welche Mißbräuche haben nicht diese schöne Gottesdienste besudelt? Nichtswürdige Menschen, die so frech, als kühn waren, bedien-

* Jac. 2, 18.
** Ap. Gesch. 17, 24.
*** 1. Cor. 3, 16.
**** 2. Cor. 6, 16.
***** Joh. 4, 29.

bedienten sich bey dieser Gelegenheit des Aberglaubens eines unwissenden Volcks, um über die Gewissen zu herrschen und die Reichthümer der Welt sich zuzueignen. Ihre Maskeraden entheiligten die andächstigen Gebäuche, und ihre Gauckeleyen machten den ganzen äuserlichen Gottesdienst zu einem weltlichen Schauspiel. Ich bediene mich hier der Redens-Arten einiger Kirchen-Väter. * Die Wahrheit, welche noch allein dem Fortlauff dieser geistlosen Schwermereyen sich widersetzen konte, wurde darüber in Bann gethan. Man mußte, um orthodox zu seyn, auf die gesunde Vernunft verzicht thun, und sich lencken und leiten lassen, wie die Roß und Maul-Esel, die keinen Verstand haben. Wir selbst, wir hängen noch zu sehr an allerhand Vorurtheilen und Gebräuchen, welche durch den Irrthum sich eingeschlichen haben, und durch das Ansehen so vieler Jahrhundert verehrungs-würdig scheinen. Man muß nicht denen Meinungen, welche durch einen allgemeinen Beyfall der Völcker sind angenommen worden, allzukühn entgegen sprechen: man

* Man lese unter andern den Nazianzen in seinen Objurgat. ad Clem. Orat. XXVI. de mod. in disp.

muß aber auch nicht zu viel Furcht haben, dasjenige was darinn übertrieben ist und von Mißbräuchen herrühret, zu entdecken, um der Wahrheit die man unterdrücket beyzustehen.

Lasset uns einmal das Herze fassen und weise werden: Lasset uns der Kirche ihre erste Unschuld und ihre erste Reinigkeit wiedergeben. Lasset uns die thörigte Fragen aufheben die keinen Nutzen haben, und nur Zanck gebähren. * Seit dem der Mensch seine Aufrichtigkeit verlohren hat, sucht er nichts als Künste. Er kennet nicht mehr diejenige liebens-würdige Einfalt, welche dem HErrn so wohl gefällt, und uns der heiligsten Eindrücke fähig macht. Was halten wir uns noch viel mit unsern Glaubens-Formen und Ceremonien auf? Ist es nicht eine grose Thorheit uns der Geistlichen halben mit einander zu entzweyen und über Dinge zu disputiren die wir nicht verstehen.

Die Religion hat niemalen ein majestätischer Ansehen, als in ihrer natürlichen Einfaltigkeit. GOTT verherrlichet sich selbst in der Natur und in unsern Herzen. Der äuserliche Pracht, der Pomp, die Aufzüge

* 2. Tim. 2, 23.

ge und die wunderliche Ideen, die man damit verknüpfet, machen die Religion in den Augen kluger Leute nur unkenntlicher, und setzen sie zugleich dabey dem Gespött der Unglaubigen und der Frey-Geister aus.

Ich sage nicht, daß man alle Ceremonien, ohne Unterscheid abschaffen solte; nein, dieses ist meine Meinung nicht. Wann sie gut und erbaulich sind, so soll man sie lassen; wo sie aber an statt solcher heilsamen Wirkungen zu nichts als Zanck und Streit Anlaß geben, oder zu allerhand seltsamen Hirn-Bildern verleiten, welche die gesundesten Begriffe der Religion verwirren, so muß man sie als Steine des Anstoses aus dem Wege räumen, wenn sie gleich so alt als die Welt wären. Denn wir sind an nichts mehr gebunden, seit deme das Schattenwerck aufhöret und der Cörper Christus selber ist. *

Die Taufe und das Abendmahl sind an und für sich selbst sehr erbauliche Ceremonien. Allein man hat ihnen, insonderheit dem Abendmahl, ein ganz andres Ansehen gegeben; dergestalt, daß, an statt solches zu einer heiligen und brüderlichen Vereinigung in Christo die-

* Col. 2, 17.

nen solte, daraus unendliche Zänckereyen und Verwirrungen enrstanden sind.

Die erste Christen brachen bey ihren Mahlzeiten einander das Brod und überreichten sich einander den Kelg, zum Gedächtniß des gecreutzigten Erlösers. Sie fügten zu diesem andächtigen Gebrauch die Liebesmahlen, wo sie die Armen mit zu Gast baten. So wie Freunde, wann sie zusammen kommen, sich eines abwesenden Freundes auf das zärtlichste erinnern und dessen Gedächtniß feyern, indem sie sich vorstellen, was er ihnen zum besten gethan hat; so war auch der Endzweck dieses Brodbrechens dahin gerichtet, dasjenige zu beobachten, was Christus bey dem letzten Paschah seinen Jüngern befohlen hatte, nemlich solches zu seiner Gedächtniß zu thun. So bald nun Christus starb so hörte das Paschah auf, denn die ganze Ceremonie des Oster-Lamms, war, wie wir in allen Kirchen glauben, nur ein Vorbild auf das Leiden Christi. Es blieb also davon weiter nichts mehr übrig, als das Gedächtniß des HErrn zu feyern, so offt seine Jünger zusammen kamen.

Im dritten Jahrhundert, da die Reiche der Welt sich vor den Heiland erklärten, bauete man

man allenthalben Altäre und Tempel; alles wurde mit Ceremonien überhäufft. Die Juden behielten vieles von ihren Gebräuchen und die Heiden, da sie Christen wurden, konten sich auch nicht völlig ihrer alten Gewohnheiten entschlagen. Es entstund also hieraus ein trauriges Gemengsel von jüdischen und heidnischen Ceremonien in dem Gottes-Dienst der Christen. Man war dabey niemahls in diesen Sachen übereinstimmig; und der Zwiespalt dauert noch biß auf unsre Zeiten. Mitten unter diesen Zänckereyen wurde das Abendmahl in den Tempeln eingeführet; allein so verändert und mit solchen Zusätzen, daß man sich darinn nicht mehr zu recht finden kan.... Doch, ich mercke daß, so bald man nur diesen Artikel berühret, die Gemüther sich entflammen und bereit sind mir, der ich den Frieden suche, den Krieg anzukündigen. Was sag ich? die ganze Vereinigung der Kirche stöset sich hauptsächlich an diesen Streitpunct.

Wär es nicht möglich einem jeden darüber die Freiheit zu lassen das Abendmahl in seinem Haus mit seinen Freunden, oder auf eine andre Art zu halten? oder, wenn man ja das Gedächtnis des Leibes und Bluts Christi in der offentlichen Kirchen feyern wolte; solte man

nicht solches auf eine allgemeine symbolische Art vor dem Altar, durch das Zeichen des Creutzes, durch die Darstellung des Kelchs mit einem Schaubrod, durch einen Communions-Gesang und dergleichen, wodurch eine Theilnehmung an Christi Leib und Blut angedeutet wird, bewerckstelligen können? Sind nicht noch andre heilige Gebräuche mehr in der Kirche, die sowohl in den Häusern, als bey dem offentlichen Gottesdienst statt finden, z. E. die H. Tauffe, die Einsegnung der Ehe, u. s. w. Warum solte dieses nicht auch in Ansehung des Abendmahls geschehen können? Zumal, wann dadurch der Friede unter den Christen könte hergestellet werden.

Dürffte ich hier noch eine Anmerkung wagen, ohne einer Parthey zu nahe zu tretten? sie betrifft das wahre geistliche Abendmahl, davon der H. Johannes in seinem sechsten Capitel die deutlichste Erklärung giebt. * Der Geist ist es, der da lebendig macht, das Fleisch hilfft uns nichts: (caro non prodest quicquam) Die Worte, die ich zu euch rede, sagt unser Seligmacher, sind Geist und Leben, und an einem andern Ort heißt es: Ich stehe vor der Thür und klopfe an: wenn jemand meine Stimme höret und mir aufmachet, zu dem

werd

* Joh. 6, 27. 31. 35. 41. 58.

werd ich eintretten und mit ihm das Abendmahl halten und er mit mir. * Allein, darff ich es sagen? Es gehet uns wie den Juden; der HErr sprach mit ihnen durch Gleichnisse und sie verstunden ihn nicht. **

In Ansehung der übrigen Ceremonien dürfte es keine sonderliche Schwerigkeiten setzen. Man hat davon keine solche Furcht zu reden; sie haben alle zusammen keinen solchen Streit erreget als das Abendmahl allein. Hier könte man villeicht mit recht sagen. Der Leib Christi ist denen, die ihn nicht unterscheiden können, ein Geruch des Todes zum Tode, wie er im Gegentheil denen wahren Glaubigen ein Geruch des Lebens zum Leben ist. *** Selig sind die Friedfertigen, dann sie werden Gottes Kinder heissen. ****

Lasset uns deswegen in Ansehung gewisser Ceremonien und Gebräuchen nicht zu eigensinnig oder zu gezwungen sein. Wenn darinnen nichts ist das schnurstracks der Religion selbst zuwider ist, so muß man darinn nachgeben, damit, wie der H. Paulus erinnert, die christliche Freiheit denen Schwachen nicht möge anstößig sein.***** Dann diese haben der äuserlichen Dinge und Cere-

*Off. Joh. 3, 20. ** Matth. 13, 13. *** 2 Cor. 2, 16. **** Matth. 5, 9. ***** 1. Cor. 8, 9.

Ceremonien vonnöthen, um dadurch zur Andacht aufgemuntert zu werden. Von dieser Art sind die Tauffe, das Abendmahl, das Bild eines Creutzes, die Gesänge vor dem Altar, die Musik, die Gemählde, die Bildseulen, die Chor-Röck, die Einsegnung der Ehe, und der Priester, die Fast- und Fest-Täge; die Firmung, die Salbung und andre dergleichen Ceremonien.

Es ist der Natur des Menschen gemäs, daß seine innerliche Empfindungen durch äuserliche Dinge rege werden. Ein äuserlicher Gottes-Dienst kan nicht wohl gantz ohne Ceremonien sein. Man muß dadurch denen rohen und ungeschlachten Menschen eine gewisse und heilige Ehrfurcht für das höchste Wesen, welches sie so wenig kennen, einzuflösen suchen: Es hat GOtt selbst gefallen sich nach dieser Schwachheit der Israeliten bey der Einführung des ceremonialischen Gottes-Dienstes im alten Testament zu richten. Allein man muß die Ceremonien nicht überhäuffen, noch solche zu Glaubens-Artikel machen, noch vielweniger dadurch die gesundeste Begriffe in der Religion selbst verwirren. Denn das Evangelium hat uns gantz und gar von dem Joch des ceremonialischen Gottes-Dienstes befreiet. Wir sind

nun

nun einmahl im Grund an nichts weiter gebunden, als an den Glauben an JEsum Christum, und daß wir sollen den Willen thun seines Vaters im Himmel. *

Ich endige mit einer Anmerkung welche Gelegenheit zu diesen Gedancken gegeben hat. Wir leben zu einer Zeit wo die Wissenschaften weiter getrieben werden als jemahls. Um darinnen einen Fortgang zu gewinnen, müssen wir uns nothwendig von denjenigen Vorurtheilen zu entledigen suchen, die man uns von Jugend auf beygebracht hat und welche eine stets anhaltende Gewohnheit unterhält.

Verwirrt durch unsre Leidenschafften, so wohl als von den Zänckereyen unsrer Lehrer, so ist es Zeit, daß man einmahl mit Ernst sich angelegen sein lasse die Menschen wieder zu den einfältigen Grund-Wahrheiten zurück zuführen, und den Frieden durch die Heiligkeit der Religion, welche davon der Grund sein muß, zu befestigen.

Von den Geistlichen stehet diese Art des Friedens nicht zu hoffen; dann ob es wohl unter ihnen so viel friedfertige und weise Leute giebt, als unter andern Menschen auch, so hafften doch die meisten unter ihnen noch zu viel an ihren Lehr-Gebäuden und eignen

* Math. 7, 21.

Sätzen

Sätzen: sie sind deswegen noch immer unerschöpflich in Fragen und Streit-Puncten.

Wir müssen demnach diese Glückseligkeit von der Vermittelung und der Macht eines christlichen Oberhaupts erwarten. Ich will sagen von einem solchen, der die Gaben empfangen hat ein grosses Volk nach den Grund-Regeln der Weisheit und der Menschen-Liebe zu regieren. Seit dem daß die Geburt Könige macht und das Blut ein Recht giebt die Thronen zu besteigen, seit dem, ich muß es bekennen, sind diese Fürsten ein wenig rar. Allein es giebt ihrer doch welche. Es sind solches Helden, welche das Heidenthum vergöttert hat, und welche wir Christen als Gesandten von GOtt betrachten das Heil der Menschen zu befördern.

Lasset uns dem preußischen Monarchen Recht wiederfahren. Er ist unstreitig einer von den grösten und weisesten Fürsten die je gelebet haben. Er hat nichts von den Schwachheiten und thörichten Leidenschafften welche machen, daß man auch zuweilen die Ehrerbietung, die man gecrönten Häuptern schuldig ist, verlieret. Selbst seine Belustigungen haben nichts kleines und nichts verächtliches. Ein Geist, wie der Seinige, kan keine Vergnü-

gnügung an solchen Dingen finden die von keinem Werth sind und keine Beziehung auf etwas hohes und würdiges haben. Seine Ruhe, nach denen weitläufftigen Beschäfftigungen, welche die Wohlfahrt seines Volcks und des ganzen Europa betreffen, ist denen Wissenschafften gewidmet. Ein so groser Weltweiser als groser Monarch, und ein so groser Held als die Weißheit erlaubet der Ehre zu wiedmen.

Ein soicher König, nachdem er das grausame Ungeheuer der Rechts-Plage (Chicane) aus seinen weiten Staaten zu vertreiben gewußt, dürffte auch wohl am ersten im Stand sein, die Christen zusammen in einen Gottes-Dienst, nach denen von ihnen überhaupt angenommenen Grund-Sätzen zu vereinigen.

Die göttliche Vorsehung scheinet von langer Hand in diesen Ländern auf ein so wichtiges Werck zuzielen: Man siehet darin eine christliche Tolleranz Die Streitigkeiten und Zänckereyen in Religions-Sachen haben nirgend weniger ausgeschweiffet: Man findet darinn die vortrefflichste Weltweisen, die friedliebenste Geistlichen und eine Menge recht frommer Leute. Die Soldaten zeigen in ihrem Wandel Gottesfurcht und die Hofleute

Demuth.

Demuth. Die Gottlosen finden sich gerühret von den Lehren der Tugend, und die Traümer kehren wieder zur Vernunfft. Denen starcken Geistern ist erlaubt die Wahrheiten zu untersuchen, und denen Blödsinnigen bey ihrer Vor Eltern Satzungen zu bleiben. Nirgend findet man weniger Verbitterung in Glaubens-Sachen und mehr Eintracht in dem bürgerlichen Leben. Alles dieses scheinet, der bisher unter sich getrennten Christenheit ein neues Heil zu verkündigen. Es fehlet nichts mehr als daß Friedrich (soll ich sagen der Weise oder der Grose?) seinen Nahmen über dem Eingang eines Tempels glänzen und solchen zur Friedens-Kirche einweihen lasse: Damit in demselben alle Christen, ohne Gezänck, ohne Leichtsinnigkeit und ohne Aberglauben ihren öffentlichen Gottes-Dienst finden mögten.

CALIXTUS.

Cupio mori sub capire Christi & in fide vere catholicæ Ecclesiæ & amore omnium, qui Deum Patrem Filium & Spiritum Sanctum sincere colunt & diligunt.

I. Brief.

Von den Anzeigungen des Kriegs.

Non ſolum adventus belli ſed metus ipſe adfert calamitatem. *Sen.*

Wie, mein Herr, Sie wollen ihr Landgut verlaſſen und ihre Sicherheit hinter unſern Wällen ſuchen? Sie glauben Hannibal (*). Man redet von nichts als Krieg. Man wirbt allenthalben Soldaten. Man verbietet die Ausfuhr der Früchte. Man iſt beſchäftiget einen neuen Kayſer zu

(*) Hannibal ante portas.

wehlen. Das Haus Bayern macht Ansprüche auf die oesterreichische Länder. Der König in Preussen rücket mit einem Heer von 30. tausend Mann in Schlesien. Die Erbfolge wegen Jülich und Berg ist auch noch nicht ausgemacht. Alle diese Umstände scheinen uns in der That einen Krieg über den Hals zu ziehen; allein, wir haben, so GOtt will, in unsern Gegenden nichts zu befürchten. Der Mangel der sich bey uns äussert, schützet uns gegen alle feindliche Einfälle: Der Soldat findet bey uns nichts zu zehren, und wenn wir nicht zuvor ein paar gute Erndten machen, so sehe ich nicht, wie zwey Kriegsheere bey uns ihren Unterhalt finden und sich mit guter Manier herum rauffen könten.

Stellen Sie sich ein Kriegsheer vor, welches in Bewegung ist: wie alles darüber mit Schrecken und Jammer erfüllet wird. Wie es raubet und plündert: wie es alles in Unordnung und Verwirrung setzet, und durch keine Gesetze sich einschräncken oder binden läßet. Wo beydes, Freunde und Feinde, das Land verwüsten, und Saat und Feld und Weinberge verderben; mit einem Wort, wo alles der Wuth des Kriegs und dem Muthwillen des Soldatens ausgesetzet ist. Solten wir wohl dergleichen Ubel in unsern Gegenden noch zu gewarten haben. O gewiß! wir sind verdorben genug. Man darf sich nicht mehr die Mühe geben, uns noch weiter zu verderben. Unsre Bauren müssen ihre Kartofeln anstatt des Brods essen: sie haben

nichts

nichts mehr als ihre elenden Hütten und ein armes Leben zu verlieren. Unsere meiste grosse Herren haben auch ihre Haushaltungen meistentheils so eingerichtet, daß es nicht wohl schlimmer für das Land seyn kann.

Was den König in Preussen betrifft, so mag er thun was er will, wir werden uns in seine Händel nicht mengen. Er ist ein kluger Fürst. Er weiß wie man Geld und Volk benutzen kan. Er weis, daß die Königin von Ungarn beydes vonnöthen hat: er bietet ihr beydes an. Es ist wahr, daß die Art, womit er solches thut, ein wenig ausserordentlich scheinet; wir dürfen aber von einem so grossen König nichts anders, als was gerecht ist, erwarten.

Wir haben noch eine andere Furcht von Seiten der Franzosen, unsrer Nachbarn. Sie haben weder Mangel an Geld noch an Truppen. Sie haben ihre Magazinen angefüllet und scheinen mit einer guten Neigung umzugehen, sich der Verwirrungen im Reich zu ihrem Vortheil zu bedienen; allein lasset uns diese Furcht bey Seite setzen. Die Franzosen sind ehrliche Leute. Der alte Cardinal Fleury hat ihnen gewiesen, wie man christlich und bescheiden gegen den Nächsten seyn soll. Ihr Eroberungsgeist ist durch die vier letzte Friedensschlüsse mit uns ziemlich vergnügt worden. Alle unsere europäische Machten setzen ihnen das non plus ultra entgegen. Die Christenwelt kennet, GOtt

sey Danck, noch wohl, was ihr zuträglich ist; ich bin gewiß, was sie auch immer thun mögen, ihre Gränzen zu erweitern, so werden die europäische Machten solches doch nimmer zugeben. Ihre Staatsverfassung selbst leidet keine weitere Ausdehnung. Ihre Macht ist fürchterlich genug, den Nachbarn Gesetze vorzuschreiben und gegen ihre Unternehmungen sich in Sicherheit zu setzen. Was können, was wollen sie weiter noch wünschen, als ihrer Glückseligkeit im Frieden zu geniesen.

Dieses sind auch, mein Herr, die würdige Absichten des vortreflichen Prälatens, welcher in Frankreich das Steuerruder so weislich führet. Diese Staatsregeln werden auch nach seinem Tod noch gutgeheissen werden, wenn wir anders dieses zum Grunde setzen, daß Frankreich auch ferner solche Ministers haben werde, welche den wahren Nutzen des Königs und seines Volkes einsehen.

Sie vermuthen auch, daß ein heimliches Verständniß zwischen dem französischen und bayerischen Hofe sey, und daß der erstere die Ansprüche des letztern unterstützen werde. Es ist allerdings wahrscheinlich, daß das Haus von Bayern bey dermaligen Umständen nicht ohne einen mächtigen Beystand seyn werde.

Dem sey aber wie ihm wolle, Frankreich mag sich laut der pragmatischen Sanction auf die

Seite des Hauses Oesterreich schlagen, oder sich für die Ansprüche des Hauses Bayern erklären. Es mag der König von Pohlen, oder der Churfürst von Bayern, oder der Herzog von Lothringen, oder ein andrer Fürst Kayser werden. Es mag der König von Preussen einen Theil von Schlesien wegnehmen, oder dieses schöne Land als ein schätzbares Kleinod, in der Crone von Böhmen bleiben. Alles dieses fichtet uns hier nicht an. Wir werden uns nicht in diese weitläuftige Sachen mengen: sie werden wohl ohne uns können ausgemacht werden. Man lasse uns in Frieden. Wir wollen den Kayser verehren, den uns der Himmel und die Churfürsten geben werden: dieser mag sodann als der oberste Richter, zusammt den Ständen des Reichs, die übrige Händel schlichten. Sehet, mein Herr, wie alles gut gehen kann. Wenn man den Krieg nicht liebet, so ist der Friede hurtig gemacht: und es ist kein Streit so verwirrt, welcher nicht könte leichtlich beygeleget werden, wenn man anders geneigt ist denselben beyzulegen.

Sie hören doch, mein Herr, den unvergleichlichen Vorschlag, den ich vor einigen Tagen allhier in einem Caffeehause mit angehöret habe. Ein stattlicher Bürger, der die Glückseligkeit des Kauthandels in seiner Miene vorstellig machte; saße an einer grossen Tafel neben andern seines gleichen: er hielt in der einen Hand eine lange Tobackspfeiffe, in der andern aber das Zeitungs-

blat. Er sprach von den gegenwärtigen Zeitläuften. Er gab sich dabey das Ansehen eines alten römischen Dictators. Dieses Ansehen vermehrte sich durch die Menge seiner Zuhörer. Ein ganzes dutzend Köpfe, die einen halben Cirkel um den seinigen herum formirten, gaben ihre Ohren zum besten.

Es war dazwischen kein Raum mehr, den meinigen mit einzuschieben; allein zum Glück sprach der grosse Redner so vernehmlich, daß ich etwas entfernt kein Wort von seinem Vortrag verlohr. Es sind ungefehr zwanzig Jahre, sagte er, daß ich zu Worms im Posthause abstieg. Gleich nach mir kam ein Fremder, der sehr wohl aussahe. Er trat in das Zimmer, worinn ich war, und nachdem er mich höflich begrüsset hatte, sprach er mit mir über allerhand Sachen wohl eine halbe Stunde lang. Ich fande, daß er die Welt kannte und dabey recht wohl zu leben wuste. Er setzte sich darauf wieder in seine Reisekutsche, und ich wünschte ihm ohne weitere Ceremonien, eine glückliche Reise. Der Wirth, da er hörte daß ich diesen Herrn nur als einen Monsieur tractirte, entdeckte mir, daß es der König Stanislaus gewesen sey. Ich hatte mich dermassen verwundert, eine so grosse Leutseligkeit bey einer so hohen Person zu finden, daß ich seitdem stets diesem freundlichen Herrn bin ergeben gewesen. Ich misgönnte zwar nachgehends die pohlnische Crone nicht dem würdigen Sohn des grossen Augusts: ich hätte sie

aber

dem Könige Stanislaus doch eben so wohl gewünschet; ja wann es auf mich ankäme, so würde ich ihm solche noch auf das Haupt setzen.

Uber diese Worte erregte sich unter den Zuhörern ein grosses Gemurmel. Es verdroß einige dieser ehrlichen Leute, daß man sich erkühnete, so frey von einem französischen Bundsverwandten zu sprechen. Was soll dann der Churfürst von Sachsen werden, fragte einer von der Gesellschafft? Kayser, antwortete der grosse Staatsmann mit einem aufgeheiterten Gesicht, und der Churfürst von Bayern? fragte ein anderer; König in Böhmen, war dessen Antwort. Sehet, fuhr der vortreffliche Mann fort, wie ich die Sachen vergleichen wolte. Mähren und Oberschlesien lies ich der Königin von Ungarn. Niederschlesien nebst einem Theil von Jülich und Berg, davon Pfalz das übrige behielte, könnte man dem Könige von Preussen lassen: so könten sie allesammt zufrieden seyn, und einer dem andern wegen zukünftiger Beeinträchtigung Gewähr leisten. Der wiener Hof würde dabey zwar verlieren, aber doch lange nicht so viel, als ihm ein kostbarer Krieg dürfte zu stehen kommen. Die Königin von Ungarn würde einem Verwandten, der auf ihre ganze Erbschafft eine Rechtsforderung macht, etwas von ihren Ländern abtreten und mit noch einigen andern sich einen Freund machen, der im Stand ist ihr diejenige Hülfe zu leisten, deren sie benöthiget ist.

Ich muste heimlich die Ausſprüche dieſes weiſen Mannes bewundern. Ich fand darinnen die geſunde Vernunft eines ehrlichen Biedermannes, und ich glaubte, daß man allenfalls dieſes politiſche Orakel um Rath fragen ſolte, ehe man zu den Waffen ſchritte, davon der Ausgang ungewiß, das Elend aber unvermeidlich iſt.

Ich bin mit einem freyen und aufrichtigen Hertze

Mein Herr,

Den 22. December 1740.

Dero ergebenſter und gehorſamſter Diener

II. Brief.

II. Brief.

Von der Zusammenkunft zu Franckfurt am Mayn.

Quis neget eximiam quoque gloriam sæpius Fortunæ quam Virtutis esse beneficium. *Z. Curtius Lib. VIII.*

Mein Herr,

Es sind bereits drey Wochen verflossen, daß ich hier angelangt bin, und ich habe Ihnen noch nicht geschrieben. Ich bitte sie deswegen um Vergebung. Unser Gesandschaffts-Secretarius gibt Ihnen wochentliche Nachrichten von hier. Ich habe Ihnen deswegen nicht ehender schreiben wollen, als bis ich einige Bekantschafften würde gemacht haben. Erwarten Sie aber ja nicht von mir, daß ich Ihnen mit solcher Freyheit schreiben werde, als ich gewohnt bin mit Ihnen zu sprechen. Meine Briefe mögten in andere Hände kommen und mir eine Verantwortung zuziehen. Man macht noch aus allen Sachen ein Geheimniß. Man hat darzu grosse Ursache, denn es wird hier in der That auch noch nichts vorgenommen.

Ich habe unterdessen mit grossem Vergnügen diejenige Briefe gelesen, welche von der Königin von Ungarn wegen Schlesien sind geschrie-

ben worden. Mich dünkt man habe niemals so gute Federn in Wien gehabt. Man findet darinnen nicht allein die österreichische Majestät, sondern auch das Schöne und Feine, welches eine Schreibart rührend macht. Man führet darinnen eine grosse Königin redend ein, welche sich über einen der vollkommensten Könige beklaget, daß er sie mit Unrecht beleidigte: diese Klagen sind so lebhaft, so grosmüthig und doch auch zugleich so zärtlich bewegend angebracht; daß man dadurch auf ihre Seite gezogen wird, ohne die Gerechtigkeit ihrer Sache zu untersuchen.

Die wienerische Canzley hatte sonst in Ansehung ihrer Schreibart keinen gar grossen Ruhm. Man fand solche insgemein allzuschwülstig und aufgeblasen. Man überhäufte die Perioden mit aufeinander gethürmten Wörtern, und schob immer einen Satz in den andern, dergestalt daß dadurch der Sinn nothwendig schwer auseinander zu setzen und zu verstehen war. Alles war darinnen hoch, dunkel, weithergesucht und verwirrt untereinander, doch müssen wir hiervon die Aufsätze eines Strallendorffs, Glandorfs und einiger andern ausnehmen.

Sie wissen, daß die blose Hoheit bey mir keinen grossen Eindruck macht. Eine reich in Gold oder Silber eingehüllte Excellenz, die in einem prächtigen Wagen mit sechs stolzen Pferden daher fähret und mit einem Trupp galonirter

Be-

Bedienten umgeben ist, bedeutet bey mir nicht mehr als ein andrer ehrlicher Mann, der sich in einer rostigen und klappernden Lehnkutsche zeiget, die von zwey elenden Roßinanten gezogen wird; wo ihn nicht gar seine schlechte Einkünfte nöthigen, demüthig zu Fuß zu gehen, und in dem Gewühl des Pöbels sich zu verlieren. Nichts als ein wahres Verdienst kann mich zur Ehrerbietung zwingen und bey mir eine Hochachtung erwecken. Dieses ist, wie Sie wissen, meine Art zu denken. Ich weis aber, daß man anders zu reden und zu schreiben pflegt. Es giebt keine heßliche Prinzeßinnen; alle grosse Herren haben vortreffliche Eigenschaften und unter den Reichen findet man keine Thoren.

Ich war kaum in dieser Stadt angelanget, so kam ein Feuer in der Küche des französischen Abgesanden aus. So viel Mühe und Arbeit auch die arme Küchenbedienten nahmen, dieses Feuer zu löschen, so machte doch die schlechte Baukunst dieses aus lauter Brettern zusammen gefügten Gehäusses, dieselbe fruchtlos. In einer viertel Stunde Zeit flog das Gebäude mit allen seinen Braten und Leckerbissen in die Luft. Zum Glück gieng gar kein Wind, und man hatte weiter keinen Schaden, als den Schrecken. Die Einwohner dieser Stadt machten unterdessen mit ihren Trommeln, Feuerhörnern, Spritzen und andern Brandanstalten einen greulichen Lermen. Das gemeine Volk schalt und fluchte auf die Franzosen, als ob sie

ihre Stadt hätten wollen in Flammen setzen. Mir wiederfuhr gleiche Ehre, als ich mit einem guten Freund durch eine enge Strasse gieng, und mit ihm französisch redete. **Seh das sin nach Franzuse**, lauteten die Worte, **mer soll dei Schelme all ins Feur werffe**. Sie können denken, daß wir hierauf bey unsrer deutschen Sprache mehr Sicherheit fanden. Es ereignete sich im übrigen keine weitere Unordnung. Ich wolte dafür ein andermal nicht gut sprechen. Der Pöbel ist hier ziemlich wild und heftig wieder die Franzosen aufgebracht. Es ist noch nicht lang, daß die hiesige Schreiner auf offener Strassen allerhand von Holz gemachte Geräthschaften, welche dem französischen Gesanden zustunden, in Stücken zerschmissen, und dieses alles, ohne zuvor sich wegen dem Völkerrecht zu erkundigen. Der Magistrat überlies diese Leute der gerechten Ahndung des Marschalls von Belle-Isle, der bey diesen Umständen eine christliche Vergebung für klüger hielte als eine hochmüthige Rache.

Die Vorläuffer dieser Gesandschaft zeigen noch nichts von dem Glanz und Pracht davon uns die Zeitungen so grosse Einbildungen machen; doch scheinen die Anstalten diese Erwartung zu rechtfertigen.

Sie haben schon drey der grösten Wohnungen in dieser Stadt gemiethet, worinnen sie sehr vieles bauen und verbessern lassen. Man hat

noch

noch von keiner Gesandschaft so viel reden hören: sie soll diejenige noch weit übertreffen, welche man zu den Zeiten des Kayſers Leopolds hier gesehen hat, und von welcher wir in den Geschichten des Herzogs von Grammond sehr lustige Stellen finden. Allem Ansehen nach dürfte bald dieser Ort ein Schauplatz der wichtigsten Handlungen in der Welt abgeben.

Der spanische Gesande, Graf von Montyo, macht sich hier durch seinen grosmüthigen Aufwand und durch seine leutselige Manieren sehr bewundern: seine Libereyen, seine Geschirre, sein ganzer Aufzug, alles ist prächtig, schön und wohl ausgesucht. Er ist klein von Person, aber wohl gebildet: er hat ein lebhaftes Aug und eine frische Farbe, welche er aber, wie einige vorgeben wollen, mit einer gewissen Essenz, damit er den Wirbel bestriche, zuwegen brächte. Ich hatte ihn einsmahls des Morgens unangekleidt gesehen, da hatte er wirklich nur die Farbe seines Landes.

Der päbstliche Nuncius, Prinz Doria, macht ebenfalls hier eine schöne Figur, ob man gleich nicht sagen kann, daß er etwas zu weit getriebenes und vorleuchtendes wolte blicken lassen. Er macht dem päbstlichen Stuhl und dem geistlichen Stande viel Ehre. Er hat einige Herren Geistlichen unter seinem Gefolge von besondern Verdiensten. Er ist von Person länglich, schmal, mager, blaß von Farbe und sieht ehe

einem

einem frommen Mann, als wollüstigen Prälaten gleich.

Die übrige Gesanden, welche sich hier befinden, haben zwar alle einen repräsentirenden Caracter, sie sind aber meistens nur darzu ernennet, um die zweyte oder dritte Stelle der Wahlgesanden zu besetzen. Von Seiten Chur-Maynz sind solche der Freyherr von Grosschlag und der Canzler, Herr von Benzel. Von Seiten Chur-Trier, der Herr von Spangenberg. Von Seiten Chur-Cölln, der Herr von Syrsdorff, der andre war der Graf von Metternich, welcher vor drey Wochen hier gestorben ist. Von Seiten Chur-Böhmen, der Freyherr von Brandau und der Reichshofrath Herr von Wucherer. Von Seiten Chur-Bayern, der Graf von Königsfeld. Von Seiten Chur-Sachsen, der Graf von Schönberg. Von Seiten Chur-Brandenburg, der Herr von Broichs. Von Seiten Chur-Pfaltz, der Herr von Reiners und von Seiten der Chur Hannover, der Herr von Hugo.

Der Reichs-Erbmarschall, Graf von Pappenheim findet sich gleichfalls mit seiner ganzen Hofhaltung allhier, und der Herr von Blondel, königl. französischer Gesander hält sich bald hier, bald an einem der benachbarten Höfe auf.

Auser diesen Gesanden siehet man noch wenig

nig grosse Herren allhier. Die Herren Gesandten scheinen dabey ziemliche lange Weile zu haben. Der alt fürstlichen Höfe ihre machen noch die meisten Bewegungen, und halten fleißig ihre Zusammenkünfte, nicht allein hier in der Stadt, sondern auch zu Offenbach, welches ein grosser, dem Grafen von Isenburg Birstein zugehöriger Flecken, und eine Stunde hier von der Stadt gelegen ist.

Das Wetter ist noch über die massen rauh: es scheinet, als ob es erst nach dem Winter zugienge. Die Gebürge sind noch mit Schnee bedeckt, und man siehet weder in den Gärten noch auf dem Felde die lieblichen Vorboten eines frohen Lenzens. Die Italiäner und Spanier bilden sich ein, in einem der kältesten Länder von Norden zu seyn und unsre zärtliche Nachbarn, die Franzosen, sind gleichsam auf einmal von den Strassen verschwunden. Wenn man ja welche noch erblicket, so schlingen sie die Arme unter der Brust zusammen, hängen den Kopf wie ein Schilf und singen für lauter Tapferkeit, um die Kälte zu schimpfen. Einige, die über 30. bis 40. Meilen nicht von hier zu Hause sind, bilden sich ein, daß sie von hier nicht weit mehr nach Siberien hätten, weil die Stadt Frankfurt ungefehr mit diesen Zobel-Ländern einerley Clima hätte. Kurz, die Natur scheint ein wenig in Unordnung gerathen zu seyn, wenn anders nicht gar unsre Weltkugel, wie es schon vor einigen Jahren gewisse Naturforscher zu Paris be-

ob-

obachtet haben, sich mehr nach Norden zugewendet hat, welches aber die Calendermacher nimmer mehr zugeben werden, weil sonst ihre ganze Kunst in Ansehung der Planeten, Sonn- und Mondfinsternissen, guten und bösen Tagen und andern dergleichen Verkündigungen keinen sichern Grund mehr haben würden. Ich glaube vielmehr, daß weil es auf unserm Welttheil etwas unordentlich aussiehet, diese Unordnung auch ihre Einflüsse mit auf das Wetter haben dürffte, denn in der Natur ist ein so grosser Zusammenhang, daß immer ein Ding auf das andre wirket.

Wann unsre Churfürsten nicht mehr Eifer blicken lassen, dem Reich ein neues Oberhaupt zu geben, so dörfte ich allem Ansehen nach noch einen guten Theil des Sommers auf dem Lande zubringen und doch hier wegen der Kayserwahl nichts versäumen. Ich bin,

Mein Herr /

Frankfurt, den 29. April. 1740.

Dero gehorsamster und ergebenster Diener.

III. Brief

III. Brief.

Beschreibung der Stadt Franckfurt.

Dives opum mundi microcosmus Martia muris
Germana Aonidum Filia Mercurii
Et clara emporio & rerum penuria cella est
Urbs a Francorum sic vocitata vado.
Cui nil Di superi, cui nil natura negavit
Nam si quæ de sunt nec sibi mundus habet.

Gunth. Ligurin.

Mein Herr,

Die schöne Zeit ist wieder kommen, und ich habe Gelegenheit gehabt, diesen Ort näher kennen zu lernen. Ich will ihnen deswegen eine kurze Beschreibung davon machen.

Die Stadt Franckfurt ist eine der schönsten Städte im deutschen Reich, sie ist zwar nur mittelmäsig groß, aber sehr angebauet und volckreich: die Lage derselben ist unvergleichlich und die Gegend daherum ist eine der angenehmsten in der Welt. Der Mayn formiret gegen den Aufgang von Seiten der Brücke ein rechtes Schaugerüste, wo sich die Stadt auf beyden Seiten in einem prächtigen Ansehen zeiget. Sowohl in der Stadt, als ausserhalb derselben sind die schönste Spaziergänge. Man siehet

allenthalben Höfe und Lustgärten, deren einige sehr wohl angelegt sind, und kostbar unterhalten werden.

Es ist nur Schade, daß das inwendige der Stadt gröstentheils sehr übel gebauet ist. Die meisten Häuser sind von Holz und Laimen aufgeführet, und haben weder Einrichtung noch Bequemlichkeit. Dieses ist ein allgemeiner Fehler in allen alten Städten, die in der Gegend des Rheinstrohms liegen. Eine so schlechte Bauart ist Ursache, daß an diesem Ort die Feuersbrünste so leicht überhand nehmen und öfters ganze Strassen in die Asche legen. Wo einmal ein Brand ausbricht, da stehen gleich etliche Häuser in Flammen, ehe man die Anstalten zur Gegenwehr machen kann, so sehr hängen die Gebäude in einander. Man hat zwar diesem Ubel bisher dadurch vorzubauen gesucht, indem man die Häusser durch Maüren von einander absondert und gleichsam wie mit einem steinern Mantel umgiebt; allein diese Erfindung macht die Wohnungen sehr feucht, dunckel und ungesund, ohne gleichwohl die Gefahr des Feuers davon abzuwenden, dann die mehreste Strassen sind enge und die Häusser hängen von fornen etliche Schuhe über, dergestalt, daß sie fast in den kleinen Gassen oben zusammen stossen. Was hat demnach eine solche Stadt bey dermaligen Umständen nicht zu fürchten, da sie mit so vielen Fremden angefüllet ist, welche nicht alle die nöthige Behutsamkeit haben mit

dem

dem Feuer, wie sie sollen, umzugehen. Wenn man die grossen Küchen von Brettern siehet, welche einige Herren und Abgesannden zu ihrem Gebrauch haben aufführen lassen, so solte man sagen, sie seyen deswegen gebauet, um die Stadt in Brand zu stecken. Die Einwohner haben deswegen Ursache zu wünschen, daß sie eben so geschwind und so glücklich möchten von der Flamme verzehret werden, als neulich die französische Küche; Man würde dadurch auf den Einfall kommen, solche von Steinen und Backsteinen aufzuführen, wie solches würklich in den Quartieren des französischen und spanischen Gesanden geschiehet.

Im übrigen so gefällt es mir überaus wohl in dieser Stadt. Ein Fremder bringt hier seine Zeit nicht übel zu; er darf nur einmal den Eintritt in ein gutes Haus gewinnen, so stehen ihm die meisten andre offen. Der Umgang ist fast durchgehends leicht und angenehm. Man siehet sich einander in den Caffeehäusern, in den Schauspielen, auf den Spaziergängen und in den Gesellschaften. In den Häussern des Adels ist man wohl, bey den Kaufleuten aber noch besser; ich werde wenigstens allezeit bey diesen ein Quadrille mit zwey oder drey artigen Kindern, der traurigen Ehre vorziehen, mit etlichen alten Damen zu spielen, bey denen sich sogar die Ahnen auch auf der Stirne blicken lassen.

Es finden sich hier unter den Kaufleuten sehr

gute Familien. Man beobachtet in ihren Häuſern eine ungemeine Reinlichkeit, welche ſie, nebſt ihrer ganzen Aufführung ſehr deutlich von gemeinen Bürgersleuten unterſcheidet. Es iſt wahr, daß der Eifer für die Reinlichkeit bey einigen allzuſehr übertrieben wird. Man kann auch in guten Sachen ausſchweiffen und lächerlich werden. Das franckfurter Frauenzimmer gleichet hierinnen viel dem holländiſchen. Es macht ſein gröſtes Geſchäffte aus dieſer Kleinigkeit, und ich wolte demſelben lieber eine grobe Unhöflichkeit erweiſen, als einen Kleck von ungefehr auf den Boden machen. Der Ritter Temple erzehlet in ſeinen Geſchichten davon folgende Begebenheit: " Der Herr Hooft, ſagt " er, bat mich eines Tags zu ſich zu Gaſte: " ich hatte einen ſtarken Schnupfen und be- " obachtete, daß jedesmal, wenn ich aus- " warf, eine groſſe dicke Magd mit einem ſehr " weiſen Tuch den Boden wieder ſäuberte, den " ich unrein gemacht hatte. Man ſprach von " meinem ſtarken Schnupfen und beklagte " mich, daß er mich alſo beſchwerte, was mich " aber am meiſten leiden machte, war die Be- " mühung, die ich dieſem guten Mädgen ver- " urſachte: Der Herr Hooft antwortete dar- " auf, daß ich froh ſeyn ſolte, daß ſeine Frau " ſich nicht zu Hauſe befände, weil mich ſonſt " meine Ambaſſadorswürde nicht hätte ſchü- " tzen können, daß ſie mir nicht die Thü- " re gewieſen, weil ich ihr Haus garſtig " gemacht hätte. Er fügte im Scherz hinzu,

" daß Zimmer in seinem Hause wären, worein
" er sich noch nicht unterstanden hätte einen
" Fuß zu setzen und daß er glaubte, solche wür-
" den nur zweymal des Jahrs eröfnet, um ge-
" scheuert zu werden.

Ich hatte hier einen wüsten Handel wegen meines Dieners. Dieser hatte einst, als er nach Hause kam, die Schuhe nicht recht abgeputzt. Beydes, Frau und Magd überfielen ihn darüber mit derben Scheltworten. Ich wolte Friede machen, allein ich konte lange nicht zum Wort kommen. Endlich kriegte mich das Mädgen, welches die Zunge geläufiger hatte als ihre Frau, bey dem Arm zu fassen, und bat mich den Koth zu betrachten, den ihr mein Laquay von der Gassen ins Haus getragen hätte. Sehen sie doch, mein Herr, sprach sie, mit einem gerechten Zorn, sehn sie doch, man kann alle seine Tritte erkennen. Es ist heut Samstag; das Haus ist von oben bis unten gerieben worden. Wir leben hier nicht wie die Schweine. Wir sind GOtt lob! zu Franckfurt. Die Arbeit ist mir sauer worden. Ich habe meine Arme nicht gestohlen. Sie sagte mir noch viele andere dergleichen Dinge mit solcher Geschwindigkeit, daß ich sie kaum hören konnte, und wünschte dabey mit dem besten Hertzen von der Welt, die Fremden mit samt der Kayserwahl auf den Blocksberg. Alles Recht, so ich ihr konnte wiederfahren lassen, bestund darinnen, daß ich meinem Bedienten die Abscheulichkeit

seiner That verwies, und ihn zugleich bedrohete, ihn als einen Menschen, der gar nicht zu leben wüste, fortzujagen, wenn er noch einmal vergessen würde seine Schuhe abzuputzen.

Sonst kann hier ein jeder leben wie er will: Er kann Kutsche und Pferde und Libereydiener halten, Er kann sich prächtig kleiden und aller freyherrlichen Vorzüge geniessen, wann er nur Geld hat. Verschiedene, wie man mir sagt, sollen, ohne Mitteln zu haben, eine solche Figur machen, und sich mit einer grosmüthigen Seele, in das Verderben, welches sie vor sich sehen, hinein stürtzen.

Man liebet hier nicht allein einen grossen Aufwand, sondern auch eine gute Tafel. Leute, die ein wenig Vermögen haben, verabscheuen insgemein die Arbeit. Ja, einige sind gar so gemächlich, daß sie auch das Spazierengehen für eine Beschwerlichkeit halten: indem man dabey die Füsse zu viel beweget. Andre scheuen die Luft, weil sie das Fell verderben soll, oder weil sie sich solche dermassen entwöhnet haben, daß sie gleich davon Husten und Schnupfen bekommen. Man siehet nicht leicht eine Gegend die so reizend ist die Menschen ins Grüne zu locken und die gleichwohl so wenig genossen wird. Die Franzosen bedienen sich dieses Vortheils schon besser. Man siehet sie in der Menge auf den Spaziergängen, mittlerweile daß die mehreste vornehme Einwohner dieser Stadt hinter

ter ihren Fenstern sitzen und ihre Zeit mit einem langweiligen Spiel vertreiben.

Man sagt, daß es hier gewisse reiche Leute gäbe, die gleichsam von Gesundheit bersten und dem ungeachtet sich doch immer beklagten, daß sie kranck wären. Kinder des Glücks, die im Müssiggang und im Ueberfluß erzogen sind; die nur leben, um zu leiden, weil es ihnen zu wohl ist. Die Zeit wird ihnen zur Last, sie peiniget sie mit einer grausamen langen Weile. Was das wundersamste ist, so kann man nicht wohl mit diesen Leuten umgehen, ohne eben dieses Ubel zu empfinden. Einer von meinen Freunden drohet mir, mich in ihre Bekanntschafft zu bringen, um mich, wie er sagt, zur Gedult zu gewöhnen. Er ist im Stand sein Wort zu halten. Ich fürchte mich schon davor.

Das Blut ist hier nicht heßlich: es giebt schöne Weibsbilder in dieser Stadt; allein die grosse Gemüthsneigungen stören nicht viel ihre Ruhe. Wann sie nur gefallen, so ist ihnen dieses schon genug. Wie viel Ehre ist also denen jungen Marquisen nicht vorbehalten, welche mit dem Marschall von Belleisle ankommen sollen, wann sie diese träge und kaltsinnige Schönen werden empfindlich machen können?

Man siehet hier allerhand Menschen und Völker unter einander, besonders in Meßzeiten. Es wird hier viel Französisch gesprochen, weil

noch viele Familien aus Franckreich sich hier niedergelassen haben. Sonst giebt es hier auch Italiäner, Savoyarden, Tyroler, insonderheit viele reiche niederländische Familien. Diese letztere sind meistentheils reformirter Religion und haben ihren Gottesdienst ausserhalb der Stadt im hanauischen Gebiete: sie suchen schon lang eine Kirche in der Stadt Ringmauren, welches ihnen aber der Magistrat, nicht aus Religions sondern aus Staatsursachen verweigert. Dieser Proceß, wo mir recht ist, dauert schon über hundert Jahre und dürfte sobald auch nicht zu Ende gehen, dann er gehört unter die nützliche und einträgliche Rechtsstreite, die auf einen point d'honneur hinaus lauffen, und aus dem gemeinen Seckel geführet werden. Die Acten füllen schon zwey starcke Foliobände: man hat mir davon eine Verehrung gemacht, welche ich aber nur mit diesem Beding angenommen, daß ich sie nicht lesen dörfte. Eine Streitigkeit welche verursacht, daß man aus christlichem Eifer in der Liebe des Nächstens öfters einige kleine Ausnahmen macht. Doch ist die Geistlichkeit nicht schuld daran, dann sie ist hier durchgehends sehr friedliebend und bringt selten eine Controvers auf die Canzel.

Die Juden haben in dieser Stadt ihre eigne Synagoge: das Quartier, welches man ihnen eingeraumet hat, ist ein Ausläger voller Schmutz und Unreinigkeit. Sie leben in diesen sumpfig-

ten

ten Winkeln wie das Ungeziefer im Unflat. Das Feuer hat diesen kothigten Aufenthalt schon zweymahl zu reinigen gesucht, und durch seine Flammen in Schutt und Asche verkehret. Allein dieses hat nur darzu gedienet, ihre Häusser desto schneller wieder aufzubauen und den Raum in der Luft zu suchen, den man ihnen auf der Erde nicht vergönnet; dann sie dörffen sich nicht ausserhalb ihren Ringmauren ausbreiten. Je mehr sie sich also eingesperrt sehen und einander über den Köpfen sitzen, je besser geht auch bey ihnen die Vermehrung von statten; es wimmelt und grabelt darinnen alles mit hebräischen Figuren. Fragt man, wovon sich dieses alte Uberbleibsel der zwölf israelitischen Stämme nähret, so heißt es, vom Betrug.

Es ist hier die rechte hohe Schule von dieser Wissenschaft, und wann anders Witz und Trug und List unter die Verdienste des Verstandes gerechnet werden, so kann man solche diesem verschmitzten Volk nicht streitig machen, dann es treibet solche bis zur Vortrefflichkeit. Doch giebt es auch noch ehrliche Juden, welche an die zehen Gebote glauben. Man hat mir davon einige Exempeln erzehlt, welche die Christen beschämt machen; dann sie müssen wissen, daß es viele unter diesen letzten gebe, welche ohne das Zeichen der Beschneidung zu haben, ihren Nächsten im Handel und Wandel mit gleicher Fertigkeit zu beschneiden wissen, wo sie nicht gar darinnen noch die Juden übertreffen.

Die Handlung ist die Seele dieser reichen Stadt: sie allein hält sie empor und giebt ihr einen Rang unter den vornehmsten Städten der Welt. Unter den Kaufleuten selbst giebt es grosse und ehrwürdige Männer, die als wahre Patrioten ihre erworbene Reichthümer zur Aufnahme der Stadt und zum besten ihrer Mitbürger, insonderheit der Armen, mit vielem Ruhm zu gebrauchen wissen. Diese Leute haben meistens in ihrer Jugend schöne Reisen gethan, verstehen die vornehmsten europäische Sprachen, lesen gute Bücher und zeigen in ihrem ganzen Umgang eine edle Lebensart. Sie müssen sich nicht wundern, wann sie hier in ein vornehmes Handelshaus kommen, daß sie von Liberey-dienern bedienet werden, und darinnen einen Zirckel von geputzten Damen antreffen, der allen Glanz und alle Vorzüge der Höfe zeiget. Was ist billiger, als daß Leute, die ein grosses Vermögen besitzen, solches auch geniessen und sich damit eine Ehre machen; doch soll auch hier das Sprichwort gelten: Alles ist nicht Gold was glänzet. Es giebt auch falsche Diamanten und beschnittene Ducaten unter diesen guten Gepräagen. Allein wo ist ein Stand, wo ist eine Art von Gewerbe darunter man diese nicht findet? die Schönen hätten bey weitem nicht so viele Verehrer, wenn es keine heßliche gäbe die ihren Werth erhöhen.

Die Stadt ist ziemlich wohl befestiget: sie unterhält ihre eigne Besatzung, die sich auf tausend Mann

Mann und mehr belauffet. Ihre Soldaten sind in Wehr und Waffen so gut geübt, als andre und stehen noch besser im Sold. Diejenige so ein Handwerk verstehen, können demselben dabey geruhig abwarten, und die andern verdienen sich, wann sie keine Wacht haben, als Taglöhner, ihren Trunk, welcher die einzige Erquickung ihrer sonst wenig mühsamen Kriegs-Dienste zu seyn scheinet. Unter ihren Befehlshabern giebt es artige und versuchte Leute. Die strenge Kriegszucht aber muß man an einem Orte nicht erwarten, wo man keine Eroberungen zu machen sucht.

Man findet hier auch viele gelehrte Leute, deren einige sich durch ihre Wissenschafften berühmt gemacht haben; sie haben nicht alle das Unglück so arm zu seyn, als es insgemein Leute von diesem Handwerck zu seyn pflegen. Sie kennen die Welt, sie wissen zu leben und sind gleichwohl gelehrt.

Was mir am seltsamsten vorkommt, ist, daß man hier unter dem Pöbel alles Herren und Jungfern heisset. Als ich hier ankam, verlangte ich einen Lehnlackeyen. Die Magd im Hause kam kurz darauf in mein Zimmer und sagte mir, der Herr Heinrich wäre da und begehrte mich zu sprechen. Ich lies meinen Diener hinaus gehen, um den Herrn Heinrich herein zu führen. Dieser erschien mit einem grossen Degen an der Seite und in einer ziemlich schmutzigen

Klei-

Kleidung. Was ist zu ihren Diensten, mein Herr Heinrich, redete ich ihn an; Er antwortete mir mit einer gewissen Art, die seine kleine Meisterschaft zu erkennen gab: Ich bin der Lehnlackey, den die Jungfer Luise hat ruffen lassen. Ich konnte mich hierbey des Lachens nicht enthalten: Die Jugfer Luise war ein kleiner Küchenpudel, den man ohne sich schmutzig zu machen nicht hätte anrühren können. Ich sagte darauf dem Herrn Heinrich, er solte meinem Diener nur die vornehmsten Strassen in der Stadt und die Posthäuser zeigen. Den andern Tag darauf lies sich der Herr Grünpech bey mir melden. Ich fragte wer ist der Herr Grünpech? es ist, sagte man mir, der Sohn des Herrn Grünpechs, den ich hätte bestellen lassen, um mir ein paar Schuhe anzumessen. Ich konnte die Höflichkeit dieses kleinen Volks nicht genug bewundern; ich betrachtete solche als eine Würkung derjenigen glückseligen Freyheit, die hier einem jeden erlaubet, aus sich zu machen, was er will.

Es ist hier ganz etwas gemeines, daß man einem Schneider, einem Schreiner, einem Schuhmacher und dergleichen, den Titel, dem Wohledlen giebt. Ja der geringste Tagdieb weis sich groß damit ein freyer Reichsbürger zu seyn.

Es sind viele Dinge die eine Stadt groß und mächtig machen; darunter rechnet man auch

den

den starken Zugang von Fremden und Reisenden, welche sich darinnen eine Zeitlang aufzuhalten pflegen und durch ihren Aufwand ansehnliche Geldsummen hinterlassen. Kein Ort ist darzu besser gelegen, als Franckfurt. Anderwärts sucht man die Fremden herbey zu locken, und ihnen allerhand Veränderungen, Lustbarkeiten und Schauspiele zu geben. Hier aber ist es nicht so. Es dürffen sich hier keine Fremde, als in den Gasthäussern aufhalten, und es ist noch nicht gar lang, daß man eine Verordnung gemacht hat, vermöge deren allen Fremden der Schutz aufgekündiget worden; wo sie sich anders nicht würden gefallen lassen, sich, wie man es hier nennet, schreiben zu lassen, und einige Lasten mit zu tragen: weil sich darunter verschiedene vornehme Leute befanden, denen dergleichen Zumuthen nicht gefiel, so wurden auch verschiedene grosse Häusser leer; dem ohngeachtet ist die Stadt volkreich genug, und es halten sich auch beständig Fürsten, Grafen, Gesanden, Räthe, Residenten und dergleichen Personen vom Rang hier auf; wie dann unter andern auch der Fürst von Taxis hier seine Wohnung hat und prächtig Hof hält.

Das Loos hat die ehmalige Bemühungen in Rath zu kommen glücklich unterbrochen. Dieses Loos, das durch Kugeln gezogen wird, entscheidet die Wahl unter dreyen Candidaten. Man muß bekennen, daß es bisher noch ziemlich glück-

glücklich ausgefallen ist; dann es finden sich in der That unter dieser ansehnlichen Versammlung solche Glieder, die ihr viel Ehre machen. Im übrigen aber so giebt es wenige Bürger hier, die nicht eine Würde oder ein Aemtgen besitzen, darauf sie sich nicht etwas zu gut thun und einbilden solten. Man findet hier noch treffliche alte Familien unter dem sogenannten Patriciat. Sie treiben nicht allein keine bürgerliche Handthierung, sondern heyrathen sich auch nicht ausser dem Adelstand. Deßhalben sie dann sowohl Stifft- und Thurniermäsig sind, als die freye Reichs-Ritterschaft: sie haben auch meistens ihre Ritter- und Landgüter.

Der alte Adel zeiget in verschiedenen Stücken die Schwachheiten der eigensinnigen Greisen, die sich nicht mehr nach der Mode richten wollen. Der neue Adel im Gegentheil gleichet einer wilden und unbesonnenen Jugend, welche alle ihre Ausschweiffungen für lauter Artigkeiten will gelten machen.

Man muß hier die Scharfsinnigkeit der Menschen bewundern um die Fehler des Nächsten zu entdecken, wann es etwann um einen Rang oder Vorzug gilt. Hier findet man eine tiefe Erkenntnis des menschlichen Herzen. Hier siehet man eine lebhafte Abschilderung von seinen Vorgehungen. Ich habe bey dieser Gelegenheit öfters die Verschlagenheit unsrer Eigenliebe bewundern müssen, da sie mit einer so scharf-

sen

fen Einsicht die Fehler des Nächsten entschleyert; mittlerweile sie unsre eigne so künstlich zu verbergen weiß. Mich dünkt, der liebe Neid habe hier einen starken Anhang. Ein Nachbar siehet des andern Aufkommen mit schälen Augen an: man ist sinnreich die Absichten, die Geschäffte und die Aufführung anderer Leute verdächtig zu machen.

Ein neuer Aufsatz von Haaren erwecket nicht selten eine Eifersucht unter den Frauen, welche deswegen vor dem Richterstuhl ihrer Männer um Rache schreyen. Die feinere Spitzen, die reichere Stoffe, die verbrähmte Kleider, haben sich hier durchaus keiner Gnade zu getrösten. Man höret alsobald von der Buhlerey der einen und dem Stammbaum der andern sprechen. Alle grosse Familien machen hier Banden unter sich: wer unter ihnen ist, oder das Glück hat, sich unter sie zu verheyrathen, der ist von gutem Herkommen, der hat Verstand, der hat Ehre; ja man sagt, daß einige wären, unter welchen es nie keine Thoren gäbe.

O ihr Einwohner dieser Stadt! denk ich manchmahl bey mir selber, wie glücklich wäret ihr, wann ihr euer Glück erkennen woltet! Der Himmel hat euch alles gegeben, um eure Tage in Friede und in Ruhe zuzubringen; und ihr verhindert euch selbst einander den Genuß dieser Glückseligkeit durch eure Eifersucht und durch den Mangel einer gewissen natürlichen

chen Einträchtigkeit, welche das süsseste Band des geselligen Lebens ist.

Sie müssen im übrigen nicht denken, mein Herr, das die Sitten der Franckfurter vor andern Menschen etwas besonders haben. Nein, man findet hier alle Arten von Geschöpfen, ihre Fehler und ihre Gebrechen sind der ganzen Welt ihre.

Dasjenige, was hier besser seyn könnte, ist die Policey, zum wenigsten klagen die Fremden darüber: sie klagen über die Wirthe, welche ihre Weine verkauffen, nicht nach dem was sie werth sind, sondern nachdem sie für gut finden, sie zu tauffen, und ihnen einen Namen zu geben: sie klagen über die schlechte Herbergen und Bettungen, für die man sich doch nicht enthlödet, ihnen grosse Summen abzufordern: sie klagen, wenn sie des Nachts über die Strassen giengen, daß sie entweder einem vollen Kerl, oder sonst anderm Lumpengesinde ausweichen müsten, welches dasjenige öffentlich treibet, was auch heimlich zu thun verbotten wäre: sie klagen, daß sie des Nachts für dem Lermen in den Bierhäussern und dem Schreyen auf den Strassen kaum schlafen könnten u. s. w.

Auf alle diese Klagen pflegen die Einwohner zu antworten, daß es immer einen Wiederspruch und eine Art der Empörung in einer Republick setzen würde, wo man allzu streng auf Policey

und

und gute Sitten halten wolte. Ein bürgerlicher Magistrat hätte damit genug zu thun, nur die gröbsten Ausschweiffungen im Zaum zu halten: zu dem, machten jetzo die Fremden in ihrer Stadt das meiste Geräusch und verursachten die grösten Unordnungen. Diesem Ubel sey also eben so wenig hier als in London, Paris, Wien und andern volkreichen Städten zu steuern.

Ich will mich in dieser Sache nicht zum Schieds-Richter aufwerffen. Mich dünket überhaupt, daß dasjenige, was andre Staaten ruiniren würde, eben dasjenige sey, was manche Republicken erhält. Jene erfordern Zwang und Gewalt, alles nach gewissen Absichten einzurichten; diese aber haben gar keine Absichten: ihre Sachen treiben sich selber wie die Wirbeln in den Fluten. Die Freyheit allein giebt ihnen ihre Bewegung, und wo diese aufhöret, da sind sie nicht mehr. Ich bin,

Mein Herr,

Franckfurt, den 4. Jun. 1741.

Dero gehorsamster und ergebenster Diener.

IV. Brief.

Von der göldnen Bulle.

Consuetudinis ususque longævi non vilis auctoritas est, verum non usque adeo sui valitura momento, ut aut rationem vincat aut legem. *L. 2. Cod. L. 8. 1. 53.*

Mein Herr,

Man spricht jetzo allhier von keinem Buch mehr als von der göldnen Bulle. Dieses alte kayserliche Gesetzbuch soll alle Handlungen der hier versammleten Gesanden reguliren. Ich bin deswegen begierig gewesen, dasselbe von Anfang bis zu Ende durchzugehen. Ich habe mir zu dem Ende eine ganze neue Uebersetzung davon gekaufft, wobey ich zugleich die beyden Originalien in lateinischer und alt teutscher Sprache auf der einen Seite samt denen variantibus lectionibus beygedruckt fande.

Der Uebersetzer hat auch hin und wieder kurze Anmerkungen theils um den Raum auszufüllen, theils aber ein und andrer Umstände halber mit hinzugefüget. Er sagt in der Vorrede: Man hätte ihn aufgefordert der göldnen Bulle, vor ihrem bald zu vermuthenden Hintritt, noch die letzte Ehre zu erweisen und sie mit einer neuen Uebersetzung zu beehren.

Er

Er vermuthet also, daß das Ansehen eines so wichtigen Buchs nicht lange mehr dauern werde. Ich kan nicht läugnen, daß ich gewisser massen seiner Meynung bin, und daß ich mich öfters kaum des Lachens enthalten kann, wann ich von diesem Buch so ernstlich und ehrerbietig reden höre.

Solte man nicht sagen, daß ein Buch, welches in der christlichen Welt so hoch verehret, und wie das Evangelium angeführet wird; ein Buch, davon man das Original zu Franckfurt um weniger nicht als einen schönen Ducaten zu sehen bekommt, ungemeine Schätze der Weisheit in sich halten müste?

Man hält zwar Kayser Carln den IV. für den Verfasser dieses alten Buchs. Allein es ist darum nicht besser. Man kann ein grosser Fürst und ein sehr schlechter Bücherschreiber seyn.

Was mir dabey kurzweilig scheinet, ist, daß die Gelehrten selbst diesen Ruhm noch einem Kayser zu beneiden scheinen. Man sieht sie eifrig bemüht denselben ihm streitig zu machen. Goldast und andre mehr halten den Bartel von Saxeferrato, der zu seiner Zeit eine glänzende Laterne in der Rechtsgelehrtheit war, für den Verfasser der göldnen Bulle: sie meynen nicht, daß ein andrer als er, ein so vortreffliches Buch hätte zur Welt bringen können. Thulemaier,

der uns ein gelehrtes Werk de Bullis hinterlassen hat, urtheilet davon folgender Gestalt. Es sey zwar wahr, daß der Kayser Carl der IV. ein sehr gelehrter Fürst gewesen sey, indem er fünf Sprachen verstanden hätte, als nämlich die italiänische, die französische, die böhmische und die lateinische, (die teutsche Muttersprache setzt er voraus;) allein es sey doch nicht wohl glaublich, daß er sich selbst einer so grossen Arbeit solte unterzogen haben, ob er gleich sich den Herausgeber derselben, in würdiger Nacheiferung des Kayfers Justiniani, nennet, der sich in Ansehung der bürgerlichen Gesetze eines gleichen Vorzugs angemasset hätte.

Was Wunders, daß man einen Fürsten, der so viele Wissenschafften besas, in den damahls finstern Zeiten gar für einen Zauberer hielte, wie von Carl dem IV. eine alte teutsche Chronick zu Cölln Meldung thut. Die Worte sind allzumerkwürdig, als daß ich solche nicht mit hier anführen solte.

Ind was ein geleirt wyfs Fürfte. He hadde lange zo Parifs in Franckrych geftandten ind ftudiert : ind konte di fchwarze Konft als ezliche fagen (*).

Heisset dieses nicht uns eine recht grosse Idee von dem durchleuchtigsten Verfasser der göld-

nen

(*) Thulemarii Tr, de Bullis. p. 30.

nen Bulle geben? Wir müssen auch nicht vergessen, hierbey anzumerken, daß es schon dazumahlen in Teutschland Mode war, daß man nach Paris gieng, um Verstand zu bekommen.

Wiewohl der Kayser die teutsche Sprache allen andern vorzog, so erwies er dennoch der lateinischen die Ehre, sich ihrer zur Verfassung seines Werks zu bedienen; Allein diese (vermuthlich aus einem heimlichen Groll) erwies dem Kayser so schlechte Dienste, daß man Mühe hat an verschiedenen Orten ihre Ausdrücke zu verstehen. Die Schreibart ist so verwirrt und so poßirlich, daß sie nicht weniger verdienet einen Erasmum zu belustigen, als die Briefe der obscuren Männer. Doch ich halte mich zu lang bey dem Verfasser und der Schreibart dieses berühmten Gesetzbuchs auf. Lasset uns ein wenig sehen, was es in sich hält, oder vielmehr was es in sich halten solte, nämlich die Staatsverfassung des H. R. Reichs.

Der Lucifer bekommt gleich im Eingang einen derben Verweiß, daß er sich unterstanden hat, den Frieden im Reich durch Neid, Hochmuth und Zwietracht zu stöhren, indem er die sieben Seulen und Leuchter, nämlich die Churfürsten, unter sich hätte uneins gemacht. Dieses ist die Veranlassung dieser Staats-Gesetze, welche unter ihnen die Einigkeit stifften sollen: sie handeln zuförderst von dem Geleit der Churfürsten, wann sie sich zur Kayserwahl nach Franckfurt

begeben. Darauf wird von dieser Wahl gesprochen: Die vornehmste Puncte davon aber betreffen blos allein den Vorsitz der Churfürsten und das Ceremoniel, wobey jedoch einige Rechte dem Churfürsten von der Pfalz, und dem Churfürsten von Sachsen vorbehalten werden. Das VII. Capitel handelt von der Erbfolge der Fürsten und das VIII. fängt von neuem an von den Freyheiten des Königs in Böhmen: In besondern unter den folgenden Capiteln wird von den Gold und Silberminen, von dem Münzwesen, von dem Wahltag der Churfürsten, von der Wiederruffung ihrer Freyheiten, von den Lehengerechtigkeiten, von den Meutemachern, von den Pfalbürgern, von den Ankündigungs-Briefen, von den Bevollmächtigten, von der Vereinigung der vornehmsten Churfürsten, von den Aufzügen der Erzbischöffe, von ihren verschiedenen Ceremonien, und endlich von der Verbindlichkeit der Söhne der Churfürsten die Grammatic zu lernen.

Sehen sie, mein Herr, den Innhalt, die Ordnung und den Zusammenhang der Materien in der göldnen Bulle. Ich glaube, daß man solche mit allem Fleiß nicht besser hätte untereinander werffen können. O fürwahr, hier ist es nöthig daß unsre Churprinzen die Grammatic lernen! Nun komme ich auf die Ceremonien, welche die weltliche Churfürsten laut der göldnen Bulle zu beobachten haben, wann sie sich am kayserlichen Hof befinden.

Man

Man muß sich wundern, wie das ehrwürdige Alterthum so sorgfältig gewesen ist, die Bedienungen des Kayſers auszusinnen; indem sowohl der König von Böhmen, als die vornehmste Fürsten des Reichs es sich zur Ehre rechnen müssen diese Bedienungen, in Person, wann sie bey dem Kayser sind, zu versehen.

Wir wollen uns eine kleine Vorstellung von demjenigen machen, was die Reichsämter bey Gelegenheit einer Kayſercrönung nach Maaßgebung der göldnen Bulle zu beobachten pflegen. Es sind alte Gerechtigkeiten und lustige Gebräuche, die wir denen Zeiten zuzuschreiben haben, wo die Menschen noch gewohnet waren, beydes die Religion als die Herrlichkeit der Grossen in äusserlichen Ceremonien, Aufzügen und Schauspielen zu zeigen, und wo man die Leute für Ketzer oder für Zauberer hielte, wann sie in diesen Dingen ein wenig weiter sahen, als es sich geziemete. Der Aberglaube hat aufgehöret, und die Ceremonien dienen noch zur Freude des Volks.

Der Churfürst von Sachsen, als Erz- (*) Marschall, sprengt mit seinem Pferd in einen grossen Hauffen Haber, schöpft davon ein Maaß

(*) Wo das Wort Erz herkommt, darüber mögen sie unsre Glossatores nachschlagen, hier heißt es so v als ganz vollkommen, recht wie es seyn soll.

voll, streicht solches mit einem silbernen Streichstecken ab, und giebt solchen dem ersten Reitknechte, dem er begegnet; darauf steckt er den Streichstab in den Habern reitet davon und der Haber wird preis gegeben.

Der Churfürst von Brandenburg, als Erz-Cämmerer reitet mit seinem Pferd nach dem Brunnen, um Wasser in einem silbernen Handbecken zu langen. Auf dem Arm hat er ein schönes weisses Handtuch hängen: er kommt darauf, nachdem er wieder vom Pferd gestiegen, vor den Herrn Kayser (*) oder den römischen Könige, und reichet ihm das Wasser um sich zu waschen.

Der Pfalzgraf, als Erzküchenmeister, erscheinet zu dieser Zeit zu Pferd mit vier silbernen Schüsseln. Er nahet sich damit der Küche, worinnen ein ganzer Ochse mit allerley Geflügel und Spanferkeln gespickt, gebraten wird. Er lässet sich von demselben ein Stück abschneiden, und bringt es auf die Tafel des Kayserś oder des römischen Königs.

Der König von Böhmen, als Erz-Schenke, setzet sich auch zu Pferd und bringet einen Becher mit Wein und Wasser, und nachdem er wieder abgestiegen, überreicht er solchen dem Kayser oder römischen König zu trinken.

Durch

(*) Ist die Redensart in der göldnen Bulle.

Durch die Veränderungen des vorigen Jahrhunderts wurde das Amt des Pfalzgrafens dem Churfürsten von Bayern übergeben. Als darauf der erste wieder eingesetzet wurde, verwaltete er das Erz-Schatzmeisteramt, und warf bey der Crönung des Kayſers Leopold Geld unter das Volk.

Man ist dermahlen zu unſern Zeiten in groſſer Verlegenheit, was man dem König von Engelland, als Churfürsten von Hannover, für ein Erzamt auftragen soll. Die göldne Bulle hatte die Vermehrung des churfürstlichen Collegii nicht voraus gesehen. Man hatte ihm die Reichsfahne zugedacht; Allein der Herzog von Würtenberg, als Reichsbanner Herr, hat dagegen den Titel seines uralten Besitzes angeführet. Man wolte ihn darauf zum Erz-Stallmeister machen; Allein Chur-Sachsen setzte sich als Erz-Marschall dargegen. In der That wichtige Dinge, daß sich die Köpfe unserer Staats- und Rechts-Gelehrten darüber verbrechen; Sie haben sich solches schon viele Zeit und Mühe kosten lassen, und doch noch nichts ausfindig machen können, um dem König von Engelland eine Bedienung im Reich zu verschaffen.

O ihr vernünftige Teutsche! denke ich manchmahl bey dergleichen Gelegenheiten, wäre es nicht einmahl Zeit, daß ihr dergleichen Flitterwerk und nichts bedeutende Kleinigkeiten fahren lieſſet, um eure Wissenschaften und Rathschlä-

ge auf solche Sachen zu lenken, welche zum wahren Heil des Vaterlandes und zu einer langwierigen Erhaltung der gemeinschaftlichen Eintracht und des Friedens in dem teutschen Reich dienen mögten! Ich bin,

Mein Herr,

Frankfurt, den 12. Julii. 1741.

Dero gehorsamster und ergebenster Diener.

V. Brief.

Ueber die Verfassung im Reiche.

Errant consilia nostra, quia non habent quo dirigantur.
Sen. ap. Lucil. ep. 38.

Mein Herr,

Sie haben den Inhalt meines vorigen Briefs nicht wohl verstanden, wenn sie daraus urtheilen, als ob ich meinen Beyfall denenjenigen gäbe, welche bey der sich ereignenden Aussterbung des männlichen öster-

rei-

reichischen Stammes, auf eine andre Einrichtung im teutschen Reich antragen. Die goldne Bulle ist ein schlecht verfaßtes Buch, es ist wahr; allein, unsre Reichsgesetze, die sich noch von ältern Zeiten herleiten, ob sie gleich nicht in einem Buch sind zusammen getragen worden, sind aller Verehrung würdig; und Teutschland würde nur allzuglücklich seyn, wenn beydes dessen hohe und niedere Stände fest darauf halten würden.

Die Vorschläge, die sie mir von einer Art von Anarchie geschickt haben, wie auch daß man die Bißthümer solte unterzustecken suchen, gefallen mir nicht. Ich bin aus einem Lande, wo viele kleine Stände untereinander liegen. Wir würden also, ob gleich nicht bey dem ersten, doch bey einem andern Angriffe auch mit untergestecket werden. Sie wollen mir also nicht übel nehmen, wann ich bey den Vorschlägen, welche das gantze Reich betreffen, meinen kleinen Eigennutz mich zur Parteylichkeit bewegen lasse.

Ich sehe hier durch meine eigne Empfindung, wie sehr wir unsre Urtheile nach unsrer Eigenliebe pflegen einzurichten, und wie schwer es sey, den gemeinen Nutzen zu befördern, so lang man glaubet, daß unser eigner darunter leide. Hier dünket mich, sind alle Menschen zu Hauß und darum hegen wir auch so vielerley Meynungen,

weil

weil ein jeder den Zirkel der ganzen Welt nach seinem kleinen Pünctgen richtet.

In dem Plan von der Anarchie finde ich viel vernünftiges. Allein das Mittel so viele Völker, Stände und Menschen in einerley Absichten zu vereinigen, hat der Verfasser vergessen. Ich besorge gar, er dörfte es selbst nicht wissen.

Ich will solche, weil sie es von mir verlangen, kürtzlich beleuchten.

1. Sagt der neue Projectenmacher, sollen alle Staaten, grosse und kleine, in dem Besitz der Länder, Rechte und Vorzüge bleiben, die sie würcklich besitzen: Dieser Artickel hat seine Richtigkeit; dann wenn man will Friede machen, so muß man zuvor mit dem Streit einhalten.

2. Sollen alle Mißhelligkeiten und Klagen auf einer Versammlung nach Billigkeit und Recht geschlichtet und ausgemacht werden.

3. Diese Versammlung soll immerwährend seyn, und ein jeder Staat oder Reichsstand an demselben seine Abgeordnete haben, u. s. w.

4. Die Abgeordnete sollen sich an dem Ort, wo die Versammlung ist, beständig aufhalten, und von ihrem eignen Herrn oder Magistrat besoldet werden.

5. Die-

5. Diese Abgeordnete sollen ausgesuchte, kluge, redliche und erfahrne Männer seyn, um zusammen gleichsam das höchste Gericht in der Welt auszumachen. (Hier dörfte sich gleich die Schwierigkeit finden; wo will man in einer so verdorbenen Welt dergleichen ausgesuchte Leute finden? oder, wenn man sie findet, wie wird man allezeit sie zu wehlen einig seyn. Der Verfasser meynet, man könnte die würdigste Glieder aus den beyden hohen Reichsgerichten hierbey am sichersten gebrauchen; Ich lasse mir solches gefallen).

6. Ein Abgeordneter, dem die hierzu nöthige, Eigenschafften mangeln, müste zu dieser Versammlung nie zugelassen werden. (Wer soll darüber Richter seyn).

7. Alles soll bey dieser Versammlung nach den meisten Stimmen erörtert und entschieden werden. (Hier muß der Verfasser nothwendig einen Unterscheid unter den Abgeordneten der mächtigsten und geringsten Stände machen. Denn ein König oder Churfürst wird seine Angelegenheiten schwerlich auf den Ausspruch eines reichsstädtischen oder gräflichen Gesanden ankommen lassen; wolte man die Stimmen nach den verschiedenen Collegien, wie zu Regenspurg einsenden, so dörften sich dabey auch viele Schwierigkeiten äussern).

8. Beydes die Fürsten, als die Crayse könten

ten an dieses höchste Gericht ihre Gesanden und Bevollmächtigte schicken, sowohl demselben mit Rath an die Hand zu gehen, als die Angelegenheiten ihrer Höfe und ihrer Stände zu besorgen.

9. Alle vorkommende Zwistigkeiten im römischen Reiche müsten bey diesem höchsten Gericht abgethan werden, zu dem Ende müste dasselbe seine Canzler, Räthe, Schreiber und dergleichen beständig an der Hand haben.

10. Müste man darzu keine Personen aus dem geistlichen Stande wehlen, weil es allzuschwer fällt, Leute die noch andre Absichten als die gemeine Ruhe und den Frieden haben, bey solchen Geschäfften nützlich zu gebrauchen. (Dieser Artickel ist wohl ausgedacht; allein die geistliche Stände können solchen nicht eingehen.

11. Alle Religionszänkereyen, welche die gemeine Ruhe stören, und nichts als Zwietracht und Haß in der menschlichen Gesellschafft erregen, müsten durchgehends verboten werden; und ein jeder Staat müste berechtiget seyn, diejenige Religion zu schützen, welche er für die beste hielte, ohne jedoch dadurch im mindesten der Gewissensfreyheit überhaupt zu nahe zu treten. Wegen dem äusserlichen Gottesdienst aber mögte es die Obrigkeit halten, wie sie es für gut fände. (Unter den vielen Religionsvermittelungen, die man vorschlagen könte,

te, ist diese die natürlichste, und für einen Staat auch die sicherste. Viele aber dürften dieses für keine Gewissensfreyheit halten, wenn man ihnen nicht auch einen öffentlichen Gottesdienst erlaubet; allein Freyheit genug, wenn man sie zu demjenigen nicht zwinget, der ihnen nicht anstehet).

12. Es müste als ein allgemeines Gesetz gelten, alle diejenige mit Liebe und Sanftmuth zu ertragen, welche die Bücher der H. Schrifft zur Richtschnur ihres Glaubens annehmen, ob sie gleich im übrigen in den Meynungen und Auslegungen von einander unterschieden sind. Nur diese solten nicht gedultet werden, die andre nicht dulten wollen, und die durch ihr fortwährendes Glaubensgezänk nichts als Unruhe und Empörung verursachen.

13. Wenn also die christliche Religion und die Freyheit der Gewissen reguliret wäre, so müste man auch sich an die bürgerliche Gesetze machen und solche nach unsern Zeiten, Sitten und Umständen dergestalt einrichten, daß dadurch Ruhe und Ordnnng, Recht und Gerechtigkeit, mithin die gemeine Wohlfahrt erhalten und befördert würde. Zu diesem Ende solte man die berühmteste und geschickteste Rechtsgelehrte darzu gebrauchen, ein allgemeines Rechtsbuch zu verfertigen, und darinnen die Gesetze so gründlich, so deutlich und so kurtz, als es möglich ist, abzufassen. (Dieses

alles

alles sind pia desideria; könnte man die Menschen bessern, so brauchte es aller dieser Weitläuftigkeiten nicht. Doch wir leben in statu corrupto, und müssen deswegen gezwungen werden, dasjenig zu thun, was die natürliche Billigkeit und das einzige Gesetz der Liebe uns lehren würde, wenn wir rechte Christen wären).

14. Insonderheit solte man die grausame Misbräuche und Beutellerende Proceßordnungen, welche die Klagen verewigen, abschaffen, und einmal in den Gerichten wieder nach Vernunfft und Billigkeit, laut errichteter Gesetze sprechen. (Weil die Proceßkunst bey uns ein ordentliches Handwerk worden, worauf sich so viele ehrliche Leute nähren müssen, so ist diese Glückseligkeit nicht ehender zu hoffen, als bis man diesen ein ander Handwerk und andre Nahrungsmitteln an die Hand giebt. Es ist gewiß, daß mancher Rechtsstreit durch ein paar kluge Schiedsmänner in etlichen Zusammenkünften könnte ausgemacht werden, der, wenn er nach der Kunst behandelt wird, nimmer zu Ende gehet).

15. Die Abgeordnete der Könige, welche Länder im Reich besitzen, müsten auch nur in Beziehung allein auf diese Länder in der Versammlung Sitz und Stimme haben. Ihre ausserordentliche Gesanden aber weichen einander wechselsweise, weil unter gecrönten Häuptern keinen einen Rang oder Vorsitz vor dem an-

andern haben kann; indem keiner unter dem andern, mit irgend einer Abhänglichkeit, Lehenhafften oder Unterwürfigkeit zu stehen pflegt.

16. Nach den Königen folgen die Churfürsten, die Erzherzoge, der Großherzog von Toscana, die alte Herzoge und Fürstenhäusser, samt den Bischöffen des H. R. Reichs. Die grossen Republicken Venedig, Genua, Holland, die Schweitz. Die neue Fürsten, die Grafen, die freye Reichs Ritterschafft und die Reichsstädte. Der ausländischen Staaten erwehnet hier der Verfasser vermuthlich nur in so weit, als sie ihre Gesanden an die Reichsversammlung schicken würden).

17. Zu dem Versammlungsort könnte man eine der bequemlichsten und mit allen Lebensmitteln versehenen Reichsstädte wehlen. (Der Verfasser bringt hierbey z. E. die Stadt Franckfurt in Vorschlag, weil sie wegen ihrer schönen Lage und der Zufuhre beydes zu Wasser und zu Land alle Vortheile besitzet; alleine die Herren Franckfurter werden die Ehre lieber der Stadt Regenspurg gönnen).

18. Um allen Mishelligkeiten und Beeinträchtigungen unter den vereinigten Staaten vorzubeugen, müste man jedesmal die zweiffelhaffte Gerechtsamen, Anforderungen und Erbfälle, welche sich ereignen können, in Zeiten, und ehe sie würcklich und in Zwi-

stigkeiten ausbrechen, vorher auszumachen su-
chen. Man könnte sogar, nach gestalten Um-
ständen, solche bis zum Austrag der Sache, auf
Genehmhaltung des hohen Raths, so lang se-
questriren, oder einem dritten, ohne Nachtheil
der rechtmässigen Ansprecher, in Verwaltung
lassen; damit auf alle nur mögliche Weise, alle
Arten der Thätlichkeit und Beeinträchtigung
mögten vermieden werden.

19. Damit nun alles auf diese Art mögte,
eingerichtet und beobachtet werden, so käme
es vornemlich darauf an, der hohen Rathsver-
sammlung diejenige Macht zu übertragen, daß
sie über alle vorkommende Staatsfälle und
Streitigkeiten, nicht allein schlichten und rich-
ten, sondern auch darauf exequiren lassen könnte.
Diese Exequirordnung ist alles, was schwer
auszufinden ist.

Hier muß man die Zwangsmitteln nicht einem
Fürsten auftragen, der darzu nicht gewachsen
ist, oder aus eignen Absichten damit einen
Anstand nimmt. Es müsten alle Staaten
eine gewisse Anzahl von Kriegsvölkern beständig
auf den Beinen halten, welche, im Fall der
Noth und im Verweigerungsfall, denen einhei-
mischen Unordnungen und Mißhelligkeiten sich
wiedersetzen könnten. Diese Völcker müsten
nur von solchen Befehlshabern angeführet wer-
den, welche einzig und allein von der hohen
Rathsversammlung abhiengen, um ihnen Fol-
ge zu leisten. (Ob es hier der Verfasser besser

ge-

getroffen, als die vortrefflichste Staatsgelehrten, die sich bisher mit der sogenannten Executionsordnung vergeblich die Köpfe zerbrochen haben, daran wird billig gezweiffelt).

20. Solte sich ein oder der andre Stand denen Aussprüchen dieser Versammlung mit Gewalt wiedersetzen, so müste man bey denselbigen alle ersinnliche Mitteln anwenden, ihn von seinen Ausschweiffungen und Empörungen zur Eintracht und zur Annehmung der Vergleichungsmitteln zu bewegen; widrigenfalls aber, wo derselbe auf seinem Eigensinn verharren solte, ihn als einen Stöhrer der gemeinen Ruhe betrachten, der Regimentswürde entsetzen, und gegen ihn als einen allgemeinen Reichsfeind verfahren; das Recht der Erbfolge aber in den fürstlich und gräflichen Häussern den rechtmäßigen Nachfolgern offen halten. In den Republicken im Gegentheil müste man die Regierung ändern, ohne solches den unschuldigen entgelten zu lassen.

* * *

Alles dieses, wie schon gemeldet, sind gute Wünsche: Pia desideria; welche aber die Sache noch lange nicht heben. Viel besser und glücklicher dünken mich die Verfassungen unserer bisherigen Reichsgesetze zu seyn, wobey man nur allein darauf dringen solte, daß solche besser möchten gehandhabet werden. Die

Erfindungen der platonischen Republicken lassen sich alle wohl hören; allein wann es zur Ausübung kommt, so bleiben solche nur blosse Hirnbilder. Wir müssen unsre Staatsverfassung nach den Menschen einrichten, wie sie sind, und nicht wie sie seyn solten.

Es ist wahr, unser liebes altes Gesetzbuch, ich meyne die goldne Bulle, hat wenig Ordnung und Geschicklichkeit in seinem ganzen Vortrag; Es ist darinn alles unter einander gemengt und mit vielen nichts bedeutenden Kleinigkeiten angefüllet; allein dieses hindert nicht, daß im Grund die Gesetze, die sich auf die Einrichtung des ganzen Reichs beziehen, nicht gut und weislich solten ausgedacht seyn. Wenn unsre durchlauchtige Vorfahren nicht viel in den Wissenschafften sich vertiefet haben: Wann ihre Lebensweise nichts von dem natürlichen und ungezwungenen Wesen hatte, welches man heut zu Tage für artig hält: Wenn man die Majestät eines Kayfers mit weniger Pracht und desto mehr Ceremonien zu erheben suchte; hatten sie deswegen nicht eben so viel Vernunft? Waren sie nicht sowohl in derjenigen Staatskunst erfahren, welche auf die gemeine Wohlfahrt zielet, als ihre Nachkommen? Nein, wahrhafftig, man sage mir was man will, die Grundgesetze der goldnen Bulle scheinen mir immer die besten zu seyn, eine glückselige Regierungsart darauf zu bauen. Es wird darinnen ein starker gesunder Staatscörper vorgestellet,

dessen Glieder in einer ordentlichen Abmessung sich gegen einander gemeinschafftlich verhalten sollen. Diese haben ein Haupt, welches nur allein die Macht hat des Reichs Wohlfahrt zu befördern, keine aber solche zu stören. Die Glieder können nichts ohne das Haupt, und das Haupt kan nichts ohne die Glieder thun. Die Gesetze verbinden beyde. Es ist eine Unterstellung in der Ordnung. Es ist ein Zusammenhang, um die Freyheit zu erhalten. Es ist eine Macht, die sich zusammen vereiniget, um den Nachbarn gewachsen zu seyn. Die Veränderungen, die man in dieser Verfassung gemacht hat, sind unvermeidliche Umstände, welche den Zufällen und Begebenheiten der Zeiten zuzuschreiben sind; sie haben aber deswegen noch nicht die Grundfesten des H. R. Reichs untergraben; welche bis an das Ende der Welt bestehen können, wenn anders die Eintracht darinnen erhalteu wird. Diese Bedingung will viel sagen. Das teutsche Reich hat dieses mit allen Reichen in der Welt gemein, deren Verfassungen ebenfalls auf der Eintracht der Stände, die solche ausmachen, beruhet. Wann diese sich trennet, so fället alles zusammen. Wenn auch gleich zehen Solon an ihrer Einrichtung alle ihre Weisheit verschwendet hätten.

Es kommt demnach blos auf die vornehmste Stände des H. R. Reichs an, daß die Vereinigung und das gute Verständnis unter ihnen erhalten und fortgepflanzet werde, damit

nicht diejenige, welche nur allzugeschickt sind, den Saamen der Zwietracht zu ihrem eignen Vortheil, unter sie auszustreuen, nicht ihren Zweck erreichen mögen, die teutsche Stände unter einander zu verwirren. Ich hoffe, mein Herr, Sie werden mich verstehen.

Es ist wahr, daß seit der Zeit, da Carl der Vierte die pragmatische Sanction der goldnen Bulle verfertiget hat, gar viele Veränderungen im Reich sich zugetragen haben. Wo äussern sich aber diese nicht? Es waren damals nur sieben Churfürsten; nun haben wir derselben neun; und wann der Kayser noch zehen Jahr länger gelebet hätte, so würden wir ihrer zwölf bis dreyzehen haben. Verschiedene Grafen sind Fürsten und eine Menge Edelleute sind Grafen worden. Der Hochmuth der Privatleute ist mit den spreustigen Titeln und närrischen Pracht weit über das Ziel gestiegen.

Wir haben drey herrschende Religionen anstatt einer; diese drey verschiedene Religionen haben auch wieder ihre verschiedene Rechte: Rechte, worüber stets unendlich gestritten wird, und wo kein Friede zu hoffen stehet, so lange die Geistliche gelehrter sind, als sie in Betrachtung der gemeinen Ruhe seyn solten, und nicht nachlassen, mit andern für die Ehre ihrer eignen Lehrsätze Kriege zu führen.

Man hat ferner auch in Ansehung der Ertz-

ämt-

ämter, welche mit der Würde der Churfürsten unzertrennlich verknüpfet waren, einige Aenderungen getroffen; das Vicariat in den rheinischen, schwäbischen und fränkischen Crayſen, ist nicht mehr bey dem Churhauß zu Pfalz, sondern an Bayern gekommen; auch ist die Beobachtung der goldnen Bulle in andern Fällen nicht den pragmatischen Verordnungen gemäß. Allein, alle diese Veränderungen wollen in der Hauptsache nichts sagen. Man spotte darüber wie man will, und vergleiche die goldne Bulle einer alten Standarte, welche voller Löcher ist, und in welche noch immer neue gemacht werden, ohne daß man die alte zu flicken bemühet ist. Dieses verehrungswürdige Gesetzbuch bleibet deswegen doch beständig in seinem Werth. Alle kayserliche Wahlartickeln beziehen sich noch darauf und erhalten also die Grundfesten des Reichs, wenn man gleich in den darauf sich stützenden Gebäuden nach Anleitung der Zeiten und Umstände eine Veränderung treffen muß.

Die gröſte Schwierigkeit, ich geb es zu, haftet auf der sogenannten Executionsordnung. Dieser stellen sich, ich muß es bekennen, allzuviele Hinderniſſe in Weg; die Craysvölker sind nicht im Stand derselben das nöthige Gewicht zu geben, und wenn sie gleich unsre Fürsten, Grafen, Freyherren und Reichsstädte, im Fall der Noth zum Gehorsam bringen, so wird man doch durch sie bey denen mächtigen Fürsten, Churfürsten und Königen, die stets zahlreiche Kriegs-

völker unterhalten, nichts ausrichten. Alle Befehle, Reſcripte und Decrete, die aus der Reichscanzley im Namen des Kayſers und des Reichs gegeben werden, ſie mögen auch ſo gerecht und billig ſeyn, als ſie wollen, bleiben doch ohne Nachdruck, und haben keine andere Würckung, als die man ihnen gutwillig geſtatten will.

Vor dieſem waren die Fürſten und Churfürſten keine ſolche eigenmächtige Potentaten, wie ſie heut zu Tage ſind. Sie ſtunden unter der Gewalt des Kayſers. Sie hatten keine Armeen auf den Beinen; und wo ſie ſich nur ein wenig in den Sinn kommen lieſen, dem Kayſer ſich mit Macht zu wiederſetzen, ſo ließ ſie dieſer, wann er ihrer habhafft wurde, in Gefängniſſe ſetzen. Ein Churfürſt von Sachſen und ein Landgraf von Heſſen, beydes mächtige Fürſten, erfuhren ſolches vor ungefehr zwey hundert Jahren zu ihrem Schaden. Wir haben von dieſem kayſerlichen Glanz noch die letzte Strahlen ausblitzen ſehen, da im vorigen Jahrhundert ein Churfürſt von der Pfalz ſich zum König in Böhmen wehlen ließ. Dieſer unglückliche Fürſt wurde in die Reichsacht erkläret und von dem Kayſer Ferdinand von allen ſeinen Ländern verjagt.

Dieſes alles läſſet ſich heut zu Tage ſo leicht nicht mehr thun. Die Fürſten und Churfürſten haben mit ihrer zunehmenden Macht auch

ihr

ihr Ansehen erhöhet, und bey einer jeden Wahlbedingung der kayserlichen Crone einige Edelgesteine abgenommen; und ob es gleich zu unserer Zeit noch geschehen ist, daß ein Churfürst von Cölln und ein Churfürst von Bayern mit dem Pfaltzgrafen Friedrich dieses Schicksal hatten, so geschahe doch solches nicht anders als mit der völligen Einwilligung aller Reichsstände überhaupt, weil obgemeldte beyde Churfürsten der Crone Frankreich beystunden, gegen welche der Kayser und das Reich die Waffen ergriffen hatten.

Hierzu kommt auch noch dieser Umstand, daß heutiges Tags der Kayser überhaupt, als Kayser, wenig Nutzen mehr von dieser höchsten Würde hat. Der Kayser, als das höchst verehrungswürdige Haupt der teutschen Fürsten und Stände, hätte vielleicht seine eigne Königreiche und Staaten mit mehr Vortheil regieret, wenn die weitläuftige Reichshändel seine Sorgfalt und seine Bemühungen nicht zu viel zerstreuet hätten. Es war eine Zeit, da die beyde Königreiche Ungarn und Böhmen wie auch die oesterrrichische Niederlande und das Herzogthum Mayland sehr misvergnügt waren, mittlerweilen sie den besten Fürsten auf dem Thron hatten. Das Geld mangelte immer und die Cammern waren leer, ohngeachtet der überaus grossen Gefälle die von allen Seiten hinein kamen. Der Kayser muste einen grossen Staatsrath unterhalten, weil die Ge-

schäffte seines Hofs von einem unbeschreiblichen Umfang waren.

Als Kayser muste denselben ein gewisser Glanz und Pracht begleiten, der seinen Vorzügen und seiner Hoheit gemäß war. Fürsten und Reichsgrafen wurden von ihm in Bedienung genommen, und ihrem Rang gemäß besoldet. Die Ministers und Hofbedienten, weil sie mit jenen zu gleichen Ehrenstellen erhoben wurden, genossen auch gleicher Vortheile, dann jene waren insgemein nur zum Staat, diese aber zur Arbeit: sie waren nothwendig und jene überflüßig. Beyde kosteten aber viel Geld. Dieses Geld blieb selten im Lande. Der meiste Theil davon wurde auf Länder und Güter im Reich verwandt, welche dieselbe an sich kauften. Daher kamen so viele neue Fürsten, Grafen und Freyherren, die alle ihre Hoheit und Herrlichkeit dem kayserlichen Hof zu dancken haben.

Die Unterhaltung der hohen kayserlichen Commissarien zu Regenspurg, der Reichshofrath, die Gesanden und Residenten in den vornehmsten Orten von Teutschland; alles dieses kostet den Kayser mehr, als ihm seine Kayserwürde einbringet.

Die Reservata Imperatoris, in Ansehung der Gefälle bedeuten nicht viel, und fällt ihm ja, welches selten geschiehet, ein Reichslehen heim

heim, so sind gleich hundert die darum buhlen. Was der Reichshofrath in das Land ziehet, das gehet auch auf obbemeldte Art wieder heraus, zum wenigsten kommt nicht viel davon in die kayserliche Cammer. Was die Lehen-Empfängnisse auswerffen, kommt unter die Bedienten. Mit den Standserhöhungen und Adelsbriefen hat es gleiche Bewandnis. Der Kayser an und für sich selbst hat weiter nichts davon, als das grosse Geräusch und die viele Fremde, die sich in seinem Hoffitz aufhalten, um ihre Geschäffte daran zu betreiben, deren viele noch darzu der kayserlichen Oeconomie zur Last kommen und kayserliche Wohlthat, Geschenke und Milde geniessen.

Was das allerschlimmste für den Kayser ist, so verursacht seine anscheinende grosse Macht bey seinen Nachbarn lauter Eifersucht; sie ziehet ihm die grosse Kriege mit dem Türken und mit Frankreich über den Hals, wobey die Reichs-Stände ins gemein mit ins Spiel kommen und beyde miteinander vieles einbüssen. O wenn uns der Friede so hoch zu stehen kommt, wie werden wir erstlich die Unkosten des Kriegs anschreiben müssen? wie viele brave Leute, wie viel Geld-Summen sind hier zur Unzeit drauf gegangen? Ich mag mich in die Geschichte unserer Zeiten nicht vertiefen, wo wir Frankreich fast Meister von unserm Glücke sehen.

Alles dieses solte uns nun freylich desto aufmerk-

merksamer machen, die Wohlfahrt unseres teutschen Vaterlandes mit zusammengesetzten Kräften in großmüthiger Vereinigung wahrer teutsch-patriotischen Gesinnungen zu besorgen, und besser auf die Beobachtung der alten Reichs-Grundgesetze zu halten.

Hätte doch der gute Kayser Carl der IV. alle die bösen Geister, welche er auf eine so pathetische Art in dem Anfang seines ersten Buchs heraus gefordert, gar aus dem Reich verbannen können, so würden wir anjetzo nicht in solchen verwirrten Umständen seyn.

Sagen sie mir doch, mein Herr, ich bitte sie, was hindert uns so lang nach Recht und Maaßgebung der goldnen Bulle einen Kayser zu wehlen? Seit wann gehen wir nach Versailles, um zu wissen, was wir in Teutschland thun sollen? Wir ehren den König in Frankreich als einen grossen und mächtigen Nachbarn. Dieses ist sehr wohl gethan. Wir suchen seine Freundschaft, seinen Schutz, sein Bündniß. Auch dieses ist würdig für uns; Allein lasset uns nicht weiter gehen. Lasset uns einen Kayser wehlen, und nicht warten daß Frankreich uns einen gebe. Lasset uns seinen guten Rath, aber nicht seine Befehle annehmen.

Das Wohlseyn und die Stärke des teutschen Reichs bestehet in der Vereinigung derjenigen Glieder, die solchen ausmachen. Wir müssen

frey

frey in unsern Berathschlagungen, und standhaft solche hinauszuführen, seyn. Giebt es unter unsern Fürsten und Staaten Irrungen und Mißhelligkeiten, so haben wir auch Gesetze, Richter und Gerichtshöfe um solche zu schlichten und beyzulegen. Warum halten wir uns nicht daran?

Mit einem Wort, der Fehler ist nicht in unserer Verfassung. Wir sind fürwahr durch die Veränderungen, die man darinnen gemacht hat, nicht glücklicher worden. Hätten wir in allem nach Maaßgebung der göldnen Bulle uns verhalten, so wäre das Reich nicht zersplittert worden, und Frankreich hätte seine Eroberungen nicht bis über unsre Gränzen erstrecket. Wir würden den Muselmännern sowohl als unsern andern Nachbarn Regeln vorgeschrieben haben; und Rom, das stolze Rom, hätte zugleich ein Sitz des grösten Fürsten und des höchsten Priesters werden können. Der alte römische Glanz hätte unter dem Haupt der Teutschen von neuem wieder hervorstrahlen können; So wie die schöne Künste und Wissenschaften, unter einer weisen und christlichen Regierung, im neuen Flor sich würden gezeiget haben, daß es also im rechten Sinn heissen können, was auf dem Siegel der göldnen Bulle stehet:

Roma caput mundi
Regit orbis frena rotundi.

Allein

Allein, der Geist der Eifersucht, der Zwietracht und des Neides hat alle diese schöne Anschläge verdorben. Sie sehen also, daß Carl der IV. wohl Ursache hatte, im Anfange seines Buchs zu sagen, daß ein jedes Reich, das mit sich selbst uneins ist, übel fähret. Dieses ist das Schicksal von allen grossen Republicken gewesen. Es wird auch das unsrige seyn, wenn wir nicht bald unsern Spaltungen ein Ende machen. Man hat gut über die Rathschläge und Urkunden der vergangenen Zeit spotten. Ich lobe mir den Mann, der durch seine Einsichten und durch seine Weisheit im Stand ist, den gegenwärtigen Ubeln zu rathen.

Die Vorschläge unseres Anarchisten sind hierzu noch lange nicht hinlänglich. Es ist nicht genug, daß wir sagen, was man thun solte, sondern darauf kommt es an, daß man auch die Menschen darzu bewegen kann. Hier sind nahe Vortheile und bevorstehende Gefahren vorstellig zu machen. Hier gelten gewisse natürliche Rathschläge, jene zu erlangen und diesen zu entgehen. Diese Vorstellungen können alleine rühren.

Kein Rath, keine Versammlung, keine Art einer bürgerlichen Gesellschaft kann nicht wohl ohne ein gewisses Oberhaupt bestehen, welches, wann es gleich nicht herrschet, doch alles in seiner natürlichen Ordnung und Lenksamkeit zu erhalten beflissen ist. Es ist gar nichts unge-

zie-

ziemendes, sondern vielmehr etwas der vernünftigen Natur sehr gemäses, dsß viele freye Fürsten und Stände, welche zusammen in unzertrennlicher Einigkeit sich verbunden haben, unter sich einen der mächtigsten und weisesten Fürsten zu ihrem allgemeinen Oberhaupt und Schiedsrichter wehlen. Ohne diesen mächtigen Beschützer würde unsre teutsche Freyheit keinen gewissen Grund haben. Die kleine und schwache Stände würden stets der Gefahr ausgesetzet seyn, von einem starken und Ländersüchtigen Nachbarn unterdrückt zu werden. Ja, man würde nicht einmahl die Freyheit haben über dergleichen Gewaltthätigkeiten sich zu beklagen. Die Macht allein würde uns Gesetze vorschreiben und das klügste was wir thun könnten, wäre, derselben sich zu unterwerffen.

Wir müssen also ein Oberhaupt, einen Beschützer und einen obersten Schiedsrichter haben, um unsre Reichs-Gesetze in ihrer Geltung aufrecht zu erhalten, um Recht und Gerechtigkeit und diejenige Ordnung und Freyheit in dem H. R. Reich fernerhin zu handhaben, die dasselbe bisher erhalten hat. Wir müssen zu dem Ende nicht allein einen mächtigen, sondern auch einen frommen, gütigen, tugendhaften und gerechten Kayser haben, wie die goldne Bulle ausdrücklich die Churfürsten einen solchen zu wehlen verpflichtet.

Ich wende dahin alle meine Wünsche, und hoffe, daß meine patriotisch gesinnte Landsleute, denen das Heil unseres teutschen Vaterlandes am Herzen liegt, darinnen die ihrigen mit mir vereinigen werden.

Ich bin mit einem Herzen das nichts mehr wünschet, als alle Menschen glücklich zu sehen, und Sie insbesondere, mein Herr, da ich ihre ausnehmende Tugenden und Verdienste kenne.

Franckfurt, den 2. Aug.
1741.

VI. Brief.

Allerhand Neuigkeiten.

Mille hominum ſpecies et rerum diſcolor uſus
Velle ſuum cuique eſt; nec voto vivitur uno
Mercibus hic Italis mutat ſub ſole recenti.
Rugoſum piper et pallentis grana cumini,
Hic ſatur irriguo mavult turgeſcere ſomno
Hic campo indulget; hunc alea decoquit; ille
In Venerem eſt putris. *Perſ. Sat. V.*

Mein Herr,

Bald beginnet es hier recht lebhaft zu werden. Die Schaubühnen, die Gesellschaften, die Spatziergänge, die Strassen

sen

sen, soll ich auch sagen, die Kirchen? alles wird mit Menschen angefüllet, nicht anders wie ein Strom, der sich durch das Einstürzen fremder Flüsse schwellet und täglich grösser wird; allenthalben siehet man, wie Lucretius sagt:

Conventus hominum, pompam, convivia pugnas (*).

Unter allerhand Schauspielen, die man hier zu sehen bekommt, war das Fest, welches die Franzosen vor vierzehen Tagen auf den Ludwigstag zu Ehren ihres Königs gegeben hatten, sehr artig und von einer besondern Erfindung. Es währte 3. Tage lang und bestunde in einem prächtigen Tractament und Ball, in einer Beleuchtung, in einem Feuerwerk zu Wasser und in einem Schifferstechen und Gansrupfen. Alle Personen von einem gewissen Rang, sogar auch unsre benachbarte Grafen und vornehmste von Adel, wurden darzu ordentlich eingeladen. Sie können sich also einbilden, daß die Gesellschaft ziemlich zahlreich müsse gewesen seyn. Der Marschall hatte zu dem Ende einen ganz neuen Saal von Grund aus in seinem Hauptquartier erbauen und solchen mit den schönsten gewirkten Tapeten auszieren lassen. Alle Zimmer des Marschalls waren dabey auf das sinnreichste aufgeputzt und mit Lichtern erhellet. Man muß den Franzosen in solchen Dingen den Vorzug

(*) L. IX.

lassen. Kein Volk in der Welt schickt sich besser zu Comoedien, Aufzügen, Maskeraden, Tänzen und schönen Spielwerken.

Das Fischerstechen auf dem Mayn war insonderheit sehr lustig anzusehen. Es war ein Glück, daß es gelind Wetter war, dann die meisten Fischer musten, indem einer den andern mit langen Stangen aus seinem Nachen über Bord stieß, das kalte Maynbad empfinden. Sie sehen daraus, daß das Volk allhier mit den Franzosen beginnet leutseliger zu werden, und ihnen vieles zu gefallen thut. Was kann das Geld nicht zuwegen bringen? Dieses geprägte Metall hat eine magische Kraft die Götter und Menschen, die Fürsten und den Pöbel, die Hohenpriester des Altars und der heiligen Themis zu gewinnen. Es macht, daß man alles artig findet, was einem zuvor nicht gefallen hat: Er giebt den Leuten Verstand, die keinen haben, und macht daß auch heßliche Schönen ihre Liebhaber bekommen.

Doch lasset uns einem jeden Gerechtigkeit wiederfahren. Das Hauß des Herrn Marschalls ist sehr wohl eingerichtet. Alles ist an demselben ordentlich. Man findet darunter die artigsten und belebteste Leute, welche sich vollkommen darzu schicken, um dem gemeinen Mann diejenige Vorurtheile zu benehmen, womit er bisher gegen diese Völkerschaft ist eingenommen gewesen. Der Marschall selbst ist ei-

ne

ne Person von hohen und ausnehmenden Verdiensten; Er ist so wohl ein kluger Staats- als Kriegs-Mann. Man siehet ihn lieber hier wie den Gesanden eines mächtigen Königs, wo er uns Freudenfeste giebt, als vor der Spitze eines Heers am Rhein, wo man ihn fürchten müste.

Die Frau Marschallin besitzt alle Annehmlichkeiten ihres Geschlechts in einem sehr hohen Grad, und verbindet solche mit einer gewissen Güte und Leutseligkeit, daß man sie verehren muß. Sie ist aus dem herzoglichen Hause von Bethune Charot und also aus einem der vornehmsten Häusser in Frankreich. Die rothe Farbe, womit sie der Mode ihres Hofes zu gefallen, ihr Angesicht bedecken muß, lässet ihr nicht übel: sie macht daß ihre schöne Züge desto lebhafter hervorbrechen.

Wie es in Frankreich nichts unanständiges ist, daß eine verehlichte Frau noch immer ihre Verehrer und sogenannte Anbeter hat, ohne dadurch im mindesten der Tugend zu nahe zu treten, so wird es dieser Dame daran auch hier nicht mangeln. Sie hat schon würklich unter den Gesanden welche, die ihr sehr zierlich aufwarten, ja es ist gar darunter einer der ganz von Herzen um ihre Gunst seufzet; der es aber noch nicht weiter bey ihr gebracht hat, als daß sie ihm zuweilen erlaubet, ihr kleines Schooßhündgen ihr nach zu tragen. Bey dem spanischen

Gesanden, der sich durch seine Pracht und durch seinen grossen Aufwand auszeichnet, verstehet sie öfters die Ehre des Hauses.

Ich bin versichert, daß dieses angenehme Weib den Wohlstand von dem ganzen Wahltag formiren und allen übrigen Damen den Geschmack sich französisch aufzuputzen und zu geberden beybringen wird. Das ist so viel: sie wird nicht wenig darzu behülflich seyn, das heilige Röm. Reich französisch zu machen; dann wer das Frauenzimmer zu gewinnen weiß, der hat schon die Helfte des menschlichen Geschlechts auf seiner Seite.

Man siehet hier den Anfang von der Messe. Die ganze Stadt wimmelt voll Comoedianten und Charlatans. Man könnte darunter noch eine grosse Zahl von Menschen rechnen, die zwar dergleichen Handwerk nicht treiben, aber solche doch in der That sind. Alles ist hier in Bewegung: alles lauft und rennet untereinander und wiedereinander: Einem Peripateticker müste hier der Kopf herum gehen, wenn er sich unter einem solchen Gewühl sehen würde. Man solte sagen, es wäre hier der Sammelplatz von grossen Herren, von Lackayen, von Pferden, von Kaufleuten, von Juden, von Bettelleuten und von Spitzbuben. Man erblickt nicht sobald einen Menschen von Gold oder Silber schimmern, so zeiget sich auch zugleich die Armuth neben ihm und fordert seine christliche

Liebe

Liebe zur Beysteuer heraus. Es ist dieses, wie der Schatten in einer Schilderey, welcher die Hauptfiguren ins Licht setzet. Hundert Liberyen in bund unter einander gemischten Farben erscheinen hier mitten unter den alten Lumpen und abscheulichsten Gesichtern, die nichts als Barmherzigkeit suchen. Man kann sich das menschliche Leben nicht lebhafter vorstellen, als bey diesem Gemengsal von Armuth und Reichthum.

Man siehet hier tausenderley Dinge, die so unnöthig als unnützlich sind, und die man gleichwohl für hohe Preisse zum Verkauf anbietet; Allenthalben wird man von Leuten angeruffen, die einen bitten, etwas zu kauffen. Diese sind die höflichste Leute von der Welt und ohnerachtet sie einen das erstemahl sehen, so versichern sie doch, daß sie einem zu Gefallen alles wohlfeiler als andern geben wolten. Sie machen also, daß die Käuffer ihnen noch Dank wissen, wenn sie nur die Helfte des Werths für ihr Geld bekommen. Dieses Glück hat man nur, wenn man mit ehrlichen Christen zu thun hat; fällt man aber den Juden, damit die Stadt angefüllet ist, in die Hände, so kommt man nicht so glücklich davon. Denn weil sie, nach ihren alten levitischen Gesetzen, nur ihren Nächsten, das ist, ihre beschnittene Glaubensbrüder zu lieben verbunden sind, ihre Feinde aber hassen sollen; so müssen wir ihnen ja ihre Ränke nicht für übel halten, wenn sie allen ih-

ren Verstand gebrauchen, uns, als ihre Feinde zu hintergehen. Vor dem groben Diebstahl aber nehmen sie sich sehr in acht, dann sie wissen, daß sie die Christen ohne Betrachtung des levitischen Gesetzes, in sollen Fällen aufhängen lassen. Man sagt, daß es hier auch viele Christen gäbe, welche ohne dergleichen Freyheiten nach ihrer Religion zu besitzen, sich nichts daraus machten, andere auf jüdische Art zu übervortheilen. Vor diesem hatten diese verschmitzte Leute noch den Mercurius zu ihrem Schutzgott. Nun haben sie gar keinen GOtt mehr. Sie nennen sich wohl Christen, allein von ihrem Hauptgebote: Du solst lieben deinen Nächsten wie dich selbst, wissen sie kein Wort.

Unter verschiedenen elenden und abgeschmackten Schauspielen siehet man auch hier eine französische Comoedie: sie ist ziemlich gut. Cherardi, das Haupt dieser Bande erwirbt sich bey Kennern vielen Beyfall. Er verstehet die Regeln der Schauspielkunst und weiß alles wohl anzugeben. Der vornehmste unter den Spielenden ist einer Namens, le Cocq. Er hat ein sehr gutes Ansehen und ist zu dem Trauerspiel gebohren. In dem Lustspiel hat er lange nicht dieselbe Stärke. Verwichenen Sonnabend stellte er den Simson vor: Jedermann bewunderte dessen Geschicklichkeit. Er machte dadurch, daß man kaum beobachtete, wie dieses Stück eben so viel Fehler wieder die Regeln der Schauspielkunst, als Schönheiten hatte. Die Einheit

des

des Orts, die Verwickelung, die Zeit der Begebenheit, die Wahrscheinlichkeit, besonders aber die Ehrerbietung, welche man den Geschichten der heiligen Bücher schuldig ist; alles dieses ist fast gar nicht darinnen wahrgenommen worden. Es ist eine Tragicomoedie, wie man solche nennet; das ist, lustig und traurig untereinander, wie der Peter Squenz. Der Harlekin erscheinet dabey sehr zur Unzeit um die Heldenthaten des Simsons lächerlich zu machen, der unterdessen die heisseste Gebeter zu dem Gott des Volks Israels auf der Schaubühne ausschüttete. Dieses schien mir allerdings so ungeziemend, als ärgerlich zu seyn.

Ich speißte darauf den andern Tag bey dem S... Gesanden. Ein evangelischer Geistlicher, der so ehrwürdig schien, als er unwissend war, fand sich mit bey der Tafel. Man sprach von allerhand Neuigkeiten, und fiel bald, wie es zu gehen pflegt, aus dem Grossen ins Kleine, und aus dem Ernsthaften ins Lustige. Spiel, Tempel, Maskeraden, Comoedie, Staatssachen, Kleinigkeiten, alles wurde gleichsam in einer Tracht aufgetragen. Einer erzehlte die Eigensinnigkeiten des Glücks, die ihm gestern Abends in der Gesellschaft bey einem Quadrille verfolget hätten: der andere war noch entzückt von der Musik, die er vor einigen Tagen in einem schlechten Concert gehöret hatte. Ein dritter rühmte die lustige Spatziergänge auf dem sogenannten spanischen Hof und längst dem

Maynstrom; Ich aber sprach von der obgemeldten Comoedie des Simsons. Ich erklärte mich dabey für einen Liebhaber der Schauspiele. Ich hatte kaum dieses einfältige Bekänntniß gethan, so betrachtete mich der Geistliche mit grossen Augen; Wie! sprach er, mein Herr, sie lieben die Comoedien? Ich antwortete ihm, daß ich unter dem Wort Schauspiele (Spectackel) nicht die Comoedien allein, sondern überhaupt alles dasjenige verstünde, was die Natur den Augen Wunderbares und Schönes zeigte, weil nun die Schauspielkunst keinen andern Endzweck hätte, als den Augen des Gemüths rührende Exempeln der Tugend und Laster vorzustellen und die Menschen zu unterrichten, indem sie solche nur zu belustigen schiene; so hielt ich allerdings eine gute Comoedie für eine Schule der Sitten. Für eine Schule des Satans, mögten sie wohl sagen, erwiederte der darüber zornig gewordene dicke Priester. Ist auch wohl etwas gottloser und abscheulicher fuhr er mit entzündetem Eifer fort, als die freche und unverschämte Liebeshändel, die in den Comoedien vorgestellet werden? Ist es nicht ärgerlich, daß sich die Comoediantinnen, wie die leichtfertigsten Metzen kleiden und die Mannsleute mit ihren verhurten Minen und Geberden zu verführen suchen? Ist es nicht ein Greul der Jeanpotagen, Harlekinen und Hanswursten ihre Unflätereyen und unverschämte, gottlose, leichtfertige Reden mit anzuhören, welche wieder alle christliche Zucht und Ehrbarkeit lauffen.

Ich

Ich besann mich ein wenig, ob ich dem aufgebrachten Geistlichen auf seine pathetische Rede antworten und die Ehre der so übel angetasteten Thalia und Melpomene retten solte. Diese reine Musen, welche den Schauspielen vorgesetzet sind, verdammen selbst die Mißbräuche und Unordnungen, womit man dieselbe entehret. Ihre Unschuld rief mich um Beystand an; Ich sahe mich, verbunden mich ihrer anzunehmen.

Vermuthlich, mein Herr, sagte ich mit einem gelaßnen Wesen zu dem übel unterrichteten Feind der Schauspiele, vermuthlich haben sie noch niemahls eine gute Comoedie gesehen? Ich? unterbrach der Geistliche ganz erschrocken: Ich? ich solte eine Comoedie sehen? dafür behüt mich der liebe GOtt! Sie halten mir es zu gut, mein Herr, war meine Entschuldigung. In Frankreich giebt es die Menge Geistlichen, welche in die Comoedie gehen; ja es giebt sogar unter ihnen geschickte Leute, die selbst sehr gute Schauspiele verfertigen. Dieses geschiehet in Frankreich, versetzte der Herr Pfarrherr mit einem kurz entscheidenden Thon: man wird GOtt sey Dank, eine solche Narrheit keinem von unsern Theologen vorwerffen. Sie verzeihen mir, mein Herr, war meine Antwort. Ich weiß von einem sehr gelehrten Mann, daß Lutherus die Schauspiele in hohem Werth soll gehalten haben: Melanchton, Betza und andre berühmte Theologen mehr haben selbsten

Schauspiele geschrieben, und Calvinus, der abgesagte Feind von allem was nur in der Kirche noch ein wenig theatralisch lies, billigte den Gebrauch der Comoedien gar sehr.

Diese Anmerkung machte den Geistlichen ein wenig verwirrt: er war in dem Lande der Gelehrten eben nicht gar bekannt. Lasset uns, fuhr ich deswegen fort, auf die Sache selbst zurück kommen. Es ist nichts so gut, das nicht könnte gemißbrauchet werden, wenn man es übel handthieret:

Nil prodest, quod non lædere possit idem,

sagt der Poet: wolten wir aber alles dasjenige abschaffen, was gemißbrauchet wird? Wo würden wir hingerathen? Wir würden hier auf des Herrn Gesanden Gesundheit kein so gutes Glas Wein trincken dürffen, weil nichts in der Welt mehr, als dieses köstliche Getränk pfleget gemißbrauchet zu werden. Mich dünkete dieses Argument war ad hominem. Es sind also einige Sachen die nöthig, einige die nützlich und noch einige die belustigend sind. Können wir das nützliche mit dem belustigenden verbinden, so wird dadurch die Belustigung nicht allein vernünftig, sondern auch gut.

Man bemühe sich dem Menschen solche Belustigungen zu verschaffen, so wird er vielleich-

leichter den Geschmack für das, was unerlaubt und böse ist, verliehren.

Die Schauspiele sind das beste Mittel den Menschen ihre Laster und ihre Thorheiten rührend vor Augen zu stellen, ohne daß sie darüber böse werden. Diese Art von Straffen und Verbesserungen, kan auch die ruchloseste und leichtsinnigste Menschen rühren: denn die Abscheulichkeit der Laster wird nirgend beweglicher und erschrecklicher vorgestellet, als in einem Trauerspiel. Man siehet Helden in einer rührenden und majestätischen Bewegung: Man siehet Verwirrungen, die Furcht und Schrecken machen, und auf einmahl durch einen grossen und wichtigen Zufall sich entwickeln. Man siehet die Boßheit und Laster in ihre eigene Stricke gefangen und zu Boden gestürzet. Der grösste Bösewicht bekommt, wo er nicht ganz in sich schlägt, doch darüber die lebhafteste Begriffe vom Guten und Bösen; darum haben auch die ältesten und vernünftigste Völker für gut befunden, das Volk auf diese Art zu lehren. Ich will nichts von dem Buch Hiobs und dem hohen Liede sagen: sie möchten sonst böse werden, wann ich behaupten wolte, daß solche mit unter die dramatische Bücher gehörten. Ich will nur das nöthige von den Lustspielen erinnern. Vielen Leuten, ja den meisten ist mit keiner Sittenlehre beyzukommen; lächerlich aber will niemand seyn. Man bringe diese Leute in die Schauspiele. Man lasse sie über den

Gei-

Geitzigen, über den Menschenfeind, über den Scheinheiligen und über andre dergleichen Caractere lachen: sie werden nicht sagen, daß sie sich getroffen finden, sie werden sich aber mehr in acht nehmen, nicht lächerlich zu werden. Der Verstand sowohl als das Herz des Menschen haben bey dieser edlen Belustigung noch ihren besondern Antheil. Die Ergötzlichkeiten des Witzes gehen über alle andre, und sind die anständigsten für einen vernünftigen Menschen; wann nun die Empfindungen des Herzens noch dabey empor gezogen und zu grossen und edelmüthigen Thaten aufgemuntert werden, so wird der Nutzen der Schauspiele dadurch vollkommen. Was kann man von einer Belustigung mehr erwarten, als wenn sie uns zugleich unterrichtet und nützlich ist? Wo kann man glücklicher lachen, als wo dasjenige was uns zum Lachen beweget, zugleich eine Verachtung gegen dasjenige einflöset, was lächerlich und thöricht ist? Wie kann man den Verstand mit einer edlern Belustigung unterhalten, als wo ihm diese eine Hoheit einflöset, nichts niederträchtiges und nichts einer vernünftigen Creatur unanständiges zu begehen? Wer wolte eine solche Art der Belustigung dem Menschen verdächtig machen?

O Herr Pfarrherr, unterbrach hier der Gesande, wann die Schauspiele so beschaffen wären, so würden sie wohl daran nichts auszusetzen finden? Nein, wiedersprach der eifrige

Geist-

Geistliche; ich werde nun und nimmermehr dasjenige nicht billigen, was auch nur den Namen einer Comoedie führet. Die Religion allein muß die Menschen bekehren und zurecht bringen, die Comoedianten sind darzu nicht beruffen.

Ich ließ mir nicht beykommen, hier die Rechte und Vorzüge der Religion zu disputiren. Ich war davon allzusehr überzeugt. Ich setzte nur noch dieses hinzu, daß die Liebe zu dem Schönen und Guten die beste Beschaffenheit unseres Gemüths sey, der Religion bey uns Raum zu geben, und daß wir deßhalben alles dahin lenken solten, um solches mit den wahren Regungen der Tugend anzufüllen, welche GOtt so angenehm sind.

So weit waren wir in unserm Gespräch gekommen, als man von der Tafel aufstund. Ich nannte dem Geistlichen einige Bücher, wo er von der Schauspielkunst nähere Nachrichten würde bekommen könnnen; allein er wolte nichts davon hören und lieber andächtig unwissend seyn, als mit einer eitlen Gelehrsamkeit sich anfüllen. Ich verharre, indem ich dieses alles Ihren hocherleuchteten Einsichten überlasse,

Mein Herr,

Frankfurt, den 12. Julii. 1741.

Dero gehorsamster und ergebenster Diener.

VII. Brief.

VII. Brief.

Entdeckte Anschläge wegen einer bevorstehenden Wahl eines Kaysers.

Hic magnus sedet Æneas, secumque volutat Eventus belli varios.

Virgil.

Mein Herr,

Es giebt Leute in der Welt, die in ihrer Scharfsinnigkeit und Staatswissenschaft so weit gehen, daß sie alles zusammen buchstabiren und aus dem Gegenwärtigen das Zukünftige zu urtheilen ganz besondere Einsichten haben. Ich glaube nicht, daß darzu die Wissenschaften der geheimen Philosophie, wohl aber grosse Aufmerksamkeit, Uberlegung und Erfahrung in den Welthändeln erfordert werden.

Es läsſet sich aus einzelen Zahlen leicht von hundert ins tausende rechnen, und wenn man einmahl ein Paar Hauptbuchstaben zu einer verborgenen Schrift entdecket, so ist es hernach so schwer nicht mehr, einen ganzen Brief zu entziefern

In der politischen Welt darf man nur erstlich die Geschichte der Staaten, die Eigenschaft

schafft der Länder, den Zustand der Höfe und ihre bey verschiedenen Gelegenheiten blos gegebene Absichten wissen, so hat man schon den Hauptschlüssel zu ihren Geheimnissen. Aeussern sich darauf gewisse Gelegenheiten und Gesandschafften, so lassen sich leicht gewisse Dinge vermuthen, die man geheim halten will. Ja eben das Geheimniß, womit solche tractiret werden, sind öffters die Gelegenheit zum Verdacht, und machen daß man sie errathen kann.

Ein vornehmer Freyer meldete sich ohnlängst an einem gewissen Ort, ein schönes Kind mit etlichen Tonnen Goldes auszuheben. Er zog prächtig auf, ohnerachtet er so viele Schulden als Ahnen hatte. Er brauchte Geld, um diese Ahnen nicht zu beschimpfen, sondern sich als ihr würdiger Abstämmling aufzuführen. Er machte sich an einen Fremden, der einen Freund von dem Hause der Schönen kannte. Diesen Fremden bat er dem Freund dahin zu bereden, daß er einen Ball geben möchte. Er wuste im voraus, daß er die Schöne, um welche es galt, darzu bitten würde. Die Sache geschah, wie man sich solche eingebildet hatte: die Bekanntschafft war auf solche Weise bald gemacht, aber darum die Braut noch nicht gewonnen. Es kam darauf an, daß der gräfliche Liebhaber seine Schulden verbergen möchte. Ein Mitbuhler hat bey diesen Umständen ein scharfes Gesicht; ein solcher buchstabirte auch hier den ganzen Handel leicht zusammen. Er spielte

es so fein, daß durch die dritte und vierte Person ein Brief den Verwanden der Schönen in die Hände gerieth, der das gantze Geheimniß entdeckte, und die Sache rückgängig machte.

Auf gleiche Art geschahe es, daß ein Schneider in dem Kleide eines gewissen Gesandens, daran er vermuthlich etwas ändern solte, ein Papier fand, auf welchem folgende wichtige Dinge zusammen buchstabiret waren.

Pro Memoria.

1) Die sämtliche churfürstliche Höfe, Böhmen, Maynz und Trier ausgenommen, sind diejenige Maasregeln eingegangen, die man ihnen hat beyzubringen gesucht.

2) Der Churbrandenburgische hat sich am meisten wiedersetzet; endlich aber hat ihn die Standhaftigkeit des wienerischen Hofes gleichsam gezwungen, sich auf die stärckste Seite zu wenden. Man versichert, daß zwischen Sr. preußischen Majestät, als Churfürsten von Brandenburg und zwischen dem französischen Hof, als Bürge des westphälischen Friedens, eine Verabredung unter dem 17ten des verstrichenen Monats sey unterzeichnet worden, die Kayserwahl zu beschleunigen und dieselbe auf einen solchen Fürsten zu wenden, der dem Wohlstand des Reichs am zuträglichsten seyn würde.

3) Man ist lang zweiffelhafft gewesen, welches

ches Hauß man anstatt des österreichischen auf den kayserlichen Thron bringen solte. Sachsen und Bayern sind dabey in Vorschlag kommen. Die Parthey des ersten war gleich Anfangs die stärckste: auf diese Weise, wenn sie die Oberhand behalten hätte, wäre der König Stanislaus durch die Pohlen zurück gerufen worden, u. s. w. allein dieser Plan hat allerhand Schwierigkeiten gefunden, 49. 552. 795. 1551. u. s. w.

4) Die Parthey von Seiner churfürstlichen Durchlaucht in Bayern hat die Oberhand behalten. Der Plan ist dieser: sich zuerst der Krone Böhmen zu versichern und darzu die Hülffsvölker zu gebrauchen, die Se. churfürstl. Durchlaucht erwartet. Die Sache ist um so viel leichter werckstellig zu machen, weil man es nur machen darf, wie der König in Preussen, als er in Schlesien eindrang. Man wird Meister von Prag seyn, ehe man noch einen Wiederstand finden dörfte, und man kann sich im voraus eine Empörung in diesem Königreich versprechen, weil es seit der berühmten prager Schlacht nur durch Zwang im Gehorsam erhalten wird.

5) Der neue König wird sich gefallen lassen mit dieser Krone und mit einigen kleinen österreichischen Stücken oder Herrschafften in Schwaben zu begnügen, das übrige von seinen Anforderungen dem Friede aufzuopfern, wel-

ches alles eine gewisse Macht, die mit beyden Höfen in Bündnis stehet, vermitteln wird. Es soll darauf ein genaues Bündnis zwischen dem Kayser und dem Reich und dem Hause Oesterreich erichtet werden, um diesem letzten gegen alle Unternehmungen der Pforte beyzustehen.

6) Weil Schlesien und Mähren ein Theil des Königreichs Böhmen ausmachen, so wird man hier Mitteln finden, für den Beystand einiger Machten erkenntlich zu seyn.

7) Wenn einmal die Ruhe im Reich hergestellet seyn wird, so wird es ferner auch nicht viel Mühe kosten, die übrigen Anforderungen, insonderheit diejenige Sr. Catholischen Majestät, die mit den Bayerischen im Wiederspruch sind, zu regulieren; dann einer nur von beyden kann der rechte Erbe seyn.

8) Vermöge dieses Plans dörfte es wohl etwas in Italien gelten, wo man den lombardischen Thron zum besten eines spanischen Infanten wieder aufrichten kann. Wiewohl die Ausführung dieser Sache mancherley Schwierigkeiten von Seiten des turiner Hofes unterworffen seyn wird.

9) Zur Ausführung dieser verschiedenen Einrichtungen kommt es zuforderst darauf an, den Wiener Hof zu verhindern, des Beystands seiner

seiner vielen Bundsverwanden sich zu bedienen. Man hat solchen durch einen Tractat mit Sachsen vorgebauet, indem man zugleich Rußland den Krieg ankündiget, und eine Armee in Niedersachsen, wie auch eine andere jenseits des Rheins wird stehen machen, damit dadurch der Anmarsch der Hülffsvölker der übrigen Bundsverwanden dieses Hauses abgeschnitten und zu gleich eine Entschliessung bewürcket werde u.s.w.

10) Man hat uns die Sache schon angegeben an unsre Höfe zu schreiben, damit alle Bevollmächtigte sich hier ohne Zeitverlust einfinden mögen; also, daß es mit der Wahl nicht länger anstehen wird; es werden würcklich Anstalten zum Empfang Sr. Churfürstl. Gnaden von Maynz gemacht.

11) Dieses grosse Vorhaben dörfte vielleicht zu nichte werden; wenigstens ein Theil davon, weil wir Nachricht haben, daß die Königin von Ungarn und der Großherzog, ihr Gemahl, endlich an den König von Franckreich geschrieben haben und auf dessen Bündniß bey gegenwärtigen Läufften sich berufen und denselben des Vertrauens erinnert, welches der verstorbene Kayser beständig auf Se. Allerchristlichste Majestät gesetzet hätte u.s.w. Weil es den französischen Hof verdrossen, daß die Königin von Ungarn mehr Vertrauen zu ihren alten Bundsverwandten bezeiget hatte, so könnte es auch nun wohl geschehen, daß, nachdem er sie auf

den Punct gebracht hat, wohin er gewolt, er nun zu einer andern Unterhandlung sich dürfte finden lassen, welche Zeit zu andern Rathschlägen geben könnte.

Memorandum: I. Die Ankunft des Grafens Colloredo zu Breßlau. II. Vorschläge die man nach Paris gesandt. III. Gespräch des Herrn Wasners mit Sr. Eminenz. IV. Erklärung, die ihm durch den Herrn Amelot ist gegeben worden, von welchen er eine cathegorische Antwort begehret hatte, wegen des Durchmarsches der französischen Völker; dieselbe enthält fünf Puncten: 1) Die Redlichkeit des Königs seinen Verbindnissen nachzuleben. 2) Die Tractaten vermöge deren er mit dem Haus Bayern verbunden ist. 3) Daß der Churfürst seine Hülfe und Beystand bey Sr. Majestät gesucht hätte, wegen der Anforderungen seines Hauses Gerechtigkeit zu erlangen. 4) Die Tractaten des westphälischen Friedens, davon der König Bürge ist, und 5) vermöge welchen Se. Majestät verbunden sind, die Freyheit bey der Wahl eines Kayfers zu versichern. V. Liste von Hannover eine Armee von hundert tausend Mann aufzurichten. VI. Anschläge gegen Bremen und Vehrden ... wegen Pommern ... wegen Berg und Jülich ... wegen Curland ... der Krieg zwischen Persien und der Türkey ist gewiß. Die Sachen mit Rußland ... u. s. w.

Ich überlasse, mein Herr, diesen Entwurff ihren vernünftigen Anmerkungen; wir werden bald sehen, wie weit der grosse Beherrscher der Welt denen menschlichen Anschlägen wird einzuräumen belieben.

Wir empfangen unterdessen die traurigsten Nachrichten von Wien, man möchte darüber Thränen vergiessen. Welcher Jammer! die Häusser abbrechen und die schönste Gebäude dem Erdboden gleich machen, um sich dadurch gegen einen Feind in Sicherheit zu setzen, der vielleicht nicht so böse denkt, und der sich damit befriedigen würde, diesen prächtigen Wohnsitz der Kayser nur einzuschliessen, ohne weitern Schaden daselbst anzurichten. Dieses Unglück wiederfuhr schon denen Wiener Vorstädten im Jahr 1683. da die türckische Armee im Anzug war und eine schreckliche Belagerung erfolgte. Als ich einsmals mit einem Freund einen Spaziergang um die Stadt herum that, und dieser mir solches erzehlte, geriethe ich auf den Einfall, ob es nicht möglich wäre, diesen so wichtigen Ort, samt den weitläuftigen Vorstädten mit einem Arm aus der Donau zu umschlingen, dann die Stadt liegt auf einem ziemlich gleichen Boden. Vielleicht hätte es nicht so viel gekostet ein Bette darzu auszugraben, als die Häusser niederzureissen. Mit einem solchen Fluß, wie die Donau ist, kan man Wunder thun.

Ich glaube gewiß, daß man niemals, im Fall einer Belagerung, die Vorstädte von Paris, London und Berlin schleiffen wird. Man wird lieber das Kleid mit samt dem Mantel hingeben, um beyde zu erhalten. Die Hauptstädte sind nicht darzu erbauet, um einer ganzen Armee die Spitze zu bieten. Man pflegt die Sache nie so weit kommen zu lassen. Der Feind findet selbst darinnen seinen heimlichen Vortheil, eine dergleichen Zerstörung zu verhindern, die Wuth alles in Blut und Asche zu verkehren, ist, GOtt sey Dank, nicht mehr Mode. Man weiß daß die Menschlichkeit unter den Christen eine Tugend ist. Man weiß, daß man auch seinen Feinden selbst mit Leutseligkeit zu begegnen verbunden ist. Es ist auch eben so wenig der Klugheit gemäß, einen Feind zu ruiniren, von dem man sucht Vortheile zu ziehen. Je mehr man ihm lässet, und je weniger Schaden man ihm verursachet, desto mehr ist er im Stand, uns Vortheile einzuräumen. Die Gemüther werden auf einander nicht so sehr erbittert; und man beträgt sich gegen einander als solche Feinde, die doch über kurz oder lang wieder Friede machen und Freunde werden müssen. Dieses sind so meine vorläufige Gedanken über die betrübte Zeitungen von Wien, die mir recht an das Herze gehen; dann ich verehre noch immer das Hauß Oesterreich und die vortrefliche Königin von Ungarn, ohne daß meine Neigung etwas in demjenigen Recht der Erbfolge entscheidet, wor-

über

über man Kriege führet. Ich bin mit einer ausnehmenden Hochachtung

Mein Herr,

Den 9. October
1741.

Dero ergebenster und
gehorsamster Diener

VIII. Brief.
Allerhand Neuigkeiten.

Utilitatem publicam non convenit ludificatione differi.
Cassiod.

Mein Herr,

Endlich hat der churmaynzische Einzug allhier den kayserlichen Wahltag eröffnet. Solcher geschahe den 21. October mit grossem Pom und Pracht: alles war reich und glänzend. Die Einrichtung des Zugs und die vornehmste Herren dieses churfürstlichen Hofes, werden sie aus beygehender Beschreibung ersehen *).

*) Weil die Beschreibungen von diesen und dergleichen Solennitäten sich in allen Zeitungen und Tagbüchern

Seit der Ankunft dieses ersten Churfürstens in dieser Stadt wird alles lebendig und mit Fremden angefüllet. Man siehet nun, daß es mit der Kayserwahl ein Ernst ist; Ja, daß er, laut demjenigen Papier, was uns der Schneider aus dem Unterkleid eines Ministers mitgetheilet hat, auch würklich schon gewehlet ist. Doch dieses nur wie man zu reden pflegt in petto. Hernach wird erstlich der H. Geist darüber angeruffen, daß er den Churfursten in Sinn geben möchte, wen sie zum Kayser wehlen sollen.

Der Churfürst von Maynz war kaum 14. Tage in dieser Stadt, so gieng in der Judengasse, welche hinten auf seinen Hof stösset, ein grosses Feuer aus. Alle Welt war um die Sicherheit dieses Fürstens bemühet, den man hier als den wahren Vater des Vaterlandes betrachtet. Man that den um sich reissenden Flammen alle mögliche Gegenwehr und in weniger als zwey Stunden war der ganze Brand getöschet. Bey Gelegenheit dieses Unglückes, welches die arme Juden betraf, fand ich mich von dem Eifer der Christen schlecht erbauet, die-

---

chern finden, so wollen wir den Leser damit nicht aufhalten, da überhaupt des Verfassers Endzweck nicht ist, eine ausführliche Historie von der Wahl und Crönung Carls des VII. zu geben, sondern nur seine Anmerkungen darüber einem guten Freund mitzutheilen.

diese als ganz vergessen, was ihnen ihr Herr und Meister von der Liebe lehret, belegten diese unglückselige Israeliten mit den grösten Flüchen. Einige wünschten sogar, daß man sie selbst in die Flammen stürzen, und solche mit ihrem Blut löschen möchte.

Ich bekenne, daß ich hierbey ganz anders dachte. Ich urtheilte als ein Mensch, daß man Geschöpfen unseres gleichen kein Uebel zufügen solte, und daß es besser gethan wäre, die Juden gar nicht zu dulden, als ihnen alles Drangsal und Herzenleid zuzufügen; mithin sie gleichsam durch unsere Unbarmherzigkeit zu zwingen, daß sie Schelmen abgeben, und uns bey aller Gelegenheit, wo sie können, zu betrügen suchen müssen. Ich war der Meynung, man würde besser thun, ihnen einen besondern Aufenthalt auf dem Land anzuweisen, und ihre allzuübermäßige Fortpflanzung durch gewisse Gesetze zu beschränken, wie die arme Geistlichen in den Clöstern sich dieselbe auch müssen gefallen lassen; dann diese jüdische Menschenzucht, indem sie in ihren Häussern über und neben einander wohnet, vermehret sich wie das Ungeziefer.

Auf diese Weise wäre man von diesem unreinen Volk befreyet, und die Stadt wäre nicht immer in Gefahr, von diesen dem Feuer sehr unterworffenen Judennästern angesteckt zu werden.

Die Häusser der Juden sind fünf Stockwerke hoch, und haben zwischen sich nicht den geringsten Raum, um den Flammen, wenn einmahl ein Brand darinnen auskommt, nöthigen Wiederstand zu thun. Alle diese feuchte Wohnungen, welche die Sonne nicht würdiget mit ihren Stralen zu bescheinen, sind mit hebräischen Figuren angefüllet, die in ihrem Unflat herum grabeln, wie die Frösche in den Morästen.

Ich muß Sie, mein Herr, aus diesem heßlichen Aufenthalt in eine andre Gegend bringen, welche so reitzend und holdselig ist, daß sie ein Paradieß für die Engeln abgeben könnte, wann sie der Himmel nicht zur Lust der Menschen bestimmet hätte. Dieses ist die Gegend, wo der Graf von Montijo hier nächst der Stadt an dem Ufer des Mayns sich einen Hof und Garten gemiethet hat. Dieser anmuthige Ort ist bisher der Sammelplatz aller grossen und vornehmen Leute gewesen: Man macht würklich allda grosse Zubereitungen, um das Fest der Königin von Spanien zu feyern, welches ungefehr in 14. Tagen einfallen wird.

Ich kann Ihnen nicht genug beschreiben, welche majestätische Galanterie dieser prächtige Gesande in allen seinen Unternehmungen spielen lässet.

Ich komme wieder auf den Churfürsten von Maynz:

Maynz: Dieser Verehrungswürdige Fürst, der ohnerachtet seines hohen Alters noch allen Staatsgeschäfften als Reichscantzler oblieget, hat erstlich in der dritten und vierten Woche, nach seinem öffentlichen Einzug, die Besuche der fremden Gesanden angenommen: Es sey weil er würcklich von einer kleinen Unpäßlichkeit befallen war; oder weil sich wegen des Ceremoniels allerhand Schwierigkeiten äusserten, welche zuforderst musten reguliret werden. Als endlich den 8ten dises die churfürstliche Gesanden in einer Zusammenkunft sich darüber berathschlageten, so wurde beschlossen dem französischen Gesanden dasjenige Ceremoniel einzuräumen, welches man ehemahls im Jahr 1657. auf den Wahltag des Kayfers Leopold, dem französischen Marschall, Herzog von Grammond, zugestanden hatte. In Gleichförmigkeit dieses Entschlusses gab der Marschall, Graf von Belleisle den 10ten dieses dem Churfürsten Morgens um 11. Uhr den ersten Besuch. Und weil das Ceremoniel mit dem spanischen Gesanden auf den Fuß, wie vormahls dem Grafen von Pennaranda, der in gleichem Rang vor diesem hier war, und dasjenige mit dem päbstlichen Bottschaffter ungefehr auf eines hinauslauffen, so will ich Ihnen zum Muster die Beschreibung des Besuchs von diesem letzten geben, weil ich besorge, daß er bey diesen Geschichten sonst nicht mehr als eine Hauptperson vorkommen dürffte.

Die-

Dieser Bottschaffter schickte des Morgens zu dem Obercämmerer des Churfürsten und lies fragen, um welche Stunde er die Ehre haben könnte seine churfürstliche Gnaden zu sehen? Der Churfürst sande eine halbe Stunde darauf dem Bottschafter einen von seinen Cammerherren, und lies ihn fragen, ob es ihm gelegen seyn möchte Nachmittags um 4. Uhr ihn zu besuchen? Der Bottschaffter begab sich um die bemerckte Stunde auf den Weg. Er sas in einer mit sechs Pferden bespannten Kutsche, die auf das künstlichste mit Mahlerey und verguldetem Schnitzwerck ausgezieret war. Sie war sowohl auswendig als inwendig mit rothem Sammet, reich mit Gold und erhabener Arbeit gestickt, beschlagen. Das Geschirr war gleichfalls von rothem Sammet mit Gold gestickt, und stark verguldeten Beschlägen. Der Bottsafter sas in seiner violett blauen Ober- und Unterkleidung. Vierzehen Libereydiener in grünen Kleidern mit Gold und rothen Sammetborden auf allen Näthen besetzt, giengen voraus. Zwey andre giengen an den beyden Schlägen der Kutsche, und sechs Edelknaben in grünem Sammet mit aufgesetzten goldnen Spitzen und reichen Unterkleidern von Goldstücken neben her. Noch zwey Kutschen, jede mit sechs Pferden bespannet, folgten nach, die erste war von gelben Sammet mit silber gestickt; darinnen befand sich der Graf von Piazza, der Abt Chyrami und zwey Edelleute: in der letzten sasen zwey Secretarien und der Hofmeister der Edelknaben.

Der

Der Hof des Churfürstens war in Gala; das ist, alles war an demselben im schönsten Aufputz. Auf der einen Seite des Hofs stunden die Libereybedienten und auf der andern eine Reihe Dragoner zu Fuß, das Gewehr auf dem Arm, der Officier aber grüssete mit dem Degen in der Faust. Als der Bottschafter sich näherte, fand sich der Churfürst mit seinem ganzen Hof und der Leibwache hinter ihm, bey dem Absteigen des Bottschaffters aus der Kutsche. Die beyden Aebte, Emaldi und Mansi, als päbstliche Cämmerer nebst andern Herren von dem Gefolge des Bottschafters, hatten sich schon voraus dahin begeben, und stiessen hier wieder zu dem Bottschafter. Nach beyderseitigen Begrüssungen und ersten Höflichkeiten die sie sich einander sagten, bedeckten sich der Churfürst und der Bottschafter, und giengen zugleich die Treppen hinauf; dieser hatte die rechte Hand und den Vortritt an den Thüren. In dem Zimmer stunden zwey Lehnstühle unter einem Baldachin. Der Bottschafter nahm den ersten und der Churfürst den zweyten: sie hielten sich beyde entblöset bis zu Ende des Gespräches. Der Churfürst begleitete den Bottschafter an die Kutsche und blieb so lang stehen bis derselbe weg fuhr. Der Churfürst war in seinem Talar-Rock und Mantel dessem Schleiff ihm ein Edelknabe nachtrug. Der Bottschafter ließ seinen Schleiff auf gleiche Weise tragen. Man mußte bey dem ganzen Aufzug den Pracht und feinen italiänischen Geschmack bewundern.

Mich

Mich verdroß heimlich, bey diesem Besuchen der Gesanden, wann ich es sagen darf, daß man diesen alten Churfürsten genöthiget hatte, ihnen zu Gefallen die Treppen auf und niederzusteigen. Denn dieser Verehrungswürdige Greiß, ob er gleich noch einen guten Kopf hat, fühlet doch gleichwohl die Last der Jahre auf seinen Füssen. So weit erstreckt sich die strenge Beobachtung eines Ceremoniels, davon man vor der Zeit der goldnen Bulle schwerlich die Umstände so genau wird reguliret haben.

Der Graf von Montijo, als spanischer Gesander, stattete gestern bey dem Churfürsten des Morgens um 11. Uhr ebenmäßig seinen Besuch ab: seine Leute waren nur in ihrer gewöhnlichen Kleidung, als worinnen sich dieser Gesande, wie in allem übrigen was das Ceremoniel betraf, nach dem Marschall von Belleisle richtete.

Dieses hinderte aber nicht daß sein Aufzug nicht etwas glänzendes solte gehabt haben. Zwey Kutschen mit sechs Pferden fuhren voraus; vier Läuffer mit zwanzig Libereydienern folgten nach: Zwölf Edelknaben mit ihrem Hofmeister und einigen Edelleuten giengen zu Fuß vor der Kutsche des Gesanden. Ein Stallmeister der Königin gieng an dem Schlag mit sechs Heyducken, worauf noch zwey Kutschen mit sechs Pferden folgten, in welchen die vornehmste Herren von dem Gefolg des Gesan-

dens

dens waren. Der Gesande wurde von dem Churfürsten auf gleiche Art, als der päbstliche Bottschaffter und der Marschall von Belleisle, empfangen.

Der churmaynzische Hof hatte Ursache über den Mangel der Ehrerbietung des französischen und spanischen Gesandens ein wenig empfindlich zu seyn, weil sie diesen feyerlichen Ehrenbesuch nicht in gewöhnlicher Galla, sondern in ihren alten Libereyen ablegten, da im Gegentheil an dem churfürstlichen Hof alles in schönstem Aufputz und neuer Kleidung erschien. Die Herren Franzosen, denen die Spanier alles nachmachen, entschuldigten sich zwar damit, daß ihr Gesander noch nicht seinen öffentlichen Einzug gehalten hätte; Allein, was hinderte diese kluge Ceremonienmeister, welche der ganzen Welt die Regeln des Wohlstandes lehren wollen, zuvor ihren öffentlichen Einzug zu halten? Wie es ja allerwegen sonst die Gewohnheit bey den Höfen mit sich bringet. Ich weiß mich nicht zu erinnern, daß ein Gesander in einem öffentlichen Aufzug bey Hof erschienen ist, und hernach erstlich einen öffentlichen Einzug gehalten hat. Eines folget hier dem andern. Das andere aber gehet dem ersten nicht vor: Denn es ist eine Solennität, weiter nichts. Die Vernunft aber entscheidet auch hier den Wohlstand. Erstlich erscheinet ein Gesander in dem völligen Glanz seiner Würde, und hernach begiebt er sich als ein solcher nach Hof,

und

und ſtattet ſeine Viſitten ab. Dieſes iſt der Gebrauch. Bald werden uns die Franzoſen weiß machen, der Schwanz wäre der Kopf, und der Kopf der Schwanz; doch es iſt jetzo die Zeit daß wir fein lehrſam und lenckſam ſeyn müſſen.

Ich kann, mein Herr, dieſen Brief nicht ſchlieſſen, ohne nach ihrem philoſophiſchen Geiſt über dieſe menſchliche Aufzüge und Maſkeraden einige Anmerkungen zu machen. Ich muß ihnen frey bekennen, daß ich bey aller dieſer ſo mühſam erſonnenen Pracht, ohnerachtet meiner natürlichen Neigung zu allem was ſchön und prächtig läſſet, dennoch zuweilen viel kleines und kindiſches mit unterlauffen ſehe. Ja ich muß zuweilen gar heimlich darüber lachen, wann ſich dieſe groß vermeynte Leute mit allerhand Puppenwerk und Tändeleyen ein ernſtliches Geſchäfte machen; mittlerweile daß man ſich in der Welt einbildet, dieſelbe dächten an nichts anders, als an die wichtigſte Dinge, die den Staat und die gemeine Wohlfahrt der Menſchen betreffen. Mich dünket der menſchliche Verſtand ſetzte ſich bey dieſem Spiel und Flitterwerck zu weit unter ſeine wahre Hoheit.

Ich glaube, daß es gut ſey, zuweilen dem Volk ein Schauſpiel und Freudenfeſt zu geben. Sie können bey vielerley Abſichten ihren Nutzen haben; allein es muß darinnen nichts kleines und lächerliches ſich mit untermengen. Es

muß

muß in allem eine gewisse Artigkeit und sinnreiche Erfindung, nebst der Ordnung und dem Wohlstand herrschen: Es müssen die darauf gehende Kosten nicht zum Nachtheil des gemeinen Wesens versplittert werden, noch verursachen, daß die Armen seufzen, wann die Reichen lachen. Ohne diese vernünftige Beschränkungen halte ich allen übertriebenen Pracht, und alle zur blossen Kurzweil ersonnene Freudenfeste der Würde vernünftiger Menschen unanständig.

Der spanische Gesande bereitet hier ein Fest auf den Namenstag seiner Königin, dergleichen man noch keines soll gesehen haben. Kein Philosoph hat noch so viel Scharfsinnigkeit und Nachdencken gebraucht, um die Quadraturam Circuli auszufinden, als diese spanische Excellenz beschäftiget ist, uns die Wunderwerke ihrer hohen Einbildungskraft zu zeigen. Ich werde Ihnen zu seiner Zeit und wie alles abgelauffen, vollständige Nachricht ertheilen.

Ich habe unterdessen die Ehre, allstets mit lebhaftester Hochachtung zu seyn,

Mein Herr,

Franckfurt, den 15. Nov. 1741.

Dero gehorsamster und ergebenster Diener.

Bayerische Staatsbibliothek

IX. Brief.

Des Grafen von Montijo prächtiges Lustfest, nebst andern Neuigkeiten.

Integer vitæ ſcelerisque purus
Non eget Mauri jaculis, nec arcu.

Horat.

Mein Herr,

Nachdem ich von den vielen Schauſpielen und Aufzügen, die man bisher in dieſer Stadt geſehen, gleichſam ermüdet, mich ein wenig ausgeruhet habe, will ich, meinem Verſprechen gemäß, Ihnen eine kurze Nachricht von dem Luſtfeſt des ſpaniſchen Geſandens, Grafen von Montijo mittheilen. Dieſer, den man recht einen Helden in dergleichen Sachen nennen kann, hatte den 17. dieſes vorher ſeinen prächtigen Einzug gehalten.

Der Zulauf des Volks war dabey auſſerordentlich, denn man erwartete von ihm nichts anders als etwas groſſes und ungemeines. Dem ohngeachtet ſo fand die ſpötriſche Welt verſchiedenes dabey auszuſetzen. Der Zuſammenhang, die Folge, die Abtheilung und die Ordnung, welche dieſe Art von Schauſpielen beleben ſoll, wa-

waren darinnen nicht allerdings sorgfältig genug beobachtet. Es war dabey zu viel entlehntes auf der einen und zu viel übertriebenes auf der andern Seite. Man sahe, daß die wenigste Leute mit aus Spanien gekommen waren, und daß sowohl diese Stadt, als die umliegende Dörffer ihm die meiste Liberey träger und Pferde darzu hergegeben hatten. Diese letzten waren grösstentheils steife Roßinanten und die schlechte Reuterbengel, die sie mehr auf dem Sattel schleppten als trugen, machten eine schlechte Figur; ob sie gleich von Gold und Silber glänzeten. Das teutsche Sprichwort, Kleider machen Leute, traff also nicht bey ihnen ein. Im Gegentheil aber waren vier Trompeter, vier Läuffer, sechs Heyducken und zwölf Edelknaben von einem solchen zierlichen und prächtigen Ansehen, daß sie alle übrige Mängel ersetzten. In der That konnte man nichts schöners erblicken. Die Läuffer und Edelknaben hatten blaue sammete mit gelb ausgeschlagene Kleider: Diese Kleider waren auf allen Näthen mit Silber reich gesticket. Die Achselbänder und Quasten waren von der feinsten Arbeit und zugleich schwer an Silber. An den Läuffern schien die Putzkunst alle ihre Einfälle und Wissenschaften verschwendet zu haben. Man muß einen eigenen Verstand in dergleichen Dingen besitzen, wenn man gründlich davon urtheilen will. Der Gesande sas in einer prächtigen Kutsche mit acht Pferden gezogen. So fähret der König in Spanien,

welchen der Graf von Montijo präsentirte. Andere Monarchen brauchen nur sechs Pferde, um ihre Majestät von einem Ort zum andern zu ziehen. Der Graf spielte seine Person sehr wohl, so klein er auch von Person war, so wußte er doch die ganze hohe spanische Ernsthaftigkeit vollkommen wohl auszudrucken. Das goldne Vlies und der Orden von St. Jacob, womit er sich behänget hatte, funkelte mit Diamanten: Die Gesichtsbildung des Gesanden verzog sich nicht im mindesten: Kurz, man konnte dieses einen rechten spanischen Aufzug nennen. Das Volk jauchzete mit frohlockender Kehle einem Herrn entgegen, der sich durch seine grosse Freygebigkeiten und durch seine ungemeine Pracht dessen Verehrung zuwegen gebracht hatte. Die Seele des Volks weiß von keinen andern Verdiensten der Grossen.

Nach diesem prächtigen Einzug begunte gleich den Tag darauf, als den 18. dieses, das zu Ehren der spanischen Königin Elisabeth bestimmte Fest.

Es waren bereits zwey bis drey Wochen täglich über sechshundert Menschen beschäftiget gewesen, die Anstalten darzu zu machen: Eine Gallerie von 262. Schuhen lang und 18. breit, wurde nach dem Mayn zu, an das Gartenhaus gehänget. Vor 14. Tagen sahe man noch nichts davon. Man betrachtete fast deswegen diesen Saal als eine Verwandelung

der

der Medea; jedermann verfügte sich dahin, um daran arbeiten zu sehen. Dieses grosse Gebäude hat fünf Oefen, zwey Schenckzimmer, 58. Fenster in einer Reihe von feinem Spiegelglaß und zwey Treppen. Das inwendige ist alles mit schönem Goldleder bezogen, von aussen war das ganze Gebäude mit Wachsfackeln und inwendig mit Wandlichtern beleuchtet.

Alles was sich hier vom ersten Rang befindet, die Gesanden, die Fürsten, die Grafen und der vornehmste Adel war zu diesem Fest ordentlich durch einen Edelmann des Grafen von Montijo eingeladen worden. Die Anzahl der Standespersonen, welche zugegen waren, belief sich auf 500. Diese begaben sich Abends gegen 5. Uhr auf die neu erbaute Gallerie. Mehr als 300. Kutschen bedeckten den Platz der zwischen dem Mayn und dem Gartenhauß war. Man spielte an mehr als 25. Tischen.

Man sahe mitten auf dem Mayn gegen über der Gallerie ein nach der Baukaunst prächtig aufgeführtes Säulenwerk. Dasselbe, sowohl als das Feuerwerk, war von der Erfindung des Herrn von Uffenbachs, dessen Namen eben so berühmt, als sein wahres Verdienst bey seinen Freunden in Hochachtung ist. Vor dem Gerüste zeigten sich die schwimmende Tritonen und Wassernymphen. Auf der andern Seite des Flusses brannten über 3000. Lampen um ein

Gerüste, wo der Wein sprang, den man dem Volk preis gab, wobey auch etliche Wägen mit Weisbrod ausgetheilet wurden.

Das Feuerwerk wurde darauf Abends um 7. Uhr mit einmahl loß gebrandt. Ein solch ungewöhnliches Spectakel, welches die dunkle Nacht so schnell, mit einer entzückenden Klarheit und den schönsten Feuerfiguren, bey einer durchgängigen Beleuchtung, erhellete, hatte in der That etwas, das die menschliche Sinnen rühren und auser sich setzen muste. Die Racketen und Luftschwermer flogen allerwegen in solcher Menge herum, daß es schien, als ob alles auf einmahl im Feuer zerplatzen und in hellglänzende Sterne sich verwandeln wolte. Der Mond hatte sich bescheiden hinter die Wolken verkrochen, nicht anders als ob man ihn für diese Höflichkeit bezahlet hätte. Man weiß, daß das Geld alles vermag: wenigstens auf unsrer Hemisphäre. Der Regen, welcher die darauf folgende Nacht mit grossen Tropfen herunter fiel, wurde gleichsam mit Gewalt so lang von der Natur zurück gehalten, um ein ausserordentliches Schauspiel, welches die blosse Kunst zubereitet hatte, nicht zu verderben. Und in der That, es war etwas wunderbares, daß man hier die Dunkelheit der Nacht in das schönste Licht, und einen von allen Blättern und Gewächsen entblößten Garten, in die anmuthigste grüne Lustgänge verwandelt hatte; denn alle Gänge und Wände

im

Garten und im Hof waren mit Tannenzweigen bekleidet, an welchen mehr als 50. tausend brennende Lampen angeheftet waren. Allerhand Farben von Papier, womit die Lampen eingefasset waren, gaben dieser Beleuchtung ein besonderes Ansehen. Dieses Papier war ein drittel Schuhhoch, und eben so breit im Durchmesser, und schützte zugleich die Lichter gegen den Wind. Andere waren offen und von weissem Blech, welche einen überaus schimmerden Glanz von sich gaben.

Der Zulauf des Volks war so ungemein, daß man Mühe hatte, der Unordnung des allenthalben eindringenden Pöbels, durch die Wachten, die man auf allen Posten ausgestellet hatte, zu wehren. Es lief dem ohngeachtet alles glücklich ab; Nur eine einzige Rakete entriß sich ihrer Bestimmung, und wurde von dem Wind bis in die Stadt getrieben, wo sie auf das Haus eines Zimmermanns fiel, und auf dem Dach eine kleine Enzündung, weiter aber kein Unglück verursachte.

Der Graf hatte etliche Spritzen mit Leitern und Feuereimern auf dem Hof bestellet, und alle mögliche Anstalten gemacht, Schrecken und Unheil zu verhüten. Es fehlte aber nicht viel, so hätte eine andre Rakete die Scheuer, welche voller Heu und Stroh lag, entzündet.

Der Graf verschwendete hiebey ein grosses

Geld. Er wolte durchaus haben, man solte mit ihm zufrieden seyn. Sie können leicht denken, daß hier viele Leute dieser Großmuth werden mißbrauchet haben. Er kann sogar nicht leiden, daß man in seiner Gegenwart mit den Leuten viel accordiret: Gebt ihnen nur, gebt ihnen nur, hörte ich ihn einmahl sagen, denn die Leute müssen auch ein Andenken haben, daß ein spanischer Gesande hier gewesen sey.

Alle Reichthümer des Crösus haben mir niemahls eine Ehrerbietung für ihre glückliche Besitzer einflösen können. Dann um reich zu seyn, darf man nur auf eine gewisse Art gebohren werden. Man darf nur zufälliger Weise einen grossen Herrn zum Vater haben. Aber das Geld wohl auszugeben wissen, darzu gehört nicht allein Witz und Verstand, sondern auch ein gütiges und großmüthiges Herz, eine Liebe für das menschliche Geschlecht, und eine Artigkeit der Sitten, welche der Freygebigkeit ein holdes Wesen und eine gewisse Annehmlichkeit mittheilet. Es gehören ferner darzu die Wissenschaften und schöne Künste, wie auch daß man die Verdienste der Menschen und die Zeit und Gelegenheit, wie und wenn man ausgeben und an sich halten soll, vernünftig zu unterscheiden wisse. Alles dieses zusammen macht den wahren Caracter eines großmüthigen Freygebigen aus, vor welchem es mir keine Mühe kostet, mich zu demüthigen.

Ich kann das Moralisiren nicht lassen, wann ich an Sie schreibe, wir sind es so miteinander gewohnt. Ich komme wieder zu dem Fest des spanischen Bottschafters. Dieser fuhr den andern Tag als er auf seinen Hof vor der Stadt die oberwehnte Lustbarkeiten gegeben, Morgens um 11. Uhr in den Dom, um darinnen die hohe Messe mit dem Te Deum Laudamus singen zu lassen. Verschiedene Gesanden fanden sich mit dabey ein. Der Zug des Grafens geschahe in schönster Galla. Sein ganzes Gefolg trug die neue Liberey. Es regnete abscheulich; die kostbare Kleider giengen also durchs Wasser. Die Edelknaben aber wurden in Tragsessel nachgetragen.

Dieser Regen der sogar zur Unzeit einfiel, ließ auch des Abends nicht nach. Die grosse Beleuchtungen sowohl an den französischen als spanischen Quartieren hatten deswegen ein trauriges Ansehen. Nach dem Regen folgte ein grausamer Wind; denn die armen Leute die darzu bestellet waren, die Lichter und Fackeln beständig in Brand zu erhalten, hatten mit ihm viel zu schaffen; denn sobald sie ein Licht ansteckten, so bließ er solches wieder aus. Dem ohngeachtet brannte das spanische Wappen mitten im Hof in einem steten Feuer. Dasselbe war auf das prächtigste mit Festonen, Tropheen und Sinnbildern ausgezieret. Die Menge der auf und abfahrenden Kutschen versperrte über eine Stunde lang die Pforte des

spanischen Pallasts. Dieses war ein Lermen und ein Gewühl von Menschen und Pferden, das sich nicht beschreiben läßt.

Alle Zimmer des spanischen Gesandens waren so voller Herren und Damen, daß man sich kaum regen konnte. Kaum war noch Raum genug, sich einander in dem Aufputz zu betrachten. Man muß der Einbildung hier etwas zu gut halten, um bey dergleichen Festen ein grosses Vergnügen zu finden. Man benehme dem schönen Geschlecht die Neigung zu gefallen, und beschränke die Eitelkeit des unsrigen wichtige Personen in der Welt vorzustellen, so wird die Kurzweil nicht viel zu sagen haben. Der Ueberfluß von köstlichen Speisen und Getränken herrschet bey solchen Gelegenheiten bis zur äussersten Verschwendung; Allein die wenigsten Personen können solche genieſſen: sie sind meistentheils noch angefüllet von den vorhergegangenen Mahlzeiten; Wann sie zum Unglück die Mägen nicht schon gar verdorben haben.

Es ist fast eine Unmöglichkeit bey einer solchen ausserordentlichen Menge Volks alle Unordnung zu vermeiden. Sowohl auch alles bey dem Fest des Grafen von Montijo angestellet war, und so viele Sorgfalt als man auch dabey angewendet hatte, alle verdrießliche Begebenheiten davon zu entfernen, so ereignete sich doch unter der Liberey kein geringer

Ler-

Lermen. Die Wuth dieses unbändigen Volks gieng so weit, daß sie die Wache, welche das Thor besetzet hatte, von ihrem Posten sties, und mit Gewalt in den Hof drang. Ein Edelmann des Grafen von Pappenheim wagte sich unter sie und wolte den Tumult stillen, allein sein schön galonirtes Kleid wurde von den Waxfackeln, deren sich diese verwegene Pursche anstatt der Waffen bedienten, durchaus verdorben. Verschiedene wurden bey diesen Händeln beschädiget. Drey bis vier dieser Aufrührer wurden handfest gemacht, und auf die Hauptwache gefangen gesetzt.

Es entstunden über diesem Vorfall einige Streitfragen zwischen dem Reichsmarschallamt und dem Magistrat der Stadt wegen der Gerichtbarkeit über die Bedienten der Gesanden.

Nach dem allgemeinen Völkerrecht ist ein jeder Gesander Richter über seine Hausgenossen; da nun die sämmtliche Wahlgesanden dieses Recht dem Reichsmarschall übertragen haben, so kann man ihm die Erkenntniß der Sachen nicht absprechen. Allein dem Stadtmagistrat gebühret unstreitig das Recht, alle diejenige in gefängliche Hafft zu ziehen, welche die gemeine Ruhe und Sicherheit stören. Die Churfürsten und Gesanden selbst sind in der Stadt Schutz; wenn nun diese bey sich ereignenden Tumult und Unordnungen ihre Gewalt nicht gebrauchen dürfte, so wäre der Beschirmungs-

eyd,

eyd, den sie leisten muß, vergebens. Ja, es wäre nicht möglich, den grösten Empörungen und Frevelthaten auf eine andre Art zu begegnen. Das französische Staatsrecht selbst muste dieses Recht der Stadt zuerkennen; denn der Marschall von Belleisle lies den Magistrat versichern, daß er ihm in seine Gerichtbarkeit, im Fall sich einige von seinen Bedienten vergehen solten, nicht den geringsten Eintrag zu thun vermeynet sey.

Sowohl der spanische als die andere fremden Gesanden waren gleicher Meynung; allein die churfürstlichen gestatteten dem Magistrat mehr nicht, als die Captur, worauf sie die Auslieferung der Verbrecher sich vorbehielten.

Ich komme von dieser kleinen Ausschweifung auf den am 20sten dieses eröffneten Wahltag. Man will, daß alle Staatsbeschwerden und Rechtsforderungen, worüber bisher im Reich Klagen sind geführet worden, noch sollen ausgemacht werden, bevor man einen Kayser ernennen würde. Wann dem also ist, so werden wir noch gute Weile haben. Unter andern dringet die Churhannöverische Gesandschafft mit vielem Eifer darauf, daß man vor allen Dingen die französischen Truppen aus dem Reich schaffen solte; in Betrachtung, daß die Wahl eines Kayfers in völliger Freyheit geschehen müste; da es vorhin schon eine ausgemachte Sache wäre, daß sich eine fremde

Macht

Macht nicht darein zu mengen hätte. Die churſächſiſchen und churbrandenburgiſchen Geſanden haben zwar dieſen Vortrag mit einigen Vorſtellungen unterſtützet; allein es iſt nunmehr bekannt, daß ein vierfaches Bündniß zwiſchen Frankreich, Preuſſen, Sachſen und Bayern geſchloſſen iſt.

Verwundern ſie ſich nicht, daß Franckreich ſeine Truppen in der Nähe zuſammen ziehet. Hat es nicht die Gewähr für den weſtphäliſchen Frieden geleiſtet? Muß es alſo nicht ſorgfältig die Aufſicht haben, daß alles bey der Kayſerwahl geſetzmäßig hergehe und die Freyheit des Reichs aufrecht erhalten werde.

Man ſiehet auch hier eine Staatsſchrifft von neunthalb Bögen, in welcher von Seiten des Königs von Pohlen und Churfürſten von Sachſen bewieſen wird, daß die oeſterreichiſche Erbſchafft ohne Wiederrede der Königin ſeiner Gemahlin, als der älteſten Tochter des Kayſer Joſephs I. zuſtünde. Man findet darinnen nichts von dem gelehrten Galimathias, womit bisher die meiſten von dergleichen Schrifften bis zum Eckel angefüllet waren. Alles iſt hier deutlich und klar. Die ganze Frage haftet darauf, daß der verſtorbene Kayſer nicht berechtiget geweſen, die von ſeinem Vater Leopold im Jahr 1703. errichtete Erbfolge der beyden Töchter ſeines Bruders, des Kayſers Joſeyhs aufzuheben und ſolche auf ſeine eigene Töchter

zu bringen, wie sich anjetzo der Fall geäuffert hätte.

Sie werden sagen, daß die beyde josephinische Prinzeßinnen nun einmal auf dieses Recht hätten Verzicht gethan; allein, man wird ihnen darauf antworten: Diese beyde Prinzeßinnen seyen unter dem Schutz und der Aufsicht ihres Oheims, des letztverstorbenen Kayfers, auferzogen, mithin darzu genöthiget worden.

Doch die Sache ist nun einmal ausgemacht und zur gemeinen Ruhe von andern angenommen und verbürget worden. Man hat alle Maasregeln darnach eingerichtet. Es hat denen beyden hohen Gemahlen derer josephinischen Prinzeßinnen frey gestanden auf diese Bedingungen sie zu ehelichen oder nicht; warum will man doch die alten Forderungen immer wieder hervor suchen, da sie doch abgethan sind? Auf diese Weise können die Potentaten ihrer Rechte nie sicher seyn, und wir müssen uns immer zu einem neuen Proceß, wo beydes mit den Waffen als mit den Federn gestritten wird, gefaßt machen. Es ist wahr, daß aus der Unterdrückung der Unschuldigen kein Recht erwachsen kann, und daß ein rechtmäßiger Besitz sich auch nothwendig auf eine rechtmäßige Ursache gründen müste. Der Titel de Renunciationibus hat ohnedem eine unendliche Ausnahme; allein, so lassen sich alle Verträge umstossen. Wenn wird die Welt

ein-

einmal das rechte Corpus Juris bekommen? Kommt einmal eine Sache unter die Rechtsgelehrten, so siehet man davon kein Ende. In der That wäre hier das Canonenrecht noch das beste, wenn nicht so viele unschuldige Menschen darunter leiden und allein die Unkosten zum Proceß hergeben müsten; denn er nimmt doch ein Ende, bey dem Federfechten aber wird er verewiget.

Ich sende Ihnen hiebey den türkischen Spionen: Es ist dieses ein neues Wochenblat, wo der Verfasser, welcher der Sprache nach scheint ein Franzos zu seyn, sich viele Freyheit heraus nimmt, über alles was hier vorgehet, seine sehr offenherzige und verwegene Glossen zu machen. Einige meynen aus der Schreibart den bekannten Verfasser der Lettres Juifes (*) zu erkennen. So viel ist gewiß, dieser neue türckische Spion macht rechte türkische Abschilderungen. Er ist insonderheit sehr gegen das Haus des Marschalls von Belleisle aufgebracht, welches, die Wahrheit zu sagen, doch alle Ehrerbietung und Hochachtung verdienet.

Der-

(*) Der Verfasser der jüdischen Briefe ist der bekannte Marquis d'Argent. Derjenige aber des obgemeldten türkischen Spions nennet sich Fauconnet, ein nicht ungeschickter Kopf. Er ist wegen seinen satyrischen Einfällen und Pasquillen aus Frankreich vertrieben worden. Er war Advocat im Parlament zu Paris und agirte in Franckfurt einen französischen Sprachmeister.

Dergleichen Schrifften werden allezeit von der Welt wohl aufgenommen; sie machen aber die Leser öfters auf Unkosten der Verfasser lachen. Es ist schwer die Wahrheit zu entdecken, ohne denenjenigen zu mißfallen, die von ihr übel caracterisiret werden.

Der ausländischen Gesanden sind eigentlich nur sechse hier: die übrigen gehören alle mit zu dem teutschen Reiche. Diese sechs sind, um den Kirchenhaupt den Vorzug zu lassen, der Päbstliche, Französische, Spanische, Schwedische, Dänische und Modenesische; Der Titel des ersten ist dieser:

I. Se. Excellenz, Prinz von Doria, Erzbischoff von Calcidonien, ausserordentlicher Botschaffter des Heil. Stuls an das in Franckfurt versammlete churfürstliche Collegium.

Dieser Titel ist so bescheiden wie der Herr Botschaffter. Einige geben ihm auch, als Erzbischoffen, den Titel Eminenz. Der Titel Excellenz ist in Italien, wie bey uns, einer der vornehmsten und geringsten, in Franckreich allein wird er nur den höchsten Staatspersonen gegeben, welche keine Fürsten sind. Bey uns gibt es Schul- Magistrats- Hof- und Kriegs-Excellenzen; und wir werden bald die Titel so hoch treiben, daß sie gar nichts mehr bedeuten.

Der

Der Titul des französischen Botschaffters ist dieser:

II. Se. Excellenz, Herr Carl Ludwig August Fouquet, Graf von Belleisle, Marschall von Franckreich, Ritter der Orden des Königs, Gubernator der Stadt und Citadelle Metz, der Länder Messin und Verdun, Oberster Commendant der dreyen Bißthümer, Metz, Toul und Verdun, der Provinz de la Sarre auf den Gränzen von Luxemburg, von der Herrschafft Sedan, Monzon, Mezieres, Raren, Charleville auf den Gränzen von Champagne, Commendant der Königl. Truppen in Lothringen und ausserordentlicher Abgesander von Sr. Allerchristl. Majestät in Teutschland.

Man könnte hier über das französische Staatsrecht in Ansehung ihrer Titeln, manches erinnern; allein dieses ist sonst nicht die gewöhnliche Schwachheit dieses Volcks. Sie und die Engelländer machen am wenigsten aus dieser Narrheit; bey einem kayserlichen Wahltag aber kommt es darauf an, daß man genau wisse, wer ein jeder sey. Man hat deswegen Sorge gehabt, nicht allein alle Bedienungen des Hrn. Marschalls von Belleisle, sondern auch alle

Oerter die unter seiner Befehlhaberey stehen, und auch die Gränzen wo sie liegen, mit zu berühren. Damit man solche auf der Landcarte desto leichter finden könne. Ich glaube daß der Verfasser, der dem Herrn Marschall seinen Titel verfertiget hat, am ersten über seine glückliche Einfälle werde gelacht haben, wo er uns Teutsche nicht gar damit zum besten hat. Der Titel des spanischen Gesanden ist, wie der Herr Gesande selbst, unter allen der prächtigste. Sie werden sich ein wenig Zeit nehmen müssen, denselben durchzulesen.

III. Se. Excellenz Dom Christoph Portocarrero, Garman Luna, Pacheco, Enriquez d'Almanza, Funes von Villalpando, Arragon und Monrey, Graf von Montijo, Herr der Stadt Moquer, Marggraf von Algava, von Villanurva, von Fresno und von Barcarotta, Graf von Fuentiduenna, Marggraf von Valderabbano, Ossera und Castanneda; Herr der Städte von Adrada, von Guetordaxar, von Vierlas, von Crespa und Palacios. Großmarschall von Castilien, Oberlandvogt v. Sevilien, beständiger Gubernator und Castellan von dem Schloß und der Vestung Guadix; Oberster Hauptmann von hundert Edelleute des Hauses Castilien; Edelmann

mann von der Cammer Sr. catholischen Majestät. Präsident in dem höchsten Rath von Indien. Oberstallmeister der Königin und ihr Großhofmeister nach der Würde, Ritter der Orden vom goldnen Vlies und des Heil. Januarius, Magnat von Spanien von der ersten Classe, und bevollmächtigter Gesander von Sr. catholischen Majestät bey der churfürstl. Wahlversammlung und bey dem Reichstag in Regenspurg.

Was dünket Ihnen, mein Herr, zu diesem Titel? Ist er nicht wohl gegeben? Ich habe alle Ehrerbietung für den Grafen von Montijo. Er ist ein artiger Mann und hat eine besondere Wissenschafft das Geld auszugeben. Eine Wissenschafft, wo bey ihm die Franzosen noch in die Schule gehen müssen; die ganze spanische Monarchie hätte vielleicht niemand in die teutsche Welt schicken können, der ihr mehr Ehre gemacht hätte; allein, er wolle es mir verzeihen: sein Titel klingt ein wenig seltsam.

Fragen Sie mich nicht, ob die Namen, die nach dem Dom Christoph Portocarrero kommen, Taufnamen, oder Heiligen, oder Oerter sind? Ich glaube, daß sie alles zusammen sind, und daß man sie nach dem Wohllaut also ge-

setzet habe. Sie solten einem Componisten treffliche Einfälle zu einem musicalischen Drama geben; zumal wenn hinten nach alle die Städte und Herschafften von denen der Graf sich schreibet, in ein heroisches Recitativ gesetzet würden: Sie nehmen einmal, ich bitte sie, die Wörter: Moyuer, Algava, Fresno Barcarotta, Fuentiduenna, Valderabbano, Ossera, Castanneda, Adrada Guetordazar, Vierlas, Crespa, Palacios, zusammen: könnte auch in der Gurgel einer geschickten italiänischen Sängerin etwas prächtiger lauten? Sie verzeihen mir meine ausschweiffende Einfälle. Ich sage es nicht zum Nachtheil des Grafens. Ich ehre ihn und bin sein aufrichtiger Diener. Ich mögte ihn selber damit lachen machen, wenn er kein Spanier wäre. Er ist sonst der leutseligste Mann von der Welt; allein, wohl zu verstehen, nicht immer. Er vergiebt seiner Nation nichts. Er hat einen spanischen Rath zum Gesandschaffts-gehülfen: derselbe ist von vornehmer Herkunft, und schreibt sich noch aus dem Hause von Lancaster; sein Name ist Don Joseph Caravacall. Ich habe die Ehre, diesen vernünftigen Spanier besonders zu kennen; Er ist der natürlichste Mensch von der Welt, und man hätte dem Grafen von Montijo keinen ausgesuchtern Beystand geben können, der in allen Stücken das Gegentheil von ihm vorstellet. Er hat so wenig Spanisches, daß man ihn ehender für einen Holländer ansehen solte. Ich kann Ihnen dabey im Vertrauen sagen, daß er so viel gründ-

liches

liches in seinem Wesen hat, als der Graf äusserlichen Glanz zeiget. Noch findet sich bey dieser Gesandschafft, der Ritter Reggio, der Rath Petro Tyry und der Gesandschafftssecretarius Carpintero, nebst zwey Caplanen; der eine ist ein Spanier und scheinet aus dem africanischen Sand, unweit den Mumien entsprossen zu seyn, sonst ein ehrlicher Pfaff, der wohl studirt hat. Der andere ist ein artiger Franzose und rettet hier die Ehre der Abbés de Cour.

Der Marschall von Belleisle hat hier bald das Ansehen von einem General, bald von einem Philosophen, bald von einem Staatsminister, bald von einem Pariser Marquis. Ich tadle solches nicht; ich bewundre vielmehr dessen Fähigkeit, daß er alle diese Personen so natürlich vorzustellen weiß. Sein Bruder ist einer der vernünftigsten und geübtesten Leute, die man sehen kann. Er hat einen durchdringenden Verstand; ist immer geschäfftig und voller grossen Anschläge, dabey aber von einem ziemlich gleichen Wesen. Ich muß hier dieses Ritters erwehnen, denn er ist einer der wichtigsten Personen, die hier in die Geschäffte mit einfliessen; und gleichsam die rechte Hand seines Bruders des Marschalls.

So viel gutes lässet sich mit Wahrheit nicht von allen sagen, die mit zu den Gesandschafften gehören. Die meisten sind nur hier um zu Ehren ihrer Höfe eine Figur zu machen. Hier-

zu werden mehr Mitteln und Titeln als Gelehrsamkeit und Wissenschafften erfordert. Einige sind Gesanden, und man möchte wohl fragen, wie sie solches geworden, wenn man nicht wüste, daß in der grossen Lotterie dieser Welt unter den blinden Zetteln auch geheime Staatsministers, Generalspersonen, Gesanden und Räthe gezogen würden.

Der spanische Gesande macht hier den grösten Staat, und gleichwohl scheinet er nur hier zu seyn, dem französischen zur Seite zu gehen und durch seinen Pracht die vereinigte Hoheit des bourbonischen Hauses der Welt vor Augen zu stellen; denn sein ganzes Geschäffte, so er hier bey dem Wahltag treibet, ist, daß er auf die Ausschliessung des wienerischen Hofes bey der böhmischen Churstimme hat antragen lassen.

Vorgestern eröffnete sich endlich der Wahltag durch die erste Zusammenkunfft. Sowohl der Churfürst von Maynz als die sämmtliche churfürstliche Wahlgesanden verfügten sich des Morgens um 10. Uhr mit ihrem prächtigen Gefolg auf das Rathhaus. Der Aufzug des Churfürstens war durchaus fürstlich, und der Gesanden ihrer schickte sich vollkommen für Bevollmächtigte, die ihre höchste Oberhäupter fürstelleten. Die hannöverische Gesandschafft hatte die schönste Pferde: die bayerische die reichsten Geschirre. Die trierische die kostbarste Liverey und die brandenburgische hatte unter

allen

allen den wenigsten Pracht. Allein, ihr einziger Gesandschaffts secretarius, der Hofrath Menzel, hatte mehr zu bedeuten, als diejenige, die unter den andern Gefolgen drey bis vier Kutschen ausfülleten. Dieser zwar noch junge Staatsmann ist von einem überaus grossen Umfang von Geschäfften, von Fähigkeiten und von Wissenschafften. Er hat deswegen einen besondern Antheil an den wichtigsten Sachen, die hier vorgehen. Denn die beyde Gesanden, selbst, der Herr von Schwerin und der Herr von Broichs sind schon ein wenig bey Jahren. Der erste ist als Oberstallmeister, bey denen Geschäfften nicht hergekommen, und der andere ist nur des regenspurgischen Schlendrians gewohnt, wo er bisher churbrandenburgischer Reichstags-Gesander gewesen ist. Diese Gesandschafft scheinet gleichsam allein damit stoltz zu seyn, daß sie einen König haben, dessen wahre Grösse in seinem Geist, in seinen Kriegsvölkern und in seinen Unternehmungen bestehet.

Weil ich Ihnen die churbrandenburgische Gesandschafft genennet, so muß ich ihnen auch die übrigen zum Wahltag abgefertigte Churfürstliche Gesandschafften kürtzlich anzeigen.

1) Von Seiten der Chur Maynz befindet sich hier der Graf von Eltz, der Freyherr von Bettendorff, der Freyherr von Grosschlag, der Vicecanzler Herr von Benzel und der Gesandschafftssecretarius geheimer Rath Schlelein.

2) Von Seiten der Chur Trier, der Graf von Ingelheim, der Graf von der Leyen, der Herr von Coll, der Herr von Spangenberg und der Hofrath Wust, als Gesandschafftssecretarius.

3) Von Seiten der Chur Cölln: Der Graf von Hohenzollern, der Herr von Troste zu Ervite, der Freyherr von Sierstorff und der Hofrath Dierna, als Gesandschafftssecretarius.

4) Von Seiten der Chur Bayern: Der Graf von Königsfeld, der Graf von Seinsheim und der Hofrath Lentz, als Gesandschafftssecretarius.

5) Von Seiten der Chur Sachsen: Der Graf von Schönberg, der Freyherr von Ampringen, der Graf von Loos und der Rath Baudis, als Gesandschafftssecretarius.

6) Von Seiten der Chur Brandenburg: Wie oben gemeldet.

7) Von Seiten der Chur Pfaltz: Der Freyherr von Wachtendonck, der Herr von Reiner und der Regierungsrath Pachner von Eggenstorff, als Gesandschafftssecretarius.

8) Von Seiten der Chur Braunschweig: Der Herr von Münchshausen, der Herr von Hugo und der Consistorialrath Hugo, als Gesandschafftssecretarius.

Nun hätte ich noch eine grosse Liste von den fürstlichen Gesanden und ihren Angelegenheiten mit beyzufügen; allein, Sie erlauben mir, daß ich mich als ein blosser Zuschauer begnüge, Ihnen nur dasjenige zu schreiben, was ich merkwürdiges sehe, im übrigen aber alle Weitläuftigkeiten vermeide.

Ich kenne hier einen gelehrten Mann, der alles auf das fleißigste sammlet, um uns eine vollständige Geschichte von der Wahl und Crönung zu geben. Er ist eben derjenige, von dem ich Ihnen ohnlängst den ersten Theil der Geschichte des Interregni nach Absterben Kayser Carls des VI. übersand habe. Wir dürffen uns von dessen geschickten Feder etwas gantzes versprechen *).

Ich habe die Ehre stets mit vielem Eiffer zu seyn,

Mein Herr,

Den 23. November 1741.

Dero ergebenster und gehorsamster Diener

*) Es ist dieses der königl. polnische und churfächsische Hofrath, und nunmehriger Rathsverwander in Franckfurt am Mayn, Herr von Olenschlager.

X. Brief.

Uber die Sitten der heutigen Welt, nebst einigen Anmerkungen.

Hæc mala ſunt, ſed tu non meliora facis.
Martial.

Mein Herr,

Was würden Sie thun, wann Sie hier wären? Solten Sie wohl ſo viele Gefälligkeit haben mich zu den Luſtfeſten, in die Schauſpiele und in die Verſammlungen zu begleiten? Würden Sie wohl ein langweiliges Quadrille mitmachen, oder ſich ſtets mit Complimenten und Reverenzen in Bewegung ſetzen? Würden Sie wohl tauſenderley Dinge reden, welche Sie gar nicht denken und andre auch nicht glauben? Würden Sie immer eſſen und trincken können, wenn Sie auch gleich keinen Appetit haben, und Leuten zu gefallen ſuchen, deren Urtheil ſie fürchten und deren Caracter ſie verachten? Würden ſie wohl ſich bemühen ſtets in einem ſolchen Aufputz zu erſcheinen, wo der Peruckenmacher dem Kopf den Werth und der Schneider dem Leib das Anſehen geben muß? Ich fürchte ſehr, daß ſie mich mit allen dieſen Artigkeiten auslachen würden.

Das

Das Spiel ist eines von denen Dingen, welche mit zu der Solennität einer Staatsversammlung gehören. Man spielet hier nicht nur in allen grossen und kleinen Gesellschafften, an den Höfen, bey dem Adel, bey den Bürgern und in den Gasthäussern, sondern man erzeiget den Carten auch die Ehre, sie mit auf das Rathhauß zu nehmen, und daselbst in einem besondern Zimmer so lange Banck zu halten, bis die Wahlversammlung zu Ende ist. Ich kann Ihnen nicht beschreiben, mein Herr, mit welcher Grosmuth hier ganze Truppen von Weltweisen sich um die Wette bemühen einander in der Verachtung des Gelds zu übertreffen. Einige haben ganze Berge von geprägtem Gold vor sich aufgeschüttet und geben solches dem blinden Glücke preiß. Ja mancher hat das Herz, so viel auf den einzigen Umschlag einer Carte zu setzen, als mein ganzes Landgut das Jahr über einträgt. Ich schämte mich bey dieser Gelegenheit, daß ich noch so viel Anhänglichkeit für das kleine Müntzwesen hegte, und weil ich von den Leuten bin, die sich von ihren Fehlern frey zu machen suchen, so ließ ich mich durch das Exempel dieser weisen Leute zur Nachahmung bewegen. Ich opferte ein halb dutzend Carolinen der edlen Neigung auf, die uns die Verachtung der Reichthümer lehret. In fünf oder sechs Umschlägen war ich ihrer hurtig loß. Der kleine Verlust, ich muß es bekennen, that mir doch ein wenig leid. Man wird nicht auf einmal vollkommen; und die

Wahrheit zu sagen, so zweifle ich sehr daran, daß ich es jemahls in dieser Kunst weit bringen dörfte, so lang ich noch in dem angebohrnen Wahn verharre, als ob das Geld etwas zu denen Annehmlichkeiten dieses Lebens mit beytragen könnte.

Sie urtheilen daraus, mein Herr, was dieses für Helden seyn müssen, welche hier alles ihr Geld, allen ihren Credit und öfters auch gar ihr ganzes Glück auf den Umschlag einer Carte setzen. Ich bewundere diese hohe Tugenden mehr als ich mich im Stand finde, solche nachzuahmen.

Noch eine andre Mode, welche hier auf der Wahlversammlung herrschet, und welche dieselbe nicht wenig lebhaft macht, ist die sogenannte Galanterie. Es ist wahr, daß diese Neigung wenig mehr von den ernsthaften Sitten unserer alten teutschen Vorfahren zeiget, welche mehr Eifer hatten den Bachus als die Venus zu verehren. O wenn diese ehrliche Leute wieder in die Welt zurück kehren solten, sie würden uns alle für Bastarte halten. Ein paar Flaschen Wein, die unsre Großväter kaum ein wenig in guten Laun brachten, werfen uns Weichlinge zu Boden. Man trincket nichts als Thee und Caffee mit einigen nichtswürdigen süssen Getränckeu, welche den Magen verderben. Es ist dieses eben wohl eine Schwelgerey. Wäre es nicht besser sich darzu

des

des Weins als des Wassers zu bedienen? Wenn diese Mode so fort währet, so wird man wohl thun, daß man die Weinstöcke aushacken lässet, und dargegen die indianische Kräuter und Gewächse ziehet; oder alles mit Zwergbäumen von französischen Obst bepflanzen lässet, denn dieses wird hier am besten bezahlet.

Wir sind fast um dem Frauenzimmer zu gefallen, selbst Weiber worden. Man siehet wenig Unterscheid mehr unter dem Haarputz eines verliebten Paris und einer wohllüstigen Helene. Die Geister arbeiten sich durch die Augen durch, und wenn die erste Bekantschaft auf diese Art gemacht ist, so verwandeln sie sich in blosse Sinnlichkeiten. Selbst die schon bejahrte Schönen lassen bey dieser Gelegenheit ihre Jugend wieder heraus fordern und sind eben so zärtlich, als verliebt.

Es würde manchem ehrlichen Mann ein wenig albern lassen, wann er sich über die Ehre, die man seinem Weibe erzeiget, beklagen wolte; und das arme Weib würde sich nicht wenig grämen, wenn sie auf der Kayserwahl nicht so viele Reitzungen hätte, sich einen Liebhaber zuwegen zu bringen. Der Adel wird sich hier starck vermehren; wenn er anderst nach den Vätern geachtet wird.

Ich kenne hier einen sehr gelehrten Mann, welcher vorgiebt, die Welt werde nicht viel

mehr über zwanzig Jahre stehen, wenn man das gewiß wüßte, so könte man in vielen Stücken bey der Wahlcapitulation sich darnach richten. Mir kommt die Sache sehr glaublich vor. Nicht daß ich darüber einige Gesichter oder Offenbarungen gehabt hätte. Nein, ich schicke mich gar nicht zu den verborgenen Wissenschaften; die Geister haben mich nie mit ihrem Zuspruch beehret; meine Träume sind alle sehr natürlich, und ich verstehe mich so wenig auf den Lauff der Planeten und der Gestirne, daß ich Ihnen darüber meine Unwissenheit gestehe, ohne meiner Demuth dabey zu nahe zu treten.

Die Anmerkungen des prophetischen Weltweisens sind diese: Wann ich, spricht er, den Lauf der Welt betrachte, und darinnen wahrnehme, daß alle Dinge so weit getrieben werden, als sie nur gehen können, so vermeyne ich hier eine physicalische Nothwendigkeit zu entdecken, daß sie wieder nach der ersten Ordnung ihrer Bestimmung hergestellet, oder daß sie endlich einander selbst in der Unordnung sich aufreiben müssen. Weil nun die Herstellung der ersten Ordnung in der gegenwärtigen Verfassung der Welt nicht zu hoffen ist, und die Unordnungen auf das höchste steigen, so scheinet das letzte unvermeidlich. GOtt allein, der Macht hat zu thun was er will, kan solches hindern; Allein, es ist nicht zu vermuthen, daß er es wolle, indem er ja selbst das Ende der Welt durch seine Propheten hat vorher verkün-

digen lassen. Sehen wir nicht grosse Veränderungen vor uns? und wenn wir das Abnehmen der menschlichen Lebenskräfte, und die öftere Abweichungen in dem Reich der Natur, welche sich seit einiger Zeit geäussert haben, nachdenckend erwegen, so können wir daraus fast sicher schliessen, daß das Ende der Welt nicht gar ferne mehr seyn müsse.

Unsere Weltkugel war im Anfang mit allem reichlich angefüllet, was Geschöpfe unsrer Natur vergnügen konnte; die Erde gab ihnen die vortrefflichsten Früchte, ohne daß sie sich deswegen bemühen dorften. Die Menschen wurden dabey etliche hundert bis tausend Jahre alt. Die Thiere waren ihnen unterthan. Es waren damahls weder Sturmwinde noch Ungewitter; weder Hitze noch Frost. Eine gemäßigte Luft erfüllte unsre ganze Hemisphere. Man lebte vergnügt, und brauchte weder Fürsten, noch Priester, noch Advocaten, noch Aertzte.

So war die Welt in ihrem ersten Alter beschaffen; In dem zweyten begunte sie sich schon starck auszuarten. Die Heftigkeit der Begierden setzte alles in Unordnung. Ein Mensch suchte den andern zu unterdrucken. Die Kunst zu rauben und zu plündern machte denjenigen Ehre, die sich darinnen hervor thaten. Sie wurden dadurch groß und edel. Die Leutseeligkeit, die Gerechtigkeit und die Ordnung, als die einzigen Stützen der menschlichen Gesellschaft,

wur-

wurden durch die Gewalt der Riesen oder Tyrannen niedergerissen. Man verknüpfte sogar mit gewissen Titeln, so unsinnig sie auch lauten, allerhand Rechte und Freyheiten, welche dem gemeinen Wesen zum Schaden gereichen. Ja wie viele hochgebohrne Seelen borgen nicht heut zu Tag ihren ganzen Staat, und halten es für nöthiger sich groß aufzuführen als zu bezahlen.

So vortrefflich auf diese Art die Menschen in ihrer Einbildung wurden, so klein, so schwach, so armseelig findet man sie in der That. Untersucht man ihr cörperliches Gebäude, so giebt diese Maschine ihr hinfälliges und verdorbenes Wesen mehr als zu viel zu erkennen. Alles verkündiget an derselben einen nahen Einsturz. Stets zärtlich, stets kränklich, stets muthloß; und doch zugleich stolz, eigensinnig, trotzig, verwegen, grausam. Unser Geblüt ist verdorben, unsere Säffte sind in Unordnung, und unsere Glieder schwanckend und kraftloß, wann wir ihnen nur ein wenig eine starke Bewegung oder Arbeit zumuthen. Wir haben nichts mehr von unsern alten teutschen Vorfahren, welche Tacitus beschreibet, daß sie einen dauerhaften Leib, starke Nerfen, ein drohendes Gesicht und noch mehr Tapferkeit gehabt hätten (*).

Wir

(*) Dura corpora, stricti artus, minax vultus & major animi vigor. *Tacit. de morib. Germ.*

Wir sehen noch in unsern Zeug- und Rüsthäussern alte Lanzen und Schwerder, welche unsere Vorfahren, ohngeachet, daß sie noch darzu in einem schweren Harnisch stacken, mit besonderer Geschicklichkeit zu handthieren wußten. Wir, ihre kleine unnütze Nachkommen, können solche kaum mit unsern beyden Händen empor heben. Wir sind gleich den Pygmeen gegen diese alte Athleten von welchen Lucretius schreibet:

Et genus humanum multo fuit illud in arvis,
Durius ut decuit tellus quod dura creasset
Et majoribus et solidis magis ossibus intus
Fundatum et validis aptum per viscera nervis
Nec facile ex æstu, nec frigore quod caperetur
Nec novitate cibi, nec labi corporis ulla (*).

In meiner Jugend gieng ich mit meinen zwey ältern Brüdern auf die Jagd: Wind und Wetter, Frost und Hagel achteten wir so viel wie nichts, ob wir gleich wenig Kleider auf dem Leibe hatten. Wir schlieffen oft auf der harten Erde, und asen manchmal in etlichen Tagen nichts als Milch, Käse, Obst und ein Stück schwarzes Brod; Mahlzeiten, die für uns köstli-

(*) Lucret. L. V.

cher waren als alles Geköchsel unserer Mutter, wann sie ihre Nachbarn zu Gast lud. Meine zwey älteste Brüder waren noch weit stärker als ich. Sie konten es fast mit dem Hercules aufnehmen. Sie haben sich in verschiedenen Feldzügen hervor gethan. Jetzo sind sie verheyrathet und haben Kinder; Aber Kinder! daß GOtt erbarme; so verwöhnt, so delicat, so weichlich, daß sie nicht die geringste Luft vertragen können, und nichts essen dörffen, als was ihnen der Doctor erlaubet. Sie müssen wenigstens alle Wochen einmahl Arzneyen einnehmen, und dörffen nicht ausgehen, wenn ein kaltes Lüftgen wehet. In der That bekommen sie alsobald davon den Schnupfen und Husten. Ihr Fell ist so zart wie Wachs und ihre Farbe so weiß wie der Alabaster. Sie dörffen sich niemahls recht satt essen, um einen schlanken Leib zu behalten, und müssen sich dabey einschnüren, daß ihnen die Seele darüber ausgehen möchte. Diese Anmerkung betrift zwar nur das schöne Geschlecht; allein wie weibisch sind nicht die meisten Mannsleute. Sinken sie nicht bey den geringsten Strapatzen schon zu Boden? Kurz, wir haben heut zu Tag eine elende Erziehung, und unsre Kinder sind gleichsam die Hecatomben für das Ende der Welt.

Ich war vor einigen Tagen in der französischen Comoedie. Man hatte in Ermangelung der Oefen, einige Kasten mit Backsteinen ausgefüttert in die Mitte gestellet, und solche mit glüen-

glüenden Kohlen angefüllet. Die Erfindung war gut. Man kam dahin mit einem verfrohrnen Gesicht und mit zitternden Gliedern. Alles nahete sich diesen Feuerkasten, und man hätte sagen sollen, diese Leute zögen ihre Lebenskräfte allein von den angebrannten Kohlen; Gleichwohl war keine Kälte: es gieng ausserhalb nur eine scharffe Luft.

Unsere Soldaten werden mehr durch cörperliche Schwachheiten, als durch ihre Feinde überwunden. Unsern Bauersleuten ist ihr Feldbau so mühselig, daß sie fast den Schatten auf den Gräbern ähnlich sehen. Streichen unsre Jahre gegen die fünfzig hin, so fangen wir schon an baufällig zu werden, da doch in diesem Alter beydes die Kräfte der Vernunft, als des Leibes in ihrer Vollkommenheit seyn solten. Es ist nicht anders, die Natur selbst verlieret nach und nach ihre Stärcke: sie zeiget sich geneigt ihre Bande zu trennen und in ihr voriges Chaos zurück zu kehren.

Selbst der Verstand des Menschen hat schon vieles von derjenigen Stärke verlohren, welche man in den Schriften der alten Poeten und Weltweisen entdecket. Unsere heutige sogenannte schöne Geister mögen auch darwieder protestiren wie sie wollen. Wir haben keine chaldaische, ägyptische und persianische Weisen mehr: und wenn sich alle unsre Dichter zu todte reimen, so bringen sie doch keine Gedichte,

wie Homerus, Hesiodus, Virgilius und Horatius zur Welt. Dieses hat auch Cicero schon zu seiner Zeit eingesehen. Homines, sagt er: qui priscis illis seculis extiterunt, quo propriores, nascenti mundo erant, eo ingenio ac mente fuere beatiores (*).

Und gesetzt, wie ich es zugebe: es finden sich hier und da noch geschickte Köpfe und kluge Leute, so sind ihrer doch so gar wenig, daß sie gleichsam keine Zahl gegen die Menge der Thoren ausmachen. Die ganze Welt ist fast ein Spital, wo man hinkommt, höret man nichts als Klagen. Alles ist misvergnügt und in Unordnung. Wer nicht am Leibe leidet, der leidet doch an der Einbildung. Viele leiden an beyden zugleich und der ist unter den Thoren fast noch der glücklichste, der die Einbildungskräfte zu seinem Vergnügen anwendet, und sich dasjenige einbildet zu seyn, was er seyn will.

Ich habe seit dem ich angefangen die Alten zu lesen, vieles von der Bewunderung für die neueren verloren. Alles, was man von jenen lieset, ist nett, scharfsinnig, nachdrücklich und schön geschrieben. Heut zu Tage kauft man wohl hundert Bücher, darunter das beste dem ge-

(*) Quest. de Gravib. Caus.

geringsten von jenen nicht beykommet. Es ist wahr, daß das letztere Jahrhundert ziemlich fruchtbar an gelehrten und grossen Leuten war; Allein, es scheinet, als ob die Natur zu guter letzt noch einmahl alle ihre Kräfte zusammen genommen hätte, um mit Ehren zu scheiden. Nicht anders wie ein Schmachtender auf seinem Krankenbette der alle seine übrige Lebensgeister zusammen raft, um sein Testament zu machen, und darauf stirbt.

Was Treu und Glauben anlangt, so hat diese Sittenlehre in der Welt nie weniger zu bedeuten gehabt, als heut zu Tage; und von der Religion, welche allein das ganze Menschengeschlecht in eine gute Verfassung bringen könnte, würde man eben so wenig wissen; wann nicht der Meynungseifer und die Zänkereyen der Gelehrten, einen noch daran erinnerten, daß man wenigstens eine haben solte. Im Kirchengehen und in einigen Ceremonien bestehet unser ganzes Christenthum; sonst sind wir nicht ein Haar besser, als andre Unglaubigen auch. Ja wir hassen uns einander sogar um einer Religion halben, die wir nicht haben und welche uns lehret einander zu lieben.

* * *

Ich verlasse den Propheten und komme auf unsere Neuigkeiten. Gestern, als den 29. dieses Monats, wurde hier der fünfte Wahlsitz

gehalten. Es scheinet dennoch mit der Sache ein Ernst zu werden: unsere Gesanden sind mehr als jemahls beschäftiget, sie bleiben in die vier bis fünf Stunden beysammen in der Wahlstube, und schicken deswegen ihre Leute mit ihren Kutschen und Pferden wieder nach Hause, dann das Wetter ist sehr ungestümm und es wäre Schade, daß man die schöne Thieren, welche ihren Aufzügen das prächtigste Ansehen geben, der üblen Witterung bloß stellen solte.

Sie wissen bereits, worauf das ganze Wahlgeschäfte gerichtet ist. Man hat in dem bewußten Systema, welches ich Ihnen schon vor zwey Monaten übersendet habe, noch nichts geändert. Alles arbeitet darauf. Man erwartet hier zu Ende dieses Jahrs sowohl den Churfürsten von Bayern, als dessen Bruder, den Churfürsten von Cölln. Diese Höfe werden ungemein prächtig und zahlreich seyn.

Die hiesige Berathschlagungen betreffen also nicht sowohl den Kayser, den man wehlen soll, als die sogenannte Capitulation. Solte man auch die Religionszwistigkeiten, die seit vielen Jahren im römischen Reich sich über die massen gehäuffet haben, anbey zu schlichten vornehmen, so dörften diese allein mehr Zeit weg nehmen als alle übrige Dinge. Allein, was wird es helffen? Die Geistlichen werden bald wieder neue auf die Bahn bringen. Wir machen Gesetze um die Verbrechen zu vermehren. Die

Geist-

Geistlichen muß man zur Ruhe weisen, sonst hilft alles nichts.

Gestern Morgens um 11. Uhr gab der Churfürst von Maynz seine Gegenvisite dem päbstlichen Bottschafter, Prinzen von Doria; und von da fuhr derselbe zugleich zu dem spanischen Gesanden, dem Grafen von Montijo.

Es ereigneten sich bey diesen Umständen einige Merkwürdigkeiten im Ceremoniel. Der maynzische Hof, wie in meinem vorlezztern gemeldet, hatte es gewisser massen dem französischen und spanischen Gesanden übel genommen, daß sie bey dem ersten Besuch, den sie dem Churfürsten gaben, ihren Leuten die neue Staatsliberey nicht hatten anlegen lassen, wie solches in dergleichen Fällen die Gewohnheit und der Wohlstand mit sich bringet. Diese beyde Gesanden liessen sich zwar damit entschuldigen, daß sie noch ihren öffentlichen Einzug nicht gehalten hätten; Allein, man fand diese Entschuldigung nicht ganz hinlänglich, wie sie solches in der That auch nicht war. Als demnach Se. churfürstl. Gnaden dem spanischen Bottschafter die Gegenvisite geben wolten, war man am maynzischen Hof durchaus nicht der Meynung, daß solches in Galla geschehen solte. Der Graf von Montijo, als ein Gesander der seinen König vorstellte, war darüber ungemein empfindlich. Er ließ deswegen alle mögliche Vorstellung thun. Die Leutseligkeit des

maynzischen Churfürstens wolte der spanischen Grandezza etwas zu gut halten. Man fand also dieses Mittel aus, daß der churfürst erstlich dem pästlichen Bottschafter und hernach auch ihm, dem spanischen, in eben dem Aufzug die Visitte geben wolte.

Der Churfürst hatte bey diesem Aufzug seinen ganzen Hofstaat bey sich. Es wurde allenthalben eben dasselbige Ceremoniel beobachtet, als bey denen Besuchen, welche der Churfürst von den Gesanden empfangen hatte. Mich dünket es sey gleichwohl ein grosser Unterscheid unter einem Churfürsten, der in der Würde den Königen gleich geschätzet wird, und unter einem Gesanden derbloß seinen König vorstellet. Es ist wieder die gesunde Vernunft, sowohl als wieder das Völkerrecht, daß zwischen der leiblichen und zwischen der symbolischen Gegenwart eines Königs derjenige Unterscheid nicht solte gemacht werden, als zwischen der Sache selbst und zwischen einer andern die sie bedeutet; zum Bedeuten braucht es so viel nicht: Ich kann mir die ganze Welt durch eine kleine Kugel vorstellen, und ein geringer Bedienter kann öfters zu der Würde eines königl. Gesandens gelangen. Es sind nicht alle Gesanden Grafen von Montijo und Herren von so viel Städten und Ländern. Es lauft demnach unstreitig wieder die Hoheit unsrer Churfürsten, daß sie den fremden Gesanden einen solchen

Rang

Rang einräumen, der sie mit ihnen in eine würkliche Gleichheit setzet.

Hatte vormahls ein Churfürst von der Pfalz, dem König in Frankreich, Heinrich von Valois, als er die pohlnische Crone verließ, und über Heydelberg kam, nicht die Ehre erwiesen, ihn unten bey seinem Wagen zu empfangen; Mit der Entschuldigung, daß er nicht wohl zu Fuß wäre, ob er gleich darauf mit demselben etlichmahl einen grossen langen Saal mit tapfern Schritten war auf und nieder gegangen; so schickt es sich wahrhaftig noch viel weniger, daß der erste Churfürst des Reichs, einen Marschall von Belleisle und einen Grafen von Montijo zu gefallen, als Bottschaftern ihrer beyden Königen, unten vor seiner Treppe und bey dem Austritt aus ihrem Wagen empfängt; und hernachmahls ihnen in schönster Galla die Gegenvisitten giebt; da diese beyde Gesanden sich nur hatten gefallen lassen mit ihren Leuten in ihren täglichen Kleidern bey ihm zu erscheinen.

Es paßiren hier noch andre Dinge, welche von der vorleuchtenden Hoheit des bourbönnischen Hauses auf unser teutsches Reich sehr verächtliche Stralen abwerffen. Ich kann als ein guter ehrlicher Teutscher solches ohne Verdruß nicht mit ansehen. Die Nachkommenschaft wird noch über unsere unzeitige Höflichkeit spotten. Allein der Franzoß ist eine listige Creatur: er thut alles mit einer schmeichelnden

Art bis er seinen Zweck erhalten hat; hernach so befiehlt er. Doch, die Sachen sind dermahlen nicht zu ändern. Wenn man nicht kann wie man will, so muß man wollen wie man kann.

Ich erinnere mich hier eines andern Churfürsten von der Pfalz, nemlich des ersten aus dem Hause Neuburg, der, als er seine Tochter dem König von Portugall vermählet, dessen Abgesanden bey ihm allenthalben den Vortritt lies, und gleichwohl war er der Schwiegervatter nicht nur des Königs, sondern auch des Kayfers Leopold und des Königs von Spanien. Daß man dem Herzog von Grammond bey der Wahl des Kayfers Leopold ein ebenmäßiges Ceremoniel in Ansehung der Churfürsten zugestanden hatte, war eben wohl ein Fehler wieder die Hoheit des Reichs, sowohl als wieder den vernünftigen Wohlstand der Völker, welche jederzeit zwischen einem Herrn und einem Diener einen billigen Unterscheid gemacht haben.

Ich könnte Ihnen, mein Herr, viele dergleichen Historien von hier aus berichten; Allein ich bin heut ein wenig verdrießlich in meinen Anmerkungen, und müde vom Schreiben. Ich denke sie dürften doch keinen sonderlichen Nutzen mehr haben, wenn wir schon so nahe an das Ende der Welt stossen.

Ich bin im übrigen, wo nicht bis an dieses grosse Ende, doch bis an das kleine meines Lebens, mit aufrichtigen Herzen

Mein Herr,

Franckfurt, den 30. Nov. 1741.

Dero gehorsamster und ergebenster Diener.

XI. Brief.

Allerhand Neuigkeiten von dem Wahltag.

Stare fidenter, non quia difficilia non audemus, Sed quia non audemus, difficilia sunt.

Seneca.

Mein Herr,

Seit meinem letzten sind noch drey Wahlsitze hier gehalten worden. Der westphälische Friede muß dabey wacker herhalten. Dieses berühmte pragmatische Gesetz soll zur Grundfeste aller Rathschläge dienen

und

und allen bisher entstandenen Zwistigkeiten im Heil. Röm. Reich abhelfliche Maas geben. Allein es ist ein Elend in der Welt, daß man nicht solche Wörter und Ausdrücke kann ausfündig machen, welche bey einem Menschen eben so viel sagen wollen, als bey einem andern, und stetshin einerley Auslegung mit sich führen. Wir streiten allenthalben über den Sinn der Gesetze: Kann dann eine Sache zugleich schwartz und weiß seyn und eine andre Bedeutung haben, als die Wörter nach dem einmal eingeführten Gebrauch gelten? So zancken wir über die H. Schrifft, über das Corpus Juris, über unsere Sanctiones pragmaticas; und besonders über den westphälischen Frieden, auf dessen eigentliche Bedeutung so viel ankommt. Hätte man nicht damals ein paar tüchtige Schulmeister zu diesem Werck gebrauchen sollen, weil es doch um Wörter gilt, daraus diese ihr Handwerk machen. Ich wolte, die Wahrheit zu sagen, nicht gern die Franzosen zu unsern Auslegern wünschen; denn als Bürgen dieses Friedens werden sie sich wohl darzu am nächsten glauben: Ihre Auslegungen sind wie ihre Sprache, man spricht solche anders aus, als man sie buchstabiret. Einer meiner Freunde glaubte deswegen, sie müsten ein falsches Volk seyn. Dem sey aber wie ihm wolle, kein Volk ist in der Welt, das ihren Worten einen bessern Nachdruck zu geben weiß, denn wenn man meynet, man hätte es bey ihnen mit der Grammatic zu

thun,

thun, so kommen ihre Dollmetscher mit dreyßig tausend Mann über den Rhein marschirt, und lernen uns dencken, reden und schreiben, wie sie wollen.

Der zweyte Artikel des westphälischen Friedens macht uns einen langweiligen und verdrießlichen Aufenthalt. Wenn ein jeder so viele Anmerkungen verursacht, so werden die Geschichtschreiber dieses Wahltags etwas rechts zu thun finden.

Die hannöverische Gesandschafft ist in allen ihren Vorträgen überaus gründlich und ordentlich. Ihre beyde Gesanden verdienen dasjenige zu seyn, was sie sind. Sie machen den Wissenschafften und der Staatskunst Ehre. Der dritte Artickel kostete bey nahe drey ganze Versammlungen; denn es setzte wegen dem Vicariat sehr lebhaffte Widersprüche. Man will, daß das Vicariatscollegium zu Augspurg, und alles was dabey ist vorgegangen, von dem zukünftigen Kayser soll für gültig erkläret werden. Wegen dem Artickel, der Religion der in der Capitulation den II. in dem westphälischen Frieden aber den V. ausmacht, ist man beflissen demselben einen weniger zweydeutigen und mehr entscheidenden Sinn zu geben. Nach demjenigen Eifer, welchen hiebey die vortreffliche Mitglieder des Conclave zum Frieden bey sich verspüren lassen; hat man Hoffnung, daß man bald einige Mitteln ausfinden werde, die drey Religionen

ligionen in den einfältigen Lehren unsers einzigen HErrn und Meisters zu vereinigen. Um darzu den Weg zu bahnen, sollen durchaus alle Streitfragen, sowohl von der einen als von der andern Seite verboten werden. Die symbolische Bücher, welche die Lehrsätze anderer Religionen mit Anzüglichkeit behandeln, sollen nicht mehr gültig seyn. Man soll im Gegentheil nur solche Lehrbücher allein beybehalten, welche die vornehmste und von allen christlichen Gemeinen angenommene Glaubensartickeln enthalten. Die Geistlichen sollen deswegen durchaus zu einer christlichen und nöthigen Bescheidenheit angewiesen werden, damit sie einmal ihr unnützes Gezänke fahren lassen, mithin dadurch zu keinen weitern Trennungen und Feindseligkeiten im Heil. Röm. Reich Anlas geben möchten.

Die Abgesanden der altfürstlichen Häusser, welche bisher, ich weiß nicht warum, ihre Zusammenkünfte zu Offenbach, einem ungefehr eine Stunde von hier gelegenen gräflich isenburgischen Flecken zu halten pflegten; haben nun auch ihre Erinnerungen, oder sogenannte Monita, der churfürstlichen Wahlversammlung übergeben. Dieser Vereinigungsentwurff ist unter dem 8ten October zu Stande gekommen. Er enthält verschiedene Dinge, welche der Wahlcapitulation mit sollen einverleibet werden. Der Wahltag in Franckfurt hatte den Reichstag in Regenspurg auf einmal aus seiner Würcksam-

samkeit gesetzt. Das Reich hatte kein Oberhaupt, und die meiste churfürstliche Reichstagsgesanden wurden zu der kayserlichen Wahl geschickt. Die alten Fürstenhäusser sahen sich bey diesen Umständen in Gefahr, daß man von churfürstlicher Seiten die Vorzüge allzuweit treiben, und ihren Gerechtsamen dadurch zu nahe tretten möchte; Sie schickten deswegen ihre Gesanden gleichfalls auf die Wahlversammlung, um ihre Hoheit und Rechte bey diesem wichtigsten Geschäffte bestmöglichst gelten zu machen.

Sie wissen daß ich der Meynung bin, das teutsche Reich sey in seiner eigentlichen Verfassung ein solches gemeines Wesen, da viele grosse und kleine Stände zusammen zu einerley Endzweck, unter einem Oberhaupt sich vereiniget haben. Die ganze Einrichtung unseres teutschen Staats leidet keine andre Auslegung; Krafft dieser gemeinschafftlichen Verbindung haben alle und jede Stände eine vollkommene und unumhängliche Freyheit.

Die alte Fürstenhäusser sind allesamt eines gleichen Ursprungs: Unter den mächtigsten wurden die Churfürsten zu Vorstehern des Reichs erkieset, und als solche sind sie bevollmächtiget im Namen des ganzen Reichs einen Kayser zu wehlen. Sie heissen deswegen die Wahlfürsten: Principes Electores. Ausser diesem sind sie nicht mehr, als andere alte Fürsten auch.

Das

Darinnen bestehet ihr ganzer Vorzug. Weiter haben sie vor jenen nichts voraus. Ob sie gleich sich der Gelegenheit bey den Kayserwahlen zu bedienen pflegten, ihre Rechte über ihre Mitfürsten in ein und andern Fällen zu erhöhen. Dieses aber gibt ihnen deswegen eigentlich keine Standeshoheit vor denjenigen Fürsten, die mit ihnen aus einerley Geschlecht, von gleichem Alter und von gleicher Macht sind. Es ist also billig, daß sich die altfürstliche Häusser auch hier bey dem Wahltag zusammen halten, und durch ihren Gesanden ihre Angelegenheiten der Nothdurfft nach besorgen lassen.

Die churfürstliche Gesanden betrugen sich gleich Anfangs gegen diese auf eine Art, die ihnen ihre Meynungen zu erkennen gaben, daß sie nichts bey der Wahl zu schaffen hätten; Sie liessen sich auch deswegen mit ihnen in keine Berathschlagungen ein, und meideten sogar auch mit ihnen allen Umgang, um so vielmehr, weil ihnen die fürstliche Gesanden diejenige vorzügliche Ehrenbezeigungen verweigerten, welche sie als Churfürstliche zum Wahlgeschäffte Bevollmächtigte Botschaffter von ihnen forderten. Die fürstliche Gesanden fuhren dem ohngeachtet in ihren Berathschlagungen fort und überreichten dem Churfürsten von Maynz, als Reichserzcanzlern und Directoren des Wahlgeschäffts, unter dem 16. October eine Schrifft, worinnen sie dem churfürstlichen Collegio ihre Angelegenheiten bey der künftigen Capitulation vorstellig

mach-

machten. Diese altfürstliche Gesanden sind folgende:

Herr von Geismar, wegen Sachsen-Gotha.
Herr von Zenck, wegen Braunschweig-Wolfenbüttel.
Herr von Berghofer, wegen Brandenburg-Culmbach und Onoltzbach.
Herr Baron von Wallbrunn wegen Würtemberg.
Herr Baron von Bernsdorff, wegen Hollstein-Glückstadt.
Herr von Schultzen, wegen Hessen-Darmstadt und Durlach.
Herr von Molcke, wegen Sachsen-Coburg, Meinungen und Saalfeld.
Herr von Haren, wegen Pommern.
Herr von Geringen, wegen Hessen-Cassel.
Herr von Linsingen, wegen der sämtlichen Fürsten von Anhalt.

Die übergebene Puncten sind sehr weitläuftig; dann so vielerley Höfe haben auch vieles zu erinnern. Die Haupt-Monita gehen auf das Religionswesen, worüber diese Fürsten, als Protestanten, ihre besondere Klagen vorbringen: Sie dringen auf die Beobachtung des westphälischen Friedens. Die übrige Puncten betreffen den politischen Staat, wo sehr viele Betrachtungswürdige Vorschläge vorkommen.

Das churfürstliche Collegium will ihnen unterdessen das sogenannte Jus capitulandi

durchaus nicht zugestehen. Einige unter ihnen machen vielmehr über das Begehren der fürstlichen Gesanden allerhand Glossen. Kurtz, diese Herren dürffen mit allen ihren bisher so mühsam gepflogenen Rathschlägen, dem Ansehen nach, doch nicht viel ausrichten. Mich dünkt des Reichs Wohlfahrt erfordere eine bessere Harmonie.

Dieses ist noch nicht genug. Es melden sich bey dieser Gelegenheit auch die übrigen Reichsstände, nemlich die Bischöffe, Grafen, Ritterschafften und Städte; ja sogar auch die italiänische Vasallen des H. Röm. Reichs, welches alles einen reichen Stoff zu einer vollständigen Wahlgeschichte und zu weiterer Vermehrung unserer teutschen Staatsrechte abgeben wird. Solches hat schon ohnedem seit einiger Zeit grosse Veränderungen erlitten; es ist demnach gantz natürlich, daß unsere alten Fürstenhäusser dabey auch ihre Gerechtsamen suchen wahrzunehmen, und zu dem Ende zusammen eine gemeinschafftliche Sache unter sich machen.

Unsere geistliche, sowohl als die neuere Fürsten, betrachten diese Vereinigung als etwas unfügliches, so ihnen zu ihrem Nachtheil gereichen könnte. Das Letztere dürffte wohl einigen Grund haben; allein jene werden deswegen ihre Befugnisse nicht zurücke stellen.

Man wird nun sehen was unsre Reichsgrafen

fen und freye Ritterschafften dabey werden zu erinnern haben. Es ist überaus schwer bey solchen Umständen einen jeden zu vergnügen; die Mächtige dürffen wohl schwerlich ihre Vortheile aus den Händen lassen, noch die Gelegenheit verabsäumen mehrere damit zu erwerben. Die kleinen mögen sich unterdessen auf ihre grosse Titeln etwas zu gut thun.

Unter den Puncten, welche die alte Fürstenhäusser übergeben haben, befindet sich einer, der nicht zum besten des Reichsadels ausgedacht ist. Es ist der Vierte, der Inhalt davon ist: " Daß die unmittelbare Reichsritterschafft un- " ter dem Vorwand ihrer Privilegien über ih- " re collectable Grundstücke auf eines andern " Grund und Boden nicht exequiren, noch " sich selbst, wenn sie in eines andern Land " wohnen, sich der Gerichtbarkeit des Landes- " herrn entziehen sollen". Damit läg also auf einmal der ganze Vorzug des unmittelbaren Reichsadels.

Es ist richtig, daß unsere Fürsten von langer Hand her darauf arbeiten, denen in ihren Ländern befindlichen unmittelbaren Reichsadel ihre Privilegien einzuschränken; um so vielmehr, weil ihrer viele sind, die solche bisher zum Nachtheil der Landsfürsten gemisbrauchet haben.

Ich fürchte also sehr, mein Herr, ihre Unmittelbarkeit mögte ihnen bald zu einem be-

schwerlichen Titel werden. Ich bin froh ein fürstlicher Vasall zu seyn, dann ich werde vom Landsherrn geschützet und sie nicht. Lassen sie sich also die Winterquartiere, womit man sie bedrohet, nicht zu viel Verdruß machen; Man wird sie vielleicht darzu gewöhnen wollen, einen Herrn zu vertragen. Dieses ist nicht angenehm, wenn man Reichsfrey unmittelbar heisset; doch trösten Sie sich, Sie werden vielleicht glücklicher unter dem Schutz eines grossen Fürstens seyn, der ihnen mit Gelindigkeit begegnet, als wenn sie sich beständig wegen einer Freyheit angefochten sehen, die sie doch in die Länge nicht mehr werden behaupten können. Die Grafen solten sich auf ihre Seite schlagen und mit ihnen eine gemeinschafftliche Sache machen; allein, ich weiß wohl, Sie halten es lieber mit den Fürsten, und hätten selbst gerne Vasallen und Rittersleute unter sich. Wann sie noch dasjenige wären, was einige vor drey hundert Jahren waren, da sie keinem Potentaten wichen und selbst Kriege führten, so möchte sich solches noch wohl schicken; allein so ist heutiges Tags zwischen unsern meisten Grafen und Reichsfreyen nur ein gar geringer Unterscheid. Zumahl da unsere alte Grafenhäusser meistens mit Fürstentiteln prangen, und die neueren, zur Zeit der goldnen Bulle kaum ad milites gehörten.

Daß die Sicherheit der kleinen Stände in ihrer Menge bestehet, und daß die Anzahl der-

jes

jenigen, die nur mittelmäßig groß sind, in der That zu klein seyn dürffte, sich denen Absichten derjenigen zu wiedersetzen, welche zu ihrer Grösse auch die Macht hinzufügen: dieses alles lehret der Augenschein und die Erfahrung.

Gewiß, wir sind in wunderbaren Umständen. Es geht sogar die Rede, daß einige hohe Höfe sich den Vortrag, gewisse Bißthümer zu secularisiren, hätten gefallen lassen, um damit gewisse Dienste zuerkennen, die man von diesem oder jenem Hof gewärtig wäre. Diese schöne Einfälle, wann sie nicht leere Träume sind, kommen ausser Zweifel aus der französischen Canzley; denn man ist darinn überaus sinnreich, unsere alte teutsche Verfassungen zu verwirren. Solte man unserem Staatsgebäude noch diesen Stoß beybringen können, so läge es gewiß übern Hauffen; und was wird man sodann mit euch anfangen, ihr Herren Reichsritter? Und wo werden unsere gräfliche Häusser hernach ihre Sicherheit finden?

Die unmittelbare Reichsritterschafft befindet sich nur noch allein in den rheinischen, fränkischen und schwäbischen Kreysen. Diese sind auch diejenige Länder, die man eigentlich noch mit dem Namen des Reichs beehret: vermuthlich deswegen, weil vor diesem nicht allein die alten Kayser ihren Sitz und ihre Leibgüter in diesen Gegenden hatten; sondern auch darum, weil darinnen noch die heilige Reliquien

der alten teutschen Freyheit, sowohl bey den kleinen als grossen Ständen gefunden werden; anstatt daß in den übrigen Provinzen ihre Reichsunmittelbarkeit theils gar verlohren, theils sehr gekräncket worden ist; fast alle müssen, als Landsassen, die Botmäßigkeit der Fürsten, in deren Ländern ihre Güter liegen, erkennen.

Die meisten Hanseestädte hatten ein gleiches Schicksal. Hamburg, Lübeck und Bremen haben deswegen schon harte Stösse ausgestanden; und wann es der berliner Hof, bey dem Ausgang des vorigen Jahrhunderts, nicht verhindert hätte, so würden sie würcklich die Obermacht der benachbarten Fürsten, so gut als Braunschweig und Erfurt haben erkennen müssen. Ja, wer weiß nicht, daß unsere meiste grosse Städte in Teutschland Anfangs nur freye Reichsbürger in ihren Mauren enthielten; nach und nach aber von unsern Fürsten, sowie der unmittelbare Reichsadel sind untergestecket worden. Ich verkündige unsern noch übrigen Reichsstädten kein gar langes Leben mehr. Man weiß, daß man von Bayern zu sagen pfleget, daß ihm nichts als ein LAR noch fehlte, worunter man die Städte Nürnberg, Augspurg und Regenspurg verstehet. Die Rathsglieder in den meisten Reichsstädten sind mit ihrer eignen Bürgerschafft in Misverständnis. Diese will nicht mehr pariren, und jene nehmen sich zu viel heraus: Die Grossen werden bey ihren Reichthümern höfisch und die Kleinen bey ihrer Ar-

Armuth trotzig. Ihre stete Klagen und Zänkereyen schleppen wie man sagt, einen Hauffen Geld nach Wien. Man könnte damit allein den Reichshofrath und die Kammer zu Wetzlar unterhalten. Sie haben wohl Ursache um einen guten Kayser zu beten, der Macht und Gewalt genug haben möchte, sie zu schützen. Es dörfte sonst den guten Reichsbürgern nicht besser als den Reichsrittern gehen.

Wird der Reichsadel und die Reichsritterschafft untergesteckt, so ist die Reihe an den Herren Grafen, Prälaten und Bißthümern. Ein hoc pro nobis & illud pro vobis bahnet den Weg zu unmöglich geglaubten Dingen. Warum soll dasjenige, was bey unsern Nachbarn sich zugetragen hat, nicht auch bey uns möglich seyn? Giebt es nicht allenthalben Fürsten, Grafen, Prälaten, Freyherren genug, die deswegen doch unter einem mächtigen Oberhaupt stehen? Wie ist es noch zuletzt mit dem Hause von Bouillon in Franckreich ergangen, und wie künstlich ist es mit dem Fürstenthum Oranien, und jetzo mit Lothringen gespielet worden?

Felix quem faciunt aliena pericula cautum.

Es ist in der That ein ziemliches Brouillamini unter uns. Dieses ist die wahrhaffte französische Staatskunst. Zweifeln Sie nicht daran, dieser verschmitzte Hof wird auch allein die besten Mitteln an die Hand zu geben wissen,

aus dieser Verwirrung zu kommen; wir werden aber auch hübsch geschickt seyn und folgen müssen.

Die verschiedene Angelegenheiten der Höfe verursachen auch allhier eine verschiedene Art zu tractiren: diejenige so keinen guten Wind haben, laviren so gut sie können von einem Ufer zu dem andern. Sie wissen Hinderniſſe in den Rathschlägen zu finden: sie erklären sich zu nichts: sie suchen alles weit hinaus zu spielen und Zeit zu gewinnen: sie denken wie die Italiäner: Guadagna molto, chi guadagna tempo. Die andere im Gegentheil, denen der Wind günstig bläset, suchen sich derselben mit gröster Eilfertigkeit zu Nutzen zu machen. Alles wird bey ihnen eifrig, schnell und hurtig ausgefertiget. Man rennet gleichsam in vollem Galopp über alles hinaus, und suchet das Ziel zu erreichen, ehe der Gegentheil ihm etwas in Weg legen kann . . .

Der wiener Hof leidet hierbey das meiste. Man legt ihm einen Theilungstractat vor, der gar nicht nach der pragmatischen Sanction eingerichtet ist. Dieses muß in der That einer so grossen Fürstin, wie die Königin von Ungarn ist, ein wenig nahe gehen. Man hatte ihr Glauben gemacht, daß ihr alles allein zugehörte. Nun soll sie bald mit diesem, bald mit jenem theilen. Ja bald will man ihr gar nichts lassen. Es sind so viel Erben, die auf die Verlassenschafft des verstorbenen Kayſers Ansprü-

sprüche machen, daß ihr, wann solche gelten solten, kaum ein Leibgeding übrig bleiben würde. Man nimmt ihr was man will: sie stellet ihren Feinden weiter nichts entgegen, als eine schwache Protestation und eine Armee, welche nicht viel stärcker ist. Man sagt, daß sowohl das Geld, als die Lebensmitteln darinnen mangelten. Mehr braucht es nicht, den tapfersten Völkern von der Welt den Muth zu benehmen.

Prag ist den 26. vergangenen Monats im Angesicht der ganzen oesterreichischen Armee eingenommen worden. Der Großherzog kam zu spät diese Hauptstadt zu entsetzen; es war unmöglich einen Feind hinter den Mauren anzugreiffen, der nicht allein von innen und von aussen alle Pässe und Zufuhren offen hatte, sondern auch durch das Glück der schnellen Siege stoltz geworden war. In Prag selbst fanden sich zwar die Bürger bey zehen tausend Mann starck unter dem Gewehr; sie hätten auch unfehlbar eine wichtige Veränderung der Sache geben können, wo sie den grossen Gemahl ihrer lieben Königin näher gesehen hätten; allein dieser muste der Gewalt des Verhängnisses weichen. Ich beklage diese würdige Königin, ohne daß ich noch eigentlich sagen könnte, auf welcher Seite das meiste Recht sey; die Beweißgründe, womit das Hauß von Bayern seine Rechte unterstützet, haben ihre Stärcke und bereden auf der einen Seite; so bald man

aber wieder die Schrifften von Wien zu lesen bekommt, so kann man sich kaum entschlagen, ihnen Beyfall zu geben. Ich glaube, daß es gewisse Fälle gebe, da das Erbrecht, worüber gestritten wird, nicht wohl einem Theil allein kann zugesprochen werden, und wo ein Vergleich mehr als ein Rechtsspruch die natürliche Billigkeit retten kann.

Ich glaube, daß es erlaubt sey, in solchen Fällen, wo um das Erbrecht der grösten und wichtigsten Staaten in der Welt gestritten wird, zugleich auf die allgemeine Sicherheit der christlichen Staaten ein vernünftiges Augenmerck zu schlagen, und zuweilen das Jus convenientiæ mehr gelten zu lassen als das Corpus Juris Civilis. Allein unter den Grossen will immer einer der Größte und Mächtigste seyn; Seitdem daß Franckreich eine dergleichen überwiegende Macht vor andern europäischen Reichen zu behaupten suchet, so erfordert eben diese Absicht, daß er diejenige Macht, die ihm am ersten diesen Vorzug könnte strittig machen, zu schwächen, und andere gegen ihr zu stärcken sich befleißigen muß. Dieses lehret die französische Staatsklugheit; und die Juristen müsten dumme Leute seyn, wenn sie nicht hier so viel Anforderungen und Rechtserklärungen auf die Bahn bringen könnten, als man es für nöthig findet.

Es thut mir inzwischen heimlich weh, ich kann

kann es Ihnen nicht verbergen, da ich sahe, daß die churcöllnische, churbayrische und churpfältzische, wie auch die französische und spanische Gesandschafften grosse Anstalten zu Freudenfesten und Beleuchtungen machten, so bald sie nur die Nachricht erhalten hatten, daß Prag über wäre. Bey den churſächsischen und churbrandenburgischen Gesandschafften aber war alles still. Auf einmal wurden auch die Lichtergestelle und Handhaben bey obgemeldten Höfen wieder weggemacht. Kurtz, das Freudenfest unterblieb. Dieses giebt zu allerhand Muthmassungen und Urtheilen Anlaß. Einige argwohnen, nicht ohne Grund, daß das Verständniß unter den Bundsverwandten wohl nicht allerdings so feste seyn möchte, als man sich solches einbildete.

Man meynet sogar, daß es wegen den Winterquartieren noch mancherley Weitläuftigkeiten und Widersprüche setzen dürffte. Man erkennet vielleicht, wiewohl zu spät, daß man sich mit Frankreich in ein Bündniß hätten einlassen können, ohne dessen Völcker zu Ausführer des gemachten Plans zu übernehmen. Manche Schwürigkeit solte dadurch, wie ich glaube, gehoben worden seyn; allein die Kunst zu kriegen ist denen Franzosen eben so eigen, als die Geschicklichkeit Staatsgeschäffte zu treiben. Sie können zur Erhöhung ihrer Nation nichts bessers thun, als sich in dieser Ubung beständig zu erhalten. Nur habe ich dieses dabey auszuse-

ken, daß sie fast immer unsere teutsche Länder zum Fechtboden machen, um sich darauf zu exerciren.

Ich möchte nur wissen, warum sich die Menschen so viel Mühe geben, grosse Gesetzbücher zu schreiben, da man sich doch in der Welt um nichts weniger bekümmert. Ich war gestern hier bey einem sehr gelehrten Staatskündigen. Er wiese mir seinen reichen Bücherschatz. Ich fand darunter allein etliche hundert Follianten Rechtsbücher und Reichsacta. Ich erschrack recht darüber. Du lieber GOtt, sprach ich: wenn man nun alle diese Dinge weiß und gelesen hat, geschiehet es dann daß hernach die Geschäfte in der Welt besser gehen? Er zeigte mir darauf die neu heraus gekommene goldene Bulle mit den Originalien und Variantibus. Sehen Sie, sprach er, dieses ist die kleine Großmutter von allen diesen Riesenkindern. Unter diesen wenigen Gesetzen wird so, wie in der Religion, nur allein auf die Ceremonien gesehen. Das übrige sind lauter Nebenpuncten, die eine grosse Erläuterung nöhig haben. Die besten Ausleger davon sind diejenigen, welche die Macht haben, denen Worten einen solchen Verstand zu geben, wie sie wollen.

Im übrigen ist die Executionsordnung noch ausfindig zu machen. In der goldnen Bulle ist gesetzt: daß die Churfürsten gehalten seyn solten, innerhalb dreißig Tagen einen Kayser

zu

zu wehlen, oder wiedrigenfalls so lang auf Wasser und Brod zu sitzen, bis sie solchen würden gewehlet haben; Wer soll aber in diesem Vorfall die Churfürsten zu einer so heiligen Fasten anhalten? In der That kann man dieses in Ansehung der meisten übrigen Gesetze sagen. Denn wer soll unsre hohe Reichsglieder zur Beobachtung dieser Gesetze zwingen? der Bürge des weslphälischen Friedens? Dieses würde schön lassen. Er würde einen feinen Zuchtmeister abgeben, und unsern Prinzen recht die Grammatic lernen, wie es des Heil. Römischen Reichs Grund-Gesetz laut der goldnen Bulle, mit sich bringet.

Wegen den Bedingungen der Churfürsten in Gegenwart des Kayfers, erinnert der obgemeldte Verfasser, daß alle diese Sachen geistlich zu verstehen wären, und nicht sowohl auf die Person des Kayfers, als auf das heilige römische Reich sich bezögen, gestalten sich sonst ein deutlicher Wiederspruch äussern würde, daß ein Churfürst, wann er Kayser würde, zugleich auch gegen sich selbst eine Erzamtsbedienung zu besorgen hätte. Wie zum Ex. der verstorbene Kayser, der als König in Böhmen sein eigner Erzschenck war. So war ehemahls eine Zeit in der Welt, da man die Vernunft mit den Träumen, die Träume mit der Religion, und mit beyden die Gesetze verwirrte.

Ich bin übel zufrieden, daß der türkische

Spion

Spion seine muthwillige Einfälle uns nicht mehr mittheilen darf; Man hat ihm hier die Unhöflichkeit erwiesen und seine Briefe confisciret. Es ist wahr, daß er nicht bey den Regeln einer nützlichen Satyre geblieben ist. Er hat es in der That auch gar zu schlimm gemacht, und diejenigen selber angegriffen, die man schuldig ist mit Ehrerbietung zu betrachten. Es heißt:

Dicere de vitiis, parcere personis.

Es lauffen hier die Menge Staatsschrifften, Anmerkungen, Briefe und Paßquillen herum. Allein der türkische Spion erhitzt unter allen dergleichen Papieren die Neuigkeit der Leser am meisten; denn er nennet alles mit Namen und scheinet die Nachrichten aus der geheimen Canzley des Herrn von Belleisle selbst zu haben, welche ihm, allem Vermuthen nach, doch nur durch einen gut österreichisch Gesinnten mitgetheilet werden. Einige Briefe, die von ihm in Abschrifft herum gehen, werden mit einer Caroline und mehr bezahlet. Wie schlimm ist nicht das menschliche Herz, daß es an dergleichen beissenden Schrifften und muthwilligen Durchhechlungen einen so grossen Gefallen findet! Warum müssen es doch Leute geben, welche die Grillen haben, Bücher und Geschichte zu schreiben, fragte jener (*)? Allein, warum soll die Welt derselben entbehren, da ihr Nutzen von

(*) S. Fenelons Gespräche der Todten. Th. VI.

von der grösten Wichtigkeit ist? Indem die Menschen durch nichts besser als durch die Erfahrung klug werden. Diejenigen welche also wollen, daß man von ihnen nichts böses reden und schreiben soll, können es nicht besser verhindern, als wann sie nichts böses thun.

Ich halte im übrigen eine gute Satyre für den Schleiffstein der Welt, die ohne sie öfters gar verrosten würde. Ich finde daß Horatius recht hat, wenn er sagt:

Ridiculum acri
Fortius et melius magnas plerumque secat res.

Die ärgste Satyren haben der menschlichen Gesellschafft noch lange nicht so viel geschadet, als die vortrefflichste Heldengedichte; dann wo die Poeten Helden machen, da findet öfters die Wahrheit kaum Menschen.

Ich werde auf einige Wochen mich nach Mannheim verfügen. Unser Briefwechsel dörfte also auf einige Wochen ausgesetzt bleiben. Sie leben unterdessen wohl, und glauben, daß niemand mehr seyn kann als ich,

Mein Herr,

Franckfurt, den 7. Nov. 1741.

Dero gehorsamster und ergebenster Diener.

XII. Brief.

XII. Brief.

Verschiedene Neuigkeiten.

O Curas hominum! o quantum est in rebus inane!
Persius.

Mein Herr,

Ich habe die Feyertage, als ein guter catholischer Christ, mit allen gewöhnlichen Ceremonien der Kirche zugebracht. Ich glaube aber doch, daß zu dem Christenthum noch etwas mehreres erfordert wird.

Seit dem ich wieder hier bin, schlaf ich fast gar nicht. Nicht, daß der Lerme auf der Strassen und das Rasseln der Kutschen und Wägen mich stöhren solte. Nein, ich fürchte mich abscheulich vor dem Feuer. Ich wuste noch nicht, daß man hier sogar Gefahr liefe, zu verbrennen, wie der letzte betrübte Zufall es gezeiget hat. Es war den 22. December, Morgens um 2. Uhr als ein Brand in der Werkstadt eines Schreiners aufgieng. Alles fieng darinnen Feuer; die Flammen hatten schon die Treppe im Hauß ergriffen und die Leute in dem obern Stockwerk schlieffen noch. Die äusserste Gefahr weckte sie endlich auf. Es waren nur

zwey

zwey Wege ihr zu entgehen: sie musten sich über das Dach zu ihren Nachbarn flüchten, oder von oben aus den Fenstern sich herunter lassen. Zehen Menschen retteten sich auf diese Art in blossen Hemden; des Schreiners Frau aber mit einer erwachsenen Tochter, und noch sechs Kindern, welche sie nicht verlassen wolte, schrien vergebens um Hülffe. Man that alles, was man konnte, um sie zu retten; Man schlug Brandleitern an, man reichte ihnen die Arme; Allein die Hülfe kam zu spät: Die Flammen waren zu wütend, sie verbrandten alle achte lebendig, und das Hauß fiel in die Asche.

Dieses ist schon die dritte Feuersbrunst davon ich Ihnen Nachricht gebe; und es sind noch nicht acht Monate, daß ich hier bin. Es sind seit dem noch verschiedne andere kleine Feuer ausgegangen, die aber weiter keinen Schaden verursacht haben. Die Einwohner dieser Stadt zeigen bey diesen Zufällen eine gewisse Lebhaftigkeit, welche die Gewohnheit bis zur Geschicklichkeit zu treiben scheinet. Die Anstalten zur Wehre sind so gut, als sie immer seyn können. Allein, die Gebäude sind dem Brand allzusehr unterworffen und man gebraucht mit dem Feuer nicht alle nöthige Behutsamkeit.

Man hat hier auch angefangen in den vornehmsten Strassen Laternen aufzustellen, um dadurch den gefährlichen Gebrauch der Fackeln

abzubringen; Allein, man bedienet sich dieser noch vor wie nach; denn man siehet die Laternen nur des Tags, weil sie zur Nachtzeit nicht angestecket werden.

Obgleich nunmehro sich zwey Churfürsten mit zahlreichen Gefolgen und einer Menge v. Gesanden, Fürsten, Grafen und Herren hier befinden, so soll das Gewühl in dieser Stadt doch noch nicht so groß seyn, als vormahls bey der Wahl des verstorbenen Kayfers. Leute, die im Jahr 1711. sich hier befunden haben, behaupten, daß damahls mehr Fremden hier gewesen wären, und daß man öfters gegen Abend allein über 300. Kutschen auf der Spazierfahrt längst dem Mayn gezehlet hätte. Man sagt, daß seit dem das Geld allenthalben sey rarer geworden; und daß deßwegen unser hoher Adel ein wenig eingezogener leben müste.

Ich kann mir das erste nicht wohl einbilden. Mich dünket vielmehr, daß noch Geld genug in der Welt sey; Allein die Haußhaltung in den grossen Häussern könnte besser seyn. Es wird alles darinnen übertrieben und die natürliche Ordnung in Ansehung der Ausgaben und Einnahmen fehlet. Dadurch geräth der Adel in Schulden; und weil viele es für etwas niederträchtiges halten, mit den gemeinen Leuten, denen sie schuldig sind, abzurechnen, so haben sie dadurch den Credit verlohren. Also bleiben die meisten, welche sonst diese feyerlichste Zusammenkunft in der Welt, durch ihren Pracht

und

und Aufwand hätten mit verherrlichen können, diesesmahl zu Hauß; oder halten sich doch nur allhier, wie man zu reden pflegt, incognito. Es ist dieses ein allgemeines Unglück unsrer Zeit, daß sich ein jeder über sein Ziel messet und die Grossen auch in ihren Unordnungen groß seyn wollen; ohne Geld aber kann man nichts grosses vorspiegeln. Man siehet der Hoheit auf den Grund, und sobald man sie von Reichthümern entblöset findet, so findet man sie nicht groß mehr, wenn man gleich diesen Mangel mit noch so prächtigen Titeln zu ersetzen vermeynt. Manche zeigen hier noch den Glanz ihrer Geburt, indem sie dasjenige großmüthig ausgeben, was ihre Vorfahren mühsam gespa-ret haben. Ihre Aufführung gleichet den Racketen, welche ihr schönstes Feuer von sich geben, wenn sie zerplatzen.

Der Wahltag ist endlich auf den 24. dieses festgesetzet, worauf sogleich die Crönung 8. Tage hernach folgen soll. Auf solche Weise werden wir binnen vier Wochen einen Kayser gewehlet, gekrönet und in aller Form ausgefertiget haben. Ich weiß nicht, ob die französische Lebhaftigkeit auf einmahl den teutschen Geschäften eine solche Hurtigkeit einflöset; oder ob die hohe Höfe des Dings endlich müde sind, so lang ihre Abgesanden mit schweren Kosten an diesem Ort zu unterhalten. Die Wahlsitze wegen der Capitulation werden zukünftige Woche zu Ende gehen; und alles wird dißfalls auf

dem alten Fuß bleiben. Die vorwaltende Zwistigkeiten sind ausgesetzt worden, und sollen in besondern Zusammenkünften vorgenommen werden. Man eilet über die massen einen Kayser auf dem Thron zu sehen, damit man einen Richter haben möchte. Man trachtet dabey so viel als möglich ist, gewisse Wallungen im Geblüt zu dämpfen, welche dem teutschen Staatscörper mit allerhand gefährlichen Zufällen drohen.

Es heißt, man werde hier eine allgemeine Friedensversammlung halten: Wie viele Geschäfte, wie viele neue Besitzungen werden hier nicht zu schlichten und einzurichten seyn? Der Churfürst von Bayern hat sich nun der Krone Böhmen bemächtiget; der König von Preussen ist Herr von ganz Schlesien. Er ist in Mähren eingerückt, hat Ollmütz eingenommen und gehet jetzt mit starcken Schritten auf die Hauptstadt Brinn loß: Nichts wiederstehet diesem grossen Sieger. Was wird also der Königin von Ungarn übrig bleiben? Was wird aus der Stadt Wien werden, da zwey mächtige Feinde zugleich gegen sie im Anzug sind? Von Norden die Preussen, von Westen die Franzosen? GOtt! welche Wiederwärtigkeiten! Welche Veränderungen! Was hat diese Königin von der neuen Kayserin der Russen zu hoffen, da diese selbst mit sich genug zu thun bekommt, um sich in dem Besitz ihrer weiten Länder zu erhalten? Beydes die Schweden, als die Ottomannen, werden sie zurück halten, so

bald

bald sie das geringste vor den österreichischen Hof zu unternehmen sich entschliessen solte. Engelland und Holland werden ebenmäßig ihre Hände voll zu thun haben, wann sie den Krieg von ihren eignen Gränzen abhalten wollen. Frankreich sendet dahin bereits einige Beobachtungsvölker. Sie dürften sich also genöthiget sehen, ihre großmüthige Bundsverwandtin, die Königin von Ungarn, ihrem Verhängniß zu überlassen und sich, so gut sie können, aus diesen verwirrten Händeln ziehen. In Italien melden sich so viele Erben, als Länder darinnen sind, welche den verstorbenen Kayser ehedessen für ihren Herrn erkannt haben. Der französische Hof, welcher alles in der Welt thut, um sein neues Systema in der Christenheit durchzutreiben, sparet weder Geld noch Truppen. Erlangt derselbe dadurch seine Absichten, so kann er nicht grösser und mächtiger werden. Wer wird aber mehr darunter leiden, als wir Teutschen; doch wir lieben ja die französischen Sitten und wir müssen es dieser höflichen Nation Dank wissen, daß sie sich bisher so viele Mühe genommen hat, uns eine gute Lebensart beyzubringen.

Mich verlangt nur zu wissen, was alle diese Sachen endlich für einen Ausgang gewinnen werden. Es ist einer über uns, der auf einmahl den ganzen Schauplatz in einem Augenblick wieder verändern kann. Nescio quo-

modo inhæreat in mentibus quasi sæculorum quondam augurium futurorum, sagt Cicero (*) Mir ahndet immer die Sachen blieben nicht so, wie sie das Ansehen haben. Natürlicher Weise aber kann man nicht anders als grosse Dinge von Frankreich erwarten. Dieser Hof gebraucht die geschicktesten Leute zu seinen Rathschlägen und die tapfersten Männer im Feld zu ihrer Ausführung. Es ist hier eine weit sich ausbreitende Macht, welche sich unter einem einzigen König vereiniget. Es sind die schlaueste Völker: Klugheit, Ordnung, Witz, Muth, Liebe für den König und das Vaterland: alles dieses belebet ihren Muth und scheinet ihnen die Herrschaft über andre Nationen zu verkündigen; Allein, wenn wir Menschen alles noch so schön und ordentlich eingerichtet haben, und an dem Ausgang einer Sache nicht mehr zweifeln, so kommt der grosse Beherrscher der Welt und verwirret entweder die Sprachen, oder erweckt einen Cyrus, der zugleich die Lydier und die Babylonier stürzet.

Sedet interea conditor altus
Rerumque Regens flectis habenas,
Rex & Dominus, fons & origo
Lex & Sapiens arbiter æqui (**).

Doch ich komme zu tief in die göttliche Rathschläge,

(*) Quæst. Tusc. q. 1.
(**) Boeth. L. IV.

schläge, davon dieses das gewisseste ist, daß wir sie nicht wissen, wohl aber stets fürchten und verehren müssen.

Wir werden hier noch einige Lustfeste à la Montijo haben. Dieser glänzende Bottschafter lässet darzu neue Anstalten und Zubereitungen auf seinem Landgut machen. Es soll allda auf dem von ihm neu erbauten langen Saal ein Gastmahl für 250. Personen gegeben werden. Der ganze Garten wird wiederum durchaus beleuchtet werden und gegen über jenseits des Mayns wird sich ein Feuerwerck zeigen, dergleichen hier noch keines ist gesehen worden, das Gerüste, so würcklich dazu aufgeschlagen wird, ist in der Länge des gegen über liegenden langen Saals. Die Erfindung davon ist von einem spanischen Baumeister, den der Graf von Montijo deswegen hat hierherkommen lassen. Dieses ganze Schauspiel und Freudenfest soll denselben Tag vor sich gehen, als der Kayser wird gewehlet, oder vielmehr öffentlich ausgeruffen werden.

Man zahlet schon im voraus für ein Fenster das auf den grossen Platz gehet, wo das Rathauß ist, fünfzig und mehr Reichsthaler, um daselbst die Wahl und Krönungsceremonien mit anzusehen. Es wird wenig fehlen, so wird man an diesen Häussern nichts als Fenster wahrnehmen. Ja man schmeisset sogar in einigen Häussern bis oben unter das Dach die Neben-

gefächer ein, wann auch gleich der Raum davon nicht gröſſer ist, als daß man einen Kopf dadurch bringen kan. Bey den reichen Kaufleuten aber, die auf diesem Platz wohnen, bekommt man alles umsonst zu sehen, und man wird darzu noch wohl bewirthet, wenn man anders das Glück hat, mit ihnen bekannt zu seyn. Ich kenne darunter zwey der besten Häusser, wohin ich schon im voraus gebeten bin. Sind dieses nicht rechtschaffene Leute, die einen noch bitten, dasjenige zu thun, was man selbst begierig wünscht und suchet. Ich bin mit steter Hochachtung

Mein Herr,

Frankfurt, den 5. Jan. 1742.

Dero gehorsamster und ergebenster Diener.

XIII. Brief.

XIII. Brief.

Von dem öffentlichen Einzug des Grafen von Belleisle und andern Begebenheiten.

Medium non deserit unquam
Coeli Phoebus iter, radiis tamen omnia lustrat.
Claud.

Mein Herr,

Es war den 18. dieses Monats, da der französische Bottschaffter, Graf von Belleisle, hier seinen öffentlichen Einzug hielte: Er war schön, glänzend und prächtig. In dergleichen Sachen übertreffen die Franzosen alle andere Völker; sie wissen denselben eine gewisse Artigkeit und einen in die Augen leuchtenden Glanz zu geben, der sowohl der Wohlanständigkeit als dem Pracht gemäß ist. Alle vornehme französische Herren und Edelleute waren zu Pferd. Darauf folgten 34. Kutschen, allesammt überaus nett und zierlich ausstaffirt. Man rechnet das ganze Gefolg auf 600. Personen. Die junge französische Ritterschaft lies sich bey diesem schimmernden Aufzug mit ihren Bändern und zierlichen Haarlocken aufs beste sehen. Allein ich muß bekennen, sie hatten nicht alle das Bon air, worauf

sich die Franzosen so vieles einbilden. Wenn man ihnen ihre schönen pariser Kleider ausgezogen hätte, so würde man verschiedene darunter für Chevaliers de la Marmote angesehen haben. Der Herr Marschall im Gegentheil hatte diesesmahl ein überaus frisches und muntres Ansehen, so gar, daß er auch viel jünger zu seyn schien. Sein Kleid war von blauen Sammet und der Orden des Heil. Geistes glänzte voll doppelt geschliffenen Diamanten auf seiner Brust. Mit einem Worte, er sahe recht wohl aus. Wem solten so viele glückliche Fortgänge grosser Anschläge nicht ein gutes Ansehen geben? Er grüßte jedermann mit einer sehr anständigen Freundlichkeit. Seine natürliche Manieren gaben ihn als einen Kriegsmann zu erkennen, und ein gewisser Blick von Huld und Güte gewann ihm die Gunst des Volks.

Diese Abschilderung scheinet ein wenig zu schmeicheln; allein, der französische Marschall ist mir diesesmahl so vorgekommen. Sie wissen, daß ich ein wenig stolz bin, eine andre Herrschaft über mir als die Wahrheit zu erkennen.

So sehr auch der Reichthum, die Zierde und der so niedlich ins Auge spielende französische Pracht bey diesem Einzug bewundert wurde, so schienen mir doch die zwölf leeren Karren, welche den Zug eröffneten, von keiner gar anständigen Erfindung zu seyn. Die kostba-

baren Decken von grünem Sammet, worauf mit erhabener Arbeit das belleislische Wappen mit dem Marschallsstab auf das herrlichste gestickt waren, hatten nach meinem Begriff nicht die geringste Beziehung auf schlechte zweyräderigte Wagen, welche nicht das mindeste Ansehen hatten, als ob darinnen grosse Schätze verborgen wären. Doch sollen sie voll Stroh gewesen seyn. Sie können leicht denken, daß man darüber mancherley Glossen werde gemacht haben. Mir fiel dabey die Stelle aus dem Propheten Esaia ein: Die Löwen werden Stroh essen, wie die Ochsen; und ich fürchte sehr daß uns unsre verschmitzte Nachbarn das leere Stroh lassen möchten, wenn sie die Früchte davon werden ausgedroschen haben. Zwölf Maulthiere hätten hier ohne Zweifel ein besseres Ansehen gehabt. Allein, man weiß daß dergleichen Einzüge nichts anders, als ein blosses Schauspiel sind, und daß die Maulthiere in Frankreich nicht so rar, als dergleichen Wägen in Teutschland sind; wenigstens hat ehedessen der Marschall von Gramond auch mit solchen Wägen hier seinen Einzug gehalten, wie solches der Kupferstich von dem französischen Einzug in dem damaligen Wahldiario zeiget.

Ich habe noch eine andere Beobachtung bey diesem Einzug gemacht, welche das Ceremoniel betrift. Es ist gebräuchlich, daß bey solchen Gelegenheiten die fremden Gesanden eine von ihren Kutschen zum Einzug schicken, um denselben

ben dadurch desto ansehnlicher zu machen. Dieses geschahe auch hier. Die Kutsche des päbstlichen Bottschafters, und des Grafen von Montijo seine folgten gleich hinter den Kutschen des einziehenden französischen Gesanden; Allein die Kutsche des dänischen Gesanden, Herrn von Bernsdorfs, kam zuletzt, hinter des Herrn von Blondels, französischer Minister an einigen teutschen Höfen, seiner. Kann auch etwas verkleinerlicher seyn für die Majestät eines der ältesten Thronen in der Welt? Wolte man gleich sagen, daß der Herr von Bernsdorf nicht als königl. dänischer, sondern nur als herzoglich-hollsteinischer Gesander auf dem Wahltag sey, so ist und bleibet er doch deswegen in eben dieser Eigenschaft auch zugleich ein königlicher Minister, der seinen Rang in Ansehung der ausländischen Gesanden durchaus zu behaupten hatte; dann der Herr von Blondel hat so wenig einen repräsentirenden Caracter, als er, und hätte also nach dem üblichen Wohlstand in der Welt dem Fremden hier nothwendig den Vortritt lassen müssen. Der schwedische Gesande, Herr von Haaren, ob er gleich nur den Titel eines Canzeleyraths führet, und die Krone Schweden mit der Krone Frankreich in dem genauesten Bündniß stehet, hat es doch nicht für gut befunden, zu diesem französischen Triumph seine sechs Pferde mit anschirren, und sie mit den hintersten Tropheen zur Schau bringen zu lassen.

Vorgestern Morgens sahe ich eine andere Ceremonie, die etwas andächtiges hatte. Die sämtliche franckfurter Burgerschafft, zusamt ihrem Magistrat und ihren Besatzungsvölckern leisteten den hier zur Kayserwahl versammleten Churfürsten und Gesanden den gewöhnlichen Beschirmungseyd, nach Maasgebung der goldnen Bulle. Dieses Spectackel verdiente gesehen zu werden. Man hatte unten am Eingang in das Rathhaus ein hierzu besonders verfertigtes Gerüst in Form einer Ballustrade aufgeschlagen und solches mit rothem Tuch behänget. Die Bürger, welche alle nach ihren Quartieren abgetheilet waren, erschienen in vierzehen besondere Hauffen eingetheilet, unter Anführung ihrer sogenannten Officiers und einem kleinen Fähnlein; worauf die Zahl ihres Quartiers bemercket war. Man sahe diese verschiedene Horden sich in einen Körper sehr dicht zusammen schlieſſen. Es war nicht für die lange Weile kalt. Viele, deren Reichthümer und Lebensart sie vorlängst zu dergleichen Aufwartung verzärtelt und untüchtig gemacht hatte, fühleten nicht so bald den Schnee an ihren Füssen, so schlichen sie von ihren Posten und begaben sich zu ihren guten Freunden in die Nachbarschafft; in Meynung sich daselbst so lange aufzuhalten, bis es den Herrn Gesanden gefallen würde, auf das Gerüste heraus zu treten und ihnen den Eyd abzunehmen. Alle und jede hiesige Bürger und Beysassen waren auf diesem Platz beysammen in Mänteln und ohne Waffen. Die Geschlechter

von

von den Häuffern Limburg und Frauenstein, sowohl als die Doctores und Licentiaten trugen rothe Mäntel; desgleichen auch die sogenannte Ein und Fünfziger und Neuner, welche dazu bestellet sind, das nöthige bey dem Magistrat im Namen der Bürgerschafft zu erinnern, und die Rechnungs-Sachen mit zu besorgen. Diese drey verschiedene Hauffen nahmen ihre Stellen mitten im Kreyß. Man las diesen Leuten von der Schaubühne etwas vor, darauf sie die Finger in die Höhe reckten, und schwuren was sie nicht verstunden. Dieser enge zusammen geschlossene Hauffen gieng darauf wieder auseinander, um der Besatzung Raum zu machen. Diese kam mit fliegenden Fahnen, wohl montirt aufgezogen und schwur wie die vorigen. Es waren ihrer bey zwölff hundert Mann, sämmtlich hübsche Leute und ansehnliche Befehlshaber. Der Magistrat mit den Staabsofficiern hatten bereits auf dem Rathhause ihren Schirm- oder Sicherungseid abgelegt.

So sehr auch der eingefallene Frost die Gesichter blau färbte, so waren doch alle Fenster auf dem gantzen Platz voll Zuschauer. Selbst die Frau Marschallin von Belleisle fande sich neben dem Rathhause auf dem Hause Limburg.

Ubermorgen wird der Churfürst von Cölln allhier seinen prächtigen Einzug halten: derselbe soll alle andere übertreffen. Se. churfürstliche Durchlaucht haben zu dem Ende eine so

grosse

grosse Staatskutsche von Paris kommen lassen, daß man deswegen genöthiget wird, ein Thor gröſſer zu machen und dessen Durchgang von unten her, wo es aufgegraben wird, zu erhöhen: Weil sonst dieses überaus stoltze Gebäude nicht durchfahren könnte.

Mittlerweile daß man hier auf nichts, als Pracht und Lustbarkeiten sinnet, entzündet sich die Wuth des Kriegs in den oesterreichischen und bayerischen Landen, noch immer hefftiger. Das Kriegsglück aber scheinet sich auf einmal zu verändern, die Oesterreicher gewinnen neue Kräffte: sie haben Crems, Stein und die Saltzwercke ihren Feinden wieder abgenommen. Die Hussaren bestreichen die bayerische Gräntzen und setzen darinnen alles unter Brandschatzung. So ungleich ist hier und dort das Schicksal der Menschen. Lintz ist eingeschlossen und wird sich allem Vermuthen nach in wenig Tagen ergeben müssen, weil darinnen die Lebensmitteln mangeln. Schlechte Vorsichtigkeit von Seiten der Herren Franzosen, welche darinnen in Besatzung liegen; diese bestehet aus sieben tausend Mann, worunter die vornehmsten französischen Befehlhaber sich befinden. Einen solchen Streich haben sie sich wohl von den Oesterreichern nicht vermuthet. Diese haben schon über dritthalb tausend Gefangene gemacht; sie drohen in das Hertz von Bayern einzudringen. Sie können sich leicht vorstellen, daß sie von Rache und Eiffer angefüllet, darinnen

nen

nen nicht die erbaulichsten Exempeln von Glimpf und Eingezogenheit geben werden. Der blosse Name der Panduren setzet schon die armen Einwohner allenthalben in Furcht und Schrecken: Alles flüchtet auf dem Land; alles sucht sich und seine Habseligkeit in die festen Plätze zu retten. Die Franzosen haben dabey noch einen andern Feind zu bekriegen, nemlich die Kälte, diese können sie gar nicht vertragen. Die Ungarn und Hussaren aber scheinen dadurch nur desto mehr Feuer zu gewinnen. Jene erkrancken und diese siegen. Die Wiener schöpfen von neuem Muth. Die Müntzen, welche daselbst eine Zeitlang ziemlich rar gewesen sind, lauffen wieder herum, alles bekommt dadurch neues Leben. Wir sehen also das Kriegsfeuer in rechte Flammen ausschlagen, da man gemeynet hat, es würde gedämpfet und der Friede hergestellet werden. Das Spiel, wenn man es anders ein Spiel nennen darf, ist also noch nicht gewonnen; sondern es beginnet allem Ansehen nach, erst recht wichtig zu werden. Ein allzuschnelles Glück hat selten Bestand; es erweckt Neider und das Unglück Mitleider. Der turiner Hof spielt nach seiner Gewohnheit heimlich mit darunter, dessen Aufführung scheinet noch ein Räthsel zu seyn. Unsere heutige Staatskunst hat ihre kleinen Maskeraden und die Sittenlehre der Grossen ist, sich nach den Zeiten und Umständen zu richten. Wie soll man sonst aus den verwirrten Händeln kommen, die sich zuweilen ereignen, in welche man öfters, wann

wann man auch noch so gern Friede hätte, mit eingezogen wird.

So gehet es dismal den Schweden und Holländern. Die letztere fürchten sich abscheulich vor dem Krieg, und helffen lieber mit ihren Ducaten; die erstern sind geneigt mit den Russen, zum besten des wiener Hofs sich zu vergleichen. Welche Veränderung! Ein wenig Gedult, so wird uns die Zeit in kurtzem noch vieles lehren. Wir sind noch nicht am Ausgang. Sie leben unterdessen wohl und sorgen für die Erhaltung ihrer Gesundheit. Ich bin stets mit meiner gewöhnlichen Aufrichtigkeit,

Mein Herr,

Franckfurt den 21. Januar. 1742.

Dero ergebenster und gehorsamster Diener.

P. S.

Wegen des böhmischen Wahlgesanden, des Freyherrn von Brandau, hat es hier besondere Bewegungen gesetzt. Es wäre zu weitläuftig, Ihnen den Inhalt aller derjenigen Schrifften mitzutheilen, die bey den dismaligen Umständen im Reich, vor und gegen die Königin von Ungarn in dieser Angelegenheit sind zum

Vorschein gekommen. Man hatte sich die Sachen schon allzugewiß eingebildet, daß die Königin von Ungarn würde die Gesetze des französischen Hofs erkennen, und sich unter dem Wohlgefallen ihrer Gegner schmiegen müssen. Allein sie war von dem Himmel und ihren Freunden noch nicht sogar verlassen; alles kam bey ihr auf den Nervum rerum gerendarum an; dann sie hat ein schrecklich streitbares Volk. Sobald kam also nicht diese Nervenessenz nach Wien, so regte sich alles; dergestalt, daß man die Sieger noch hurtiger aus Oberoesterreich vertrieben sahe, als sie angekommen waren.

Dem sey inzwischen wie ihm wolle, so wurde gleich bey der ersten Versammlung der churfürstlichen Gesanden beschlossen, den Herrn von Brandau, als churböhmischen Wahlgesanden, ohne alle weitere Betrachtung für die Königin von Ungarn, welche durch ihn ihr Wahlrecht behaupten wolte, aus der Stadt zu verweisen. Dieser hatte durch eine besondere List von dem gewöhnlichen böhmischen Quartier auf dem Hause Frauenstein Besitz genommen. Eine sehr artige Kaufmannsfrau hatte sich die Schlüsseln ausgebeten, um einem Fremden die Zimmer zu zeigen. Dieser Fremde war der Herr von Brandau. Er erklärte sich die Zimmer zu behalten und weigerte sich die Schlüsseln wieder heraus zu geben. Es war also eine Sache von grosser Bedeutung, daß ihm der Graf von Pappenheim und dessen unter ihm

stehen-

stehendes Reichsquartieramt das Consilium abeundi geben musten. Er begab sich ohne weitere Formalitäten nach Hanau. Viele meynen er hätte mehr Lermen bey diesem empfindlichen Vorfall machen sollen; allein man spottet nur der Drohungen, welche ohne Nachdruck sind. Es ist allezeit besser man weichet mit guter Manier, wenn im Verweigerungsfall man darzu kann gezwungen werden. Doch glaube ich nicht, daß man gegen seine Person würde Gewalt gebrauchet haben

Der oesterreichische Gesande, Herr von Wucherer, hat unterdessen gegen alle diese Vorgehungen feyerlich protestiret, seiner Königin ihre Rechte vorbehalten, die ganze Wahl aber im voraus für ungültig erkläret.

Der wiener Hof hat sich bey dieser Gelegenheit mit dem maynzischen völlig abgeworffen. Man hatte auf diesen Churfürsten Rom und Reich gebauet, und nun beschuldiget man ihn einer Undanckbarkeit und daß er nicht Stand hielte; allein, was will er thun? Er wird mit dem Strom fortgerissen : Er kann sich den Fluten nicht wiedersetzen. Das empfindlichste für die Königin ist dieses, daß man von ihr die Auslieferung der Reichsacten begehret, bevor noch ein neuer Kayser gewehlet ist. Wer aber solte sich unterstehen, das hohe Wahlcollegium, in dessen Namen solches die churmaynzische

Reichscanzley betreibet, einer Unrichtigkeit zu beschuldigen? Die Umstände in der Welt machen die Rechte, nicht die Rechte die Umstände.

Weil das Circular-Schreiben der Königin von Ungarn unter dem 3. Jan. 1742. um diese Zeit bekannt wurde und in sehr wichtigen, wiewohl kurtzen Ausdrücken bestehet, so wollen wir solches diesen obigen Nachrichten mit beyfügen, weil daraus die Gesinnungen des wiener Hofs, bey den merckwürdigsten Umständen in der Welt am deutlichsten abzunehmen sind, und dem gantzen Wahlgeschäffte dadurch die nöthige Erläuterung gegeben wird. Die Worte sind diese:

„ Ihrer Majestät öffentliche Feinde und
„ Wiedersacher hätten sich bisher zu Rich-
„ tern über ihre unschätzbarste Gerechtsamen
„ aufgeworffen. Und nun solte endlich auch,
„ welches die Nachwelt kaum glauben würde,
„ das wichtigste Reichsgeschäffte, nemlich die
„ Wahl dessen Oberhaupts, unter dem Schutz
„ der französischen Waffen, und nach der Vor-
„ schrifft des Hofs zu Versailles, vollbracht
„ werden. Ob damit die Wahlfreyheit beste-
„ hen könne? Solches bedürffe keines weitern
„ Anführens, indem die Sache von sich selbst
„ rede. Von Ihro der Königin Majestät,
„ hätte derselben nie der geringste Eingriff ge-
„ schehen sollen. Denn obgleich Sie sehn-

„ lichst-

" lichst gewünschet, daß Ihrem Gemahl die
" Kayserwürde zu Theil werden möge; wäre
" Sie doch ungemein weit entfernet gewesen,
" sich anderer, als Satzungsmäßiger Mittel
" hierunter zu bedienen. Die Wahl möchte
" ausfallen, wie sie nur immer wolle, wann
" sie nur wahrhaftig frey wäre, und nach der
" Vorschrifft der goldnen Bulle, folglich ohne
" Ihrer Majestät Ausschliessung, und vor-
" läufig versichertem innerlichem Reichsruhe-
" stand, zu Stand gebracht würde. Was
" aber diesem zuwieder geschehe, könne anders
" nicht, als nach dem klaren Ausspruch der
" goldnen Bulle, nemlich vor null und nich-
" tig angesehen werden. Die Liebe der Ge-
" rechtigkeit und Billigkeit, der Eifer
" vor das Vaterland, der Abscheu vor
" einem schädlichen und fremden Joch,
" die Ehre des teutschen Namens, eines
" jeden eigne Sicherheit und Gewissen,
" hätten solchemnach alle patriotische
" Reichsmitstände auf das kräftigste an-
" zutreiben, nicht nur einem so wieder-
" rechtlichen Verfahren nicht beyzupflich-
" ten; oder demselben mittel- und unmit-
" telbar Vorschub zu geben, sondern viel-
" mehr mit Ihro königlichen Majestät
" sich zu dessen Hintertreibung auf das ge-
" naueste zu vereinigen, wie Sie dann das
" vollkommene Vertrauen hätte, daß solchem
" Ihrem Ansinnen willfährig würde statt
" gegeben werden".

XIV. Brief.

Einzug des Churfürsten von Cölln, und darauf erfolgte Wahl des römischen Königs.

Hic vir est tibi, quem promitti sæpius audis
Augustus Cæsar. *Virgil.*

Mein Herr,

Gestern vor acht Tagen, als den 22sten Januar, war der offentliche Einzug Sr. churfürstlichen Durchlaucht von Cölln. Er war nicht allein viel zahlreicher, sondern auch noch prächtiger, als die vorigen. Die Liberey war Himmelblau und reich mit Silber und schwartzen Sammetborden besetzt. Die Edelknaben waren spanisch gekleidet, alles war an ihnen von Sammet, reich mit Silber gestickt.

Ich meyne nicht, daß man etwas schöners sehen kan. Der Zug kam durch das Gallenthor. Der Graf von Pappenheim, nebst der Stadtreuterey führten solchen wie gewöhnlich. Eine grosse Anzahl von Libereydienern in bundfärbigten Kleidern giengen voraus; viele starrten darunter von Gold und Silber. Darauf kamen fünfzig Handpferde und 27. Kutschen

schen, alle mit sechs Pferden bespannt, welche den churfürstlichen Ministern und vornehmsten Herrn des Hofs zustunden. Nach diesen fuhren sieben Kutschen des Churfürstens darinn Wahlgesanden sassen. Zwey darunter waren von Sammet und wichen nur denen beyden Leibkutschen des Churfürstens an Pracht und Schönheit. Zwölff churfürstliche Reitpferde erschienen darauf. Dieses waren die schönsten Thiere, die man sehen konnte, und doch wuste man nicht, ob man mehr ihren reichen Aufputz oder ihr stoltzes Gewächs bewundern solte. Vier und zwanzig churfürstliche Cammerherren mit acht Trompetern und einem Paucker, deren Kleider mit Silber bedeckt waren, verherrlichten diesen Pomp ungemein: eine prächtige Leibkutsche fuhr leer. Diejenige, worinnen der Churfürst saß, war von einer gantz besondern Erfindung. Die französische Geschicklichkeit hatte in demselben die Schönheit mit dem Reichthum auf das sinnreichste vereinbaret. Ich müste, um Ihnen davon eine kunstmäßige Beschreibung zu machen, viele Wörter gebrauchen, die Sie kaum verstehen würden. Ihr Gebäude ist eigentlich nicht grösser, als andere Kutschen auch, allein die geschnitzten Zierrathen die man oben auf der Decke angebracht hat, haben sie dermassen erhöhet, daß man, wie ich in meinem vorigen gemeldet, ein Thor in dieser Stadt hat tiefer graben und das Pflaster aufnehmen müssen. Sechzig Trabanten mit ihren Partisanen giengen neben diesem Wagen her

her und zwölff Edelknaben spanisch gekleidet/ ritten mit ihrem Hofmeister und zwölff Kammerdienern hinten her. Die Leibwache mit Paucken und Trompeten machten nebst sechs Maulthieren und sechs Packwägen den Schluß. Dieser Einzug dünket mich das non plus ultra in der Art dieser Ceremonien zu seyn.

Der Churfürst von Cölln ist ein mächtiger Fürst. Er hat insonderheit als Bischoff von Münster grosse Einkünffte. Er siehet wohl aus, und ist von einem sehr gleichen Caracter. Er redet nicht viel, urtheilet aber desto gründlicher; seine Manieren sind leutselig. Er hat einen feinen Geschmack und weiß alles wohl anzugeben; Er liebet den Pracht und die Lustbarkeiten; allein ohne Unordnung, ohne Ausschweiffung. Sein Hertz ist gut und großmüthig; wann er Fehler hat, so bedecken solche so vielerley Tugenden, daß man sie nicht wahrnimmt.

Ich komme auf den grossen Tag, welcher dem teutschen Reich einen Kayser gab. Es war der 24. dieses. Ich habe nicht nöthig, Ihnen die Ceremonien eines kayserlichen Wahltags zu beschreiben; alle Nachrichten und Zeitungsblätter sind voll davon. Ich begleitete unsre Gesanden ungefähr um 11. Uhr Vormittags mit einem langen Schweiff von allerhand Herren, die von Gold und Silber blenckten, bis an den Dom; unwissend ob ich mich etliche

Stun-

Stunden darinnen mit solte einschliessen lassen, oder ob ich bey einem guten Freund ein Caminfeuer suchen solte, mich gegen die Kälte zu trösten. Mein Schnupfen machte mich zu dem letzten entschliessen. Ich genosse bey einer schönen Gesellschafft zugleich den Vortheil, daß ich alles, was sich auf dem grossen Platz vor dem Rathhause zutrug, gemächlich mit ansehen konnte.

Nachmittags gegen 3. Uhr hörte man die Glocken läuten und die Canonen lösen: alles regte sich darauf und man war begierig dasjenige zu hören, was ein jeder wuste: nemlich, daß Carl Albrecht, Churfürst von Bayern, zum römischen König sey erwehlet worden. Es währete lang, bis einer zum Vorschein kam, der dessen Namen öffentlich mit einem frohen Vivat ausrief. Es schien als wolte der Pöbel, der auf dem grossen Platz stund, darzu genöthiget seyn. Die gut bayrisch Gesinnten winckten mit den Hüthen und schrien aus vollem Halse Vivat Carolus; allein das Volck machte nicht viel Bewegung. Man sahe wohl, daß es mit den Churfürsten nicht recht zu frieden war, daß sie nicht die Königin von Ungarn, die man hier vergöttert, zum Kayser erwehlet hatten.

Der gantze Abend darauf wurde mit lauter Freudenfesten zugebracht. Es waren überaus prächtige Beleuchtungen an dem Hof des Chur-

fürstens von Cölln im teutschen Hause, wie auch an den Quartieren des französischen und spanischen Botschaffters. Die Menge der Kutschen, welche bey dieser Gelegenheit auf und nieder fuhren, war dermassen groß, daß sie die ganze Maynbrücke von Franckfurt bis nach Sachsenhausen, wo das teutsche Hauß ist, dergestallt versperrte, daß man über eine ganze Stunde lang weder hinter noch vor sich kommen konnte. Die vornehmste Standespersonen waren genöthiget auszusteigen, und sich zu Fuß, bey den Kutschen her, an den churfürstlichen Hof, oder wo sie sonsten hin wolten, zu verfügen. Ich fande mich mit einem guten Freund und einer Dame in gleichen Umständen unweit dem teutschen Hause. Die Dame hatte zum Unglück nur Pantoffeln an: sie konnte sich in denselben dem weichen Erdreich in Sachsenhausen nicht anvertrauen. Wir musten also über anderthalb Stunden lang zwischen Pferden und Rädern halten, und uns inzwischen mit den guten Einfällen und Flüchen der Kutscher und Lakeyen eine Unterhaltung machen. Wenn damals ein Feuer in Sachsenhausen ausgegangen wäre, so hätte man alles müssen zusammen brennen lassen, so sehr waren oben und unten die Hauptstrassen gesperret.

Endlich bekamen wir wieder ein wenig Lufft; die Kutschen bewegten sich. Ein jeder suchte sich am ersten aus der Verwirrung zu retten; und da war die Gefahr am grösten, weil man

sich

sich einander auf den Leib und in die Räder fuhr, wo nicht gar über einen Hauffen warf. Ein gutes Abendessen ersetzte darauf den Schreken der nächtlichen Spazierfahrt mit vielem Vergnügen.

Wir begaben uns von da auf den grossen Ball, den der Churfürst auf dem Rathhauß in dem grossen Saal gab. Man sahe daselbst fast alles was sich von grossen und vornehmen Leuten hier befindet. Alles glänzete von Gold, Silber und Diamanten; die verwittibte Fürstin von Siegen, war gleichsam hier die Königin vom Ball; sie ist schön, munter und von einem unvergleichlichen Gewächß. Ihre Geschichte verdienen eine besondere Beschreibung. Im übrigen, so zeigte die Natur auch hier ihre Eigensinnigkeiten, sie richtet sich öfters am wenigsten nach Rang und Titeln; sie hatte etliche Gesichter so schlecht gezeichnet, daß sie dabey wenig den Wohlstand der Geburt und Hoheit in acht genommen. Es fanden sich daselbst auch welche Herren, die sich sehr viel auf die Verdienste ihrer Füsse zu gut thaten; weil sie ihren Kopf sonst wenig zu gebrauchen schienen. Kurz ich sahe mit einem gewissen Trost, daß die Grossen genug Fehler hatten, um die Demuth zu lernen, und daß im Gegentheil die Kleinen allezeit gewisse Vortheile besitzen, womit sie vergnügt seyn können, wenn sie sich solche zu Nutz zu machen wissen.

Es ist nicht anders, mein Herr, der französische

zösische Gesande ist die Nacht über vor dem Wahltag würcklich auf dem Landhauß des Grafens von Montijo gewesen. Dasjenige, was Gelegenheit gegeben hat, das Gegentheil zu glauben, war dieses, daß er denselbigen Abend noch die Visite von dem päbstlichen Bottschafter empfangen hatte; Allein, beyde verfügten sich darauf mit einander nach Aleava; so nennet der spanische Gesande seinen Hof vor der Stadt. Noch verschiedene andere fremde Gesanden leisteten ihm daselbst Gesellschaft; doch schlief der päbstliche Bottschafter nicht auf dem spanischen Hof, sondern in einem andern Gartenhauß, welches der Fürst von Taxis in derselbigen Gegend gemiethet hat. Die übrige Herren und Edelleute von diesen fremden Gesandschaften blieben in der Stadt. Sie begaben sich meistentheils unter den Schutz des Churfürsten von Cölln und wohnten auf solche Weise dem Wahltag mit bey. Man wolte zwar dem Marschall von Belleisle eine Auszeichnung verstatten, und ihm vergönnen in der Stadt zu bleiben; Allein, die Folgen davon, daß auch die übrigen fremden Gesanden ein gleiches Recht verlangen dürften, verursachten, daß man es bey der goldnen Bulle und by dem alten Herkommen bewenden ließ, welches keinem Fremden gestattet, am Wahltag in der Stadt zu bleiben.

Was urtheilen Sie, mein Herr, von der schnellen Abreise des spanischen Gesanden und daß

daß er weder das veranstaltete Feuerwerk bey dieser Gelegenheit loßbrennen ließ, noch die Freudenfeste gab, womit er vorhatte die glückliche Wahl des bayerischen Churfürsten zu verherrlichen? Dieses giebt zu allerhand Gesprächen und Muthmassungen Anlaß. Inzwischen bleibet doch alles, sowohl auf seinem Hof, als in seinem Quartier in der Stadt, wie es ist. Auch lässet er noch beständig fort an seinem grossen Feuerwerk arbeiten, worauf er viele Kosten verwendet. Einige wollen, er werde längstens in drey Wochen sich wieder hier einfinden. Man bedauret die Abwesenheit dieses Herrn sehr, weil er durch seine Gegenwart der hohen Wahlversammlung einen besondern Glantz würde gegeben haben. Alles ist bey diesem Minister schnell, unerwartet, heimlich und mit einer gewissen Art begleitet, die eine Verwunderung nach sich ziehet. Morgen wird der öffentliche Einzug des neu erwählten römischen Königs seyn. Der Zufluß der Fremden ist ungemein. Die Einwohner verliehren sich bald unter so vielen unbekannten Gesichtern.

Ich werde die Ehre haben, mit der nächsten Post Ihnen von allem, was sich ferner hier zutragen wird, ausführliche Nachricht zu geben. Ich bin,

Mein Herr,

Franckfurt, den 7. Febr. 1742.

Dero gehorsamster und ergebenster Diener.

XV. Brief.

XV. Brief.

Beschreibung der vielen Fremden und ihres Prachts: Einzug des römischen Königs und andere Dinge.

- - Proclivior usus
In pejora datur, suadetque licentia luxum,
Illecebreisque effræna favet tunc vivere caste.

Claud.

Mein Herr,

Bald siehet man hier ganz Paris, London und Wien zusammen in einem Bezirck; ein solches Gewühl ist auf einmahl in dieser Stadt. Man solte fast glauben, sie hätte seit acht Tagen ihre Einwohner verändert, und die grosse Herren hätten an statt der ehrlichen Bürgersleute, die sonst darinnen das Pflaster traten, die Strassen für ihre Kutschen und Pferde gemiethet. Man zehlet hier über fünfhundert fürstliche und gräfliche Personen, und über achtzehentausend Libereybedienten: Die Ordensbänder sind nie so gemein gewesen. Freyherren und Edelleute aber kann man nicht zehlen: Sie sind von allerhand Gattungen und Figuren: herum irrende Ritter, abendtheuerliche Excellenzen, gnädige Herren

von

von Lansquenet und Bassette, vornehme Bettler, arme Prahler und Petitsmaitres von verschiedenen Nationen. Alles glänzet, alles schimmert hier untereinander. Die ganze Kunst bestehet darinnen, daß man etwas aus sich machen, und im Fall der Noth auch verwegen seyn kann. Man siehet hier Edelleute, welche bey der letzten Kayserwahl sind jung worden, und deren Eltern sich nichts weniger haben träumen lassen, als daß ihnen ihre Kinder noch so viel Ehre machen würden.

Sis quod esse velis.

Unter der Menge kann man seyn was man will; nur muß man den Kopf ein wenig steiff tragen und seinen Adel mit einem Gold oder Silber verbrähmten Kleid beweisen.

Nähere Untersuchungen wären zu weitläuftig; da hätte man viel zu thun, wenn man sich mit der Leute ihren Stammregistern aufhalten wolte. Man würde nur seine Unwissenheit in den teutschen Reichsgeschichten verrathen, wenn man sich solte verlauten lassen, daß einem dieses oder jenes Geschlecht unbekannt wäre. Der französischen Marquisen, der spanischen Don, der englischen Lords und der italienischen Signori Abbati nicht zu gedenken. Sind die Menschen nicht Thoren, daß sie ihre Glückseeligkeit in solchen Windmachereyen und Maskeraden suchen? Hier hätte der ehrliche Persius mit Recht ausruffen können:

O cu-

O curas hominum! o quantum eſt in rebus inane!

Ich habe in meinem Leben keine ſolche Verwirrung und keinen ſolchen Lermen geſehen. Alles lauft untereinander und wiedereinander. Es iſt Tag und Nacht keine Ruhe, weder für die Pferde, noch für die Menſchen. Man ſiehet nichts als Schauſpiele, Bankete und Comoedianten; dieſe letztere ſiehet man allenthalben; dann die wenigſten ſind dasjenige, was ſie vorſtellen. Wenn Democritus hier zugegen wäre, ſo würde ſeine Lunge nicht aus dem Lachen kommen (*).

Wenn man alles Gold und Silber ausbrennen und zuſammdn ſchmelzen ſolte, welches hier auf den Kleidern gehefftet iſt, ſo könnten damit auf einmahl die Schulden von manchem groſſen Herrn getilget werden. Welcher Reichthum! Welche Verſchwendung! Wie ſinnreich ſind nicht die Menſchen ihren Hochmuth zu zeigen? Das menſchliche Geſchlecht ſcheinet gleichſam mit einem ſtarken Fieber befallen zu ſeyn: Die hefftigſten Paroxiſimi arbeiten darauf, die Natur zu reinigen und alles was ihr ſchädlich iſt, auszuſtoſſen. Der Krieg von der einen, und die Schwelgerey von der andern Seite;

Die-

(*) Perpetuo riſu pulmonem agitare ſolebat Democritus, *Juvenal, Sat. X.*

Dieses sind fürwahr solche schaurigte Symtomata, die viel unreines austreiben. Die Mäßigkeit wird hoffentlich die glückliche Würckung des Mangels seyn, und diesen dürfte unfehlbar der jetzige Ueberfluß nach sich ziehen. Nach der gröſten Unordnung wird sich die Ordnung von sich selbst wieder einstellen; und mancher wird den Seneca lesen, wann er erstlich mit dem Spieler des Herrn Regnard sich von den Beschwerlichkeiten der Reichthümer wird befreyet haben.

Dieses wäre ein Ort für einen alten Grillenfänger wie Heraclitus war. Dieser milzsüchtige Weise hätte Gelegenheit sich hier die Galle zu schleimen. Ich muß den Eingang in diesen grossen Schauplatz der Welt ziemlich theuer bezahlen. Sie verdenken es mir also nicht, wenn ich mich zu dem Democrito geselle, und mit ihm die Thorheiten, die ich sehe, belache.

Ich verlasse die ehrwürdige Philosophie und komme wieder auf die Geschichte. Ich will Ihnen keine weitläuftige Beschreibung von dem Pomp und der Herrlichkeit des kayserlichen Einzugs machen. Es war hier alles zusammen vereiniget, was sowohl der beyden Churfürsten, als der Gesanden Pracht besonders zeigte. Ich sende Ihnen von dieser grossen Solennität beygehende gedruckte Nachricht. Der römische König ist ein Herr von grossen Eigenschaften, welche des kayserlichen Thrones würdig sind.

Ich hoffe er werde die Ruhe in Teutschland wieder herstellen, und durch sein erhabnes Beyspiel unseren Grossen lehren, wie sie sollen gerecht, gütig und die Väter ihres Volkes seyn.

Ich hatte Gelegenheit von dem Caracter unsers neuen Kaysers, durch folgende Begebenheit zu urtheilen: Als er aus der Kirche kam, wo er bey seinem Einzug abgetretten war, und die Wahlcapitulation beschworen hatte, warf sich ein kleiner Knabe zu seinen Füssen, und überreichte ihm einen blumen Strauß mit einer Bittschrift, worinnen die arme Mutter um den höchsten Schutz Sr. Majestät flehete; und dieses wegen eines langwierigen Processes über ein Landgut, welches darüber sowohl als die Erben in Verfall gerathen war (*).

(*) Dieser Proceß dauert bereits über fünfzig Jahre, und verdienet deswegen hier eine kleine Anmerckung. Das Gut lieget eine halbe Stunde von Frankfurt, nächst dem Flecken Bornheim, und ist so räumlich und schön gebauet, daß sich ein Fürst nicht schämen dürfte, darauf zu wohnen. Einige Capitalisten von Frankfurt haben darauf Geld geschossen. Das schöne Gut kam zur Rechtsklage, und also unter die Hand der lieben Justitz; Der Proceß kostete Geld; man sequestrirt die Güter, um die Advocatē damit zu bezahlen. Diese thaten ihr bestes, eine so einträgliche Rechts-Sache mit aller Geschicklichkeit zu verwirren. Hauß und Güter und Erben geriethen darüber ins Verderben; Die Creditores bekamen auch nichts. Die Herren Rechtsgelehrten theilten allein unter sich den jähr-

Der Monarch empfieng das Ueberreichte mit einem sehr leutseeligen und gütigen Wesen. Er eröffnete das Papier, gab es darauf dem Kind wieder zurück und sagte ihm, es solte sich weiter bey ihm melden. Er ließ ihm darauf ein Geschencke reichen, und da Se. Majestät wahrnahmen, daß das Volk sich sehr um dasselbe herum drang, bezeigten sie deswegen eine großmüthige Sorgfalt und befahlen dero Leuten auf das Kind wohl acht zu haben. Man lernet öfters die Grossen aus den kleinsten Vorfällen erkennen. Diese Leutseligkeit gab mir einen guten Eindruck vor unserm neuen Kayser. Ich beobachtete, daß ihm solche natürlich war. Wie wenig kostet es einen Fürsten sich lieben zu machen!

Der Kayser hat etwas grosses und erhabenes. Seine Bildung kommt mit seiner Hoheit überein. Man entdecket darinnen die Züge grosser Bestimmungen; Er ist ernstlich und freundlich, männlich und angenehm. Seine Geberden sind majestätisch. Dieses Majestätische aber ist natürlich und ungezwungen. Er hat starke Lineamenten, eine Adlersnase, grosse Augen, einen weiten Mund und solche Lefzen,

jährlichen Betrag, und dieses de Jure. Solte man nicht die Glückseeligkeiten unsrer Zeiten bewundern, da die Rechtsgelahrtheit bey uns Teutschen zu solcher Vollkommenheit gestiegen ist.

wie sie einem Erben aus dem Hause Oesterreich geziemen. Alles dieses formirt zusammen ein recht kayserliches Gesicht. Diejenige, welche sich auf die Physionomie verstehen, könnenaus diesen Zügen seine Gemüths-Eigenschaften entwerffen, und werden sich darinnen nicht betrügen. Sie haben nichts zweydeutiges, nichts geheimes, nichts bösses. Die Aufrichtigkeit, die Großmuth und die Tapferkeit leuchtet ihm aus den Augen. Die Gleichgesinntheit, die Sanftmuth, die Gerechtigkeit machen seinen Caracter vollkommen: Viel Feuer und Lebhaftigkeit scheinet er nicht zu haben; dargegen ist er auch sicher vor den Ausfällen und Abwechslungen, denen dergleichen Gemüther unterworffen sind. Er liebet die Music, die Jagd, die Gesellschaft und alles was schön ist. Der Bau seines Leibes, ob er gleich nur 45. Jahr alt ist, scheinet schon ein wenig gebrochen zu seyn, ohnerachtet er sonst alle natürliche Merkmale eines starken und gesunden Temperaments zeiget. Die leidige Gicht hat ihm schon hart zugesetzt; Er siehet sich deswegen öfters genöthiget, für alle Leckerbissen in der Welt, und statt der köstlichsten Weine, mit der Milch von einer schwarzen Kuhe sich zu begnügen. Die Aerzte künsteln stark an seinem Cörper, zuweilen aber entziehet er sich ihrer strengen Botmäßigkeit, und lebet wie andre Menschen. Wenn der neue Mode nach ein gemeiner Mann wäre, so würde er nach seinem Temperament sehr alt werden. Allein, wie ist solches bey so vielen Köchen und

bey

bey so vielen Aerzten möglich? Zumahlen wenn wir dieses zum Grunde setzen, daß grosse Herren dem Schein nach, mehr Bequemlichkeit; in der That aber unendlich mehr Unruhe, Zwang und Ungemächlichkeit leiden, als ein wohlhabender Burgersmann, der nicht stets in Furchten leben muß, bald seine Hoheit, bald seinen Gerechtsamen, bald seinem Volk etwas zu vergeben, und dabey immer über tausend Augen auf sich gerichtet siehet, die alle seine Minen und Geberden ausforschen. Welchen Zwang kostet es nicht hier beständig groß zu scheinen! O fürwahr die Kronen sind so leicht nicht zu tragen, als man meynet.

Was die Teutschen an ihm auszusetzen haben, ist, daß er gar zu gut französisch ist; Allein dieses ist eine Neigung die aus der Erkentlichkeit ihren Ursprung ziehet. Die ganze Welt weiß, was Frankreich für ihn thut.

Der Tag des kayserlichen Einzugs in diese Stadt war einer der merkwürdigsten und schönsten, die man sehen konnte. Alles feyerte denselben nach seiner Art. Man sahe allenthalben nichts als Reichthum und Pracht und Freudenfeste. Die Anzahl der anwesenden grossen Herren und des eindringenden Volks machte die kayserliche Zimmer so enge, daß man sich kaum darinnen regen konnte. Vor dem Hauß wurde ebenmäßig der Platz für die viele Kutschen so enge, daß sie nicht konnten auseinander kom-

men, und viele vornehme Herren sich musten gefallen lassen, ihren Weg zu Fuß zu nehmen. Abends war alles an den beyden churfürstlichen Höfen, wie auch an den Häussern der Gesandten, wie nicht weniger der ganze taxische Pallast, erleuchtet. Bey dieser Gelegenheit hatte sich besonders der churpfälzische Gesande ausgezeichnet. Man sahe hier alles, was die Kunst sinnreiches und artiges erfinden kann. Es war keine blosse Augenlust; Der Verstand hatte gleichen Antheil an diesem glänzenden Spectakel. Die Sinnbilder waren nachdenklich und wohlausgedacht. Die Beleuchtung in dem churhannöverischen Quartier, war ebenfalls sehr kostbar und schön, sie bestunde aus lauter gläsernen Lampen.

Den Tag darauf begab ich mich an den kayserlichen Hof. Ich war erfreut, daß sich unser neuer Monarch wohl auf befand. Er sahe frisch und vergnügt aus: Er bezeigte sich überaus gütig gegen jedermann. Eine Menge des grossen und kleinen Adels erfüllete die Vorzimmer; man mußte sich allenthalben durchdrängen. Ich wolte den Kayser speisen sehen, allein ich bekam von allen Seiten so viele Stösse, die ich mit vielen Grossen theilte, daß ich die freye Luft suchte, und Leute speisen sahe, wo ich mit essen konnte.

Abends gegen Mitternacht, verfügte ich mich mit einer Gesellschaft von Herren und Damen nach der sogenannten Redutte, welche jetzo

sehr zahlreich ist. Was man auch that, um mich zu bereden, wie andre, eine Maske von einem Thier auf die Nase zu setzen, so galt hier doch keine Vorstellung; Ich zeigte mich oben mit meinem natürlichen Gesicht in einer sogenannten Loge. Ich sahe von hier eine schwermende Gesellschaft von allerhand närrischen Figuren, welche schienen, daselbst sich versammlet zu haben, um mir zum Gelächter zu dienen: sie hüpften, sie tanzten, sie spielten, sie gaukelten, und geberdeten sich so albern und so unsinnig, als ob die gröste Ehre des Menschen darinnen bestünde, närrisch zu seyn, oder einem Teufel zu gleichen.

Ich fand hier einen verdorbenen Geschmack in den Lustbarkeiten selbst. Der Larvenball ist eine Erfindung bey grossen Versammlungen sich einzufinden, um verkleidet, entweder gar nicht, oder nur von einigen guten Freunden erkannt zu werden. Man hatte die Freude, sich einander unvermuthet zu überfallen: man machte dabey seine artige Manieren, seinen guten Wuchs und andre dergleichen Vorzüge gelten. Man befliß sich, einer sinnreichen Erfindung und einer wohlausgedachten Galanterie. Man sahe Verkleidungen von allerhand Menschen und Völkern. Die Mythologie selbst wurde mit darzu gebraucht und gab Gelegenheit zu lustigen Einfällen und allerhand Spielen. Heut zu Tag ist alles platt, gemein, albern und niedrig. Wir suchen die Gemächlichkeit so gar

auch in unsern Ergötzlichkeiten. Man gönnet dem Verstand daran keinen Antheil mehr. Dieses benimmt der Lust die süsse Empfindung, welche auf das Gemüth würket und das Leben davon ist.

Das Vergnügen der groben Sinnen gehet nicht weit. Anstatt etwas zu lieben, das gefällt, weil es schön ist, so lieben wir das Heßliche, weil es leicht ist. Der Kopf von einem Thier, so abscheulich er auch ist, dienet uns zur Larve, und eine Art von einem Schlafrok, den man Domino nennet, hält man für geziemend, öffentlich zu erscheinen. Heißt dieses eine Erfindung? Ist dieses schön? Geben wir nicht vielmehr damit zu erkennen, daß unsere Belustigungen ein wenig von viehischer Art sind, und daß wir uns derselben ohne viele Ceremonien ergeben?

Doch ich halte sie allzu lang mit solchen Anmerkungen auf; da ich doch weiß, daß sie keinerley Arten von Maskeraden leiden können. Ich bin deswegen auch bey allen Verstellungen der heutigen Welt, ganz natürlich

Mein Herr,

Frankfurt, den 5. Febr. 1742.

Dero gehorsamster und ergebenster Diener.

XVI. Brief.

XVI. Brief.

Von den Vortheilen der Stadt Frankfurt in Ansehung der vielen Freunden und ihres grossen Aufwands.

Fictilibus coenare pudet, gemmasque requiris
Oh! nescis demens quanta pericla manent.

Homerus.

Mein Herr,

Wie verdrießlich ist es nicht, zu einer Zeit unpäßlich zu seyn, da es allenthalben so viel zu sehen gibt! Mein Schnupfen, den ich nicht gebührend habe abwarten können, beginnet sehr unhöflich zu werden, und mich im Haußarrest zu halten. Ich habe nichts als mein bisgen Philosophie, um mich zu trösten; Allein auch diese ist sehr unbescheiden, sie giebt sich das Ansehen eines pedantischen Lehrmeisters und verweiset mir mit strenger Ernsthaftigkeit meine kleinen Eitelkeiten. Ich muß bekennen, daß mir ihre Sittenlehre diesesmahl ein wenig zur Unzeit sich auszulassen scheinet.

Einige gute Freunde kommen unterdessen mich zu besuchen, und erzehlen mir was sich neues zuträgt. Zum guten Glück, so ist diese Woche

keine Feyerlichkeit vorgegangen. Man hat das Carneval mit der gewöhnlichen Andacht gefeyert: Um solche aber desto empfindlicher zu machen, hat man die drey letztere Tage die Lustbarkeiten und Ausschweiffungen auf das höchste getrieben. Man glaubte, es ließ sich darauf in der Fastenzeit desto besser Buse thun. Der Maskeradenball dauert noch; wiewohl nur des Nachts, des Tages über pflegt man die Kirchen zu besuchen und GOtt zu dienen. Ist der Mensch nicht ein närrisches Thier? Er macht einen Vergleich mit dem Himmel dabey er sich gewisse Freyheiten aushält, er bezeigt ihm dafür eine öffentliche Verehrung die ihm weiter nichts als einige Ceremonien kostet. Auf solche Weise behält die Religion ihr Recht und die Natur verlieret dabey nichts von ihrer Lust.

Solten Sie, mein Herr, nicht auch meynen, daß die Stadt Frankfurt grosse Vortheile von den hier befindlichen Fremden ziehen, und daß das Geld hier regnen müste. Denn es ist nicht zu läugnen, daß viele grosse Herren hier einen ausserordentlichen Aufwand machen. Es ist dieses selbst meine Meynung gewesen. Allein der Herr von . . . der mich dieser Tagen zu besuchen kam, will das Gegentheil behaupten.

Ich stellte mir diese Stadt als den Tempel des Glückes vor, wo diese blinde Göttin ihre

Schätze

Schätze und Gaben mit vollen Händen austheilet. Der Kauffmann verkaufft seine Waaren, der Gasthalter nimmt immer Geld ein, und der Handwercksmann verdienet was er will. Man kann alles benutzen und zu Gelde machen, Häusser, Mobilien, Güter und Kutschenpferde, Fenster, Quacksalbereyen und Naschereyen von allerhand Arten; alles bringt Geld ein, alles läſſet sich benutzen. Die Münze zirkuliret. Der Aufwand wird immer gröſſer, die Zölle ziehen davon das ihrige und die Einnahmen der Stadt vermehren sich augenscheinlich. So urtheilte ich, und ich meynte in der That ich hätte recht; allein mein edler Republicaner, der Herr von ... machte mich die Sachen von der andern Seite ansehen. Unsere Stadt, sprach er, hat von den gegenwärtigen Umständen lange nicht den Vortheil, den man sich einbildet; sie hat im Gegentheil sehr schwere und grosse Ausgaben, denen die Einkünfft nicht die Wage halten.

Alles was von Seiten der Churfürsten und Abgesanden in diese Stadt kommt, zahlet nichts. Unter dieser Decke werden unzehliche Dinge in die Stadt geschleppt, ohne daß das Zollamt davon einen Pfenning ziehet. Die Bedienten der Höfe spielen hier tausenderley Praticken, und überführen alles was sie wissen, das hier ins Geld zu setzen ist. Dadurch entgehet nicht allein der Stadt die Gebühr, sondern auch die Bürger, die sich mit dergleichen Waaren ver-

sehen

sehen haben, leiden dadurch gewissen Schaden. Ich will Ihnen nur ein einziges Exempel hiervon geben, welches ihnen die gantze Sache deutlich erklären wird. Man hat niemals so viele fremde Weine hier gehabt, und solche so wohlfeil verkaufft. Die ganze Stadt ist damit angefüllet. Ich weiß nicht wie viel Schiffe mit französischen, spanischen und italiänischen Weinen auf Rechnung der Höfe und Gesandschaften hier angekommen sind; so viel weiß ich, daß wenn man sich bey ihnen auch alle Tage auf gut alt teutsch besauffen, und damit ein ganzes Jahr anhalten würde, doch noch ein Vorrath für ein dutzend Krönungen übrig bleiben dürffte. Eben dieses geschiehet in Ansehung der Rhein- und Franckenweine. Diese kommen nicht Fuderweiß, sondern mit ganzen Ladungen zu dreyßig bis vierzig Stücken hier in die Stadt herein und zahlen weder Zoll noch Weinsteuer. Die hiesige Bürger, welche in Hoffnung eines guten Gewinnstes ihre Keller mit dergleichen Weinen reichlich versehen und theils das Geld darzu geborgt haben, kommen also bey diesem niemals erhörten Gesandschafftsrecht nicht wenig zu kurtz. Eben so gehet es auch mit andern Waaren, die alle unter dem Namen der Höfe und Gesandschafften geraden Wegs in die Stadt geschleppt werden, den Burgern die Nahrung benehmen und der Stadt nichts davon abgeben.

Was die Häusser betrifft, welche die Eigenthümer

thümer zum Theil zu sehr hohen Zinsen bey dieser Gelegenheit an die Fremden vermiethen, solches ist allerdings ein Vortheil; er betrifft aber nur gar wenige Einwohner. Die meisten sind von dem Quartieramt angewiesen worden, und zahlen nur eine kleine nichtswürdige Summe nach der gemeinen Taxe; und weil dadurch das andere Geschlecht am meisten leidet, indem ihnen ihre Pruncksstuben und zierlich geriebene Vorplätze starck besudelt werden, so pflegen die Fremde solches insgemein durch ein leichtes Geschenck von Silberwerck ein wenig zu besänftigen. Dieses macht zusammen kein Capital, dessen Umlauff man in der Stadt spüren könnte.

Die Kaufleute klagen bey diesen Umständen am meisten. Wir sind, sprechen sie, sehr geschäfftig. Wir lassen allerhand Waaren kommen, wir füllen damit unsere Gewölber aus; wir verkauffen, wir borgen aus, allein wenn man meynet das Geld zu empfangen, so bezahlt man uns mit höflichen Worten und ist nur gar zu demüthig, uns um Credit anzusprechen. Das Geld ist nie bey uns so rar gewesen. Franckreich ziehet das grosse Loos. Paris und Lion senden uns ihre reiche Stoffen, ihre Gallonen, ihre Seidenwaaren, wir gewinnen daran nichts, und die Mode ruinirt uns noch gar: sie verändert sich schon in Paris, ehe wir hier unsre Ballen noch auspacken. Sie werden mit der Post an die grosse Herren selbst geschickt, und was man uns übermacht hat, das bleibet auf unsre Rechnung liegen.

Ich

Ich will nicht gut dafür seyn, unterbrach hier der Herr von . . . seine Erzehlung, daß die Herren Kaufleute nicht nach ihrer gewöhnlichen Sprache, ihren Vortheil ein wenig gar zu klein machen. Man weiß, daß einige dabey wohl zu recht kommen. Dieser Seegen aber ist nicht allgemein. Viele stecken in Schulden und Ungedult, weil sie gar zu gähling haben wollen reich werden, und sich mit Waaren überladen, die ihnen zur Last bleiben und gleichwohl bezahlet werden sollen.

Die Glückseligkeit der Bürger, fuhr mein vernünfftiger Patriot fort, macht eines Staats seine aus. Der gegenwärtige Zustand unserer Stadt ist so, daß unsre Spaarbüchsen bald dürfften geleeret werden, wenn wir so zu leben fortfahren. Alles ist hier theuer: Unsre Haushaltungen kosten uns noch zweymal so viel als sonst. Wir lernen von den Fremden eine edle Lebensart. Wir affen ihnen ihre großmüthige Sitten, ihre höfische Manieren und ihre vornehme Windmachereyen nach. Wir haben Lakayen, Kutschen und Pferde, prächtige Zimmer, Gesellschafften, Spiele, Täntze, Concerten, Familienfeste, Titeln, Gnaden, Rangsucht, und ich weiß nicht, welche Narrheiten mehr die man den Höfen kaum zu gut hält, in den Republicken aber von gar schlimmen Folgen sind.

Wie nun alles schon in unserer Stadt nach grossen Herren riechet und schmecket, so muß man hiebey am ersten die Artigkeit und gute Lebensart unserer Bürgerinnen bewundern. Diese wissen sich unvergleichlich in diese Hofmanieren zu schicken. Sie gehen in die Comödien und auf die Redutten; sie geben Visiten, sie halten Gesellschafft: die Fremden werden darinnen wohl empfangen. Es heißt, der Herr Graf von hier, der Herr Baron von dort, der Petitmarquis, der Chevalier so und so, sind bey uns gewesen! o was sind dieses für artige und galante Herren! Man spielte bis nach Mitternacht. Das macht uns viele Ehre, wir lernen leben; es kann nicht fehlen, Franckfurt wird noch ein sehr artiger Ort werden.

Das ist noch nicht alles, fuhr der Herr von . . . fort, unsere Haushaltungen gehen darüber zu unterst und oberst. Das Gesind thut was es will, alles sucht sich die Gelegenheit zu Nutzen zu machen; alles buhlet und frißt und säufft unter einander; alle Zucht, alle Ordnung, alle Sparsamkeit hat der Hencker geholt. Wer wird so albern seyn und sich um solche Kleinigkeiten bekümmern. Nur der Mann, der arme Mann allein, verbeiset seinen Verdruß, zwinget aus Höflichkeit sich zum lachen, und wünschet die Fremden heimlich zum T = = Alles drohet seinem Hause die Schande und das Verderben. Was soll er thun? Soll er sich aus Verdruß die Krause zerreissen oder gar

ums Leben bringen? Das wäre nicht wohl gethan. Der Wein erfreuet des Menschen Herz, dieser tröstet ihn in seiner Schwermuth; desto besser; so hat jedes im Hauß seine ungestörte Freude. Das Gesind kommt dabey selten zu kurtz; es stielt ehrlich, wo man ihm nichts giebt, dann es hegt dabey die christliche Absicht, den Geitz seiner Herrschafft zu bestraffen. Die Liebe und Unzucht verbindet insgemein die Kutscher, Diener und Mägde unter einander. Gegen solche Banden ist nichts auszurichten. Man verdirbt und weiß nicht wie.

Wie ruhig, schloß hier der ehrliche Franckfurter, lebten wir nicht in unserer Stadt, als wir noch nicht so vornehme Leute waren, und uns nicht beflissen die Pracht und die Narrheiten der Höfe nachzuahmen. Doch dieses ist unser eigner Fehler. Wäre dieses nicht, so wolt ich glauben, daß die Wahl und Krönung unserer Stadt eben keinen Schaden brächte.

Ich konnte, als ein Fremder, nicht alle Anmerckungen des Herrn von · · · wiederlegen. Es war darinnen viel gründliches und auch viel schertzhafftes. Ich machte deswegen in Ansehung des letztern eine grosse Ausnahme. Ich kenne hier in der That so viele rechtschaffene Häusser und so viele Leute von besondern und ausnehmenden Verdiensten, daß man sowohl ihre Lebensart, als ihre gantze Aufführung auch den Fremden selbst zu einem Exempel vorstellen könnte.

könnte, wenn man anders so geneigt wäre das Gute als das Böse nachzuahmen.

Eben jetzo vernehme ich, daß die Krönung des römischen Königs zum Kayser auf zukünftigen Montag unfehlbar vor sich gehen werde. Man hat würcklich den Ochsen an den Spieß gesteckt; also ist die Sache gewiß, und läßet sich de bove ad coronationem das Argument sicher machen. Die Ursache, welche bisher Anlas zum zweifflen gegeben, ist, weil der neue Kayser seit einigen Tagen sich unpäßlich befunden hat. Er leidet grausam an der Gicht. So viele Freudensbewegungen die man sich seinetwegen macht, werden ihm hoffentlich ein wenig die Schmertzen lindern. Die Natur beobachtet diesesmal in vielen Dingen einen schlechten Wohlstand.

Das Kriegsglück ist dem Kayser nur seit dem er zum Kayser erwehlet worden, zuwieder. Mittlerweile daß inzwischen die Bayern sich hier frölich bezeigen, machen die Feinde ihre Landsleute weinen; doch das Schicksal der Menschen ist nicht anders; was den einen groß und vergnügt macht, kost insgemein den andern Gut und Thränen. Ich kann deswegen mit unserm Herrn Wolff unmöglich glauben, daß dieses die beste Welt sey. Doch ich gerathe hier wieder in die Philosophie und fast gar in die liebe Metaphysic. Die Post verreiset zum guten Glück

und ich muß schliesen. Ich habe also keine Zeit mehr als Ihnen adieu zu sagen. Ich bin

Mein Herr,

Franckfurt den 6. Februar. 1742.

Dero ergebenster und gehorsamster Diener.

XVII. Brief.

Von der Krönung des Kayſers.

- - Cui Jupiter aurea magnus
Accepta dedit, jussitque suis dare jura tuendis.
Lohan. sec. Hom.

Mein Herr,

Endlich erschien der grosse Tag (*) an welchem unser neuer Kayser gecrönet wurde; und an welchem man alles sahe, was die Einbildung sich herrliches und majestätisches vorstellen kann. Ich überlasse es den Zeitungs-

(*) Den 12. Febr. 1742.

tungsblättern und Wahldiarien Ihnen die eigentliche Ceremonien und Vorgänge davon zu beſchreiben. Alle dieſe Dinge ſind zu weitläuftig für einen Brief. Sie werden ſich mit meinen kleinen Anmerckungen begnügen.

Am Sonntag, welcher dem Crönungstag voraus gieng, war ſchon alles in Bewegung, um die Anſtalten darzu theils in der Kirche, theils auf dem Rathhauſe zu machen. Ich war noch nicht gäntzlich von meinem Catharr befreyet, dem ungeachtet ließ ich mich von einem Freund bereden, mit ihm herum zu fahren, und das Gewühl aller Orten mit anzuſehen. Ich kannte kaum den Platz mehr vor dem Rathhauſe, ſo ſehr waren alle Häuſſer von unten auf mit Schaugerüſten nach einer amphitheatriſchen Form bis an die erſten Fenſter bebauet. Nie iſt der menſchliche Witz ſinnreicher geweſen, Geſichter an Geſichter zu fügen, und einer Anzahl von ungefähr hundert tauſend Menſchen ein Schauſpiel gemein zu machen. Ich konnte mir dabey die Amphitheatra des Alten Roms vorſtellen. Auf der einen Seite dieſes Platzes war eine groſſe Küche von Holtz und Brettern aufgerichtet, in welcher ein ganzer Ochſe, der mit allerhand Federvieh, Spanferkeln und dergleichen geſpickt war, an einem hölzernen Spieß gebraten wurde; man muſte den Eingang in dieſes Spectackel, ſich mit Geld erkauffen und noch überdas ſich dergeſtalt durchdrängen, daß einem bey nahe die Kleider zerriſſen

wurden. Ich fande in dieser altgothischen Galanterie nichts artiges. Wir sahen aber, als wir in den Dom kamen desto schönere Sachen. Man zeigte uns hier den unvergleichlichen Priesterschmuck, dessen sich die beyde Churfürsten und übrige Prälaten bey der Krönung des Kaysers bedienen würden. Hier stritte recht die Kunst und die Erfindung mit der Kostbarkeit um den Vorzug. Dieser geistlichen Pracht kam keine weltliche bey. Die Damen vergafften sich an den Spitzen und Stickereyen, welche die Verständigsten unter ihnen für unschätzbar hielten. Man glaubte, daß die Frau von Beleisle selbst ihren feinen Geschmack dazu mitgetheilet hätte. Der Thron des Kayfers, die beyde Stühle der Churfürsten, die Sitze der Gesanden, die Tapeten, womit die Kirche behänget wurde: Alles war gläntzend, reich und prächtig. Wir wolten uns auch auf das Rathhauß verfügen, allein das Gedränge war zu groß; es war unmöglich durchzukommen.

Den andern Morgen kam ich dahin unter dem Gefolg unserer Gesanden. Ich sahe alles fertig und in Ordnung. Die zwey Trincktische des Kayfers waren nach dem Vorzug des Oberhaupts im Reich, die kostbarsten; der eine war von gegossenen Gold, der andere aber bestund aus allerhand Vasen und raren Geschirren, an welchen der innerliche Werth, ob sie gleich von Edelgesteinen gläntzten, noch durch die Kunst der Arbeit übertroffen wurde. Die Trincktische

ſche der beyden Churfürſten waren ebenmäßig ſehr reich und ins Auge ſchimernd. Der Churtrieriſche war in der Mitte gegen über der kayſerlichen Tafel; er war klein, übertraf aber die andern in der ſinnreichen und artigen Einrichtung. Der Churſächſiſche wurde für den ſchönſten und einförmigſten gehalten, denn alle Stücke paſſeten auf einander und waren von gleicher Arbeit ſämtlich ſtarck verguldet und auf eine ſo zierliche Art eingerichtet, daß es recht die Augen beluſtigte. In dem Churpfältziſchen beobachtete man ſehr koſtbare Stücke, ſowohl alte als neue, eine prächtige Einfaſſung und Himmeldecke gaben dem ganzen Werck dasjenige galante Anſehen, welches dieſer Geſandſchafft eigen iſt. Der Churhannöveriſche war auch ſehr reich, doch kam er den andern nicht bey. Sie werden dencken, ich hätte den Churbrandenburgiſchen vergeſſen, weil ich davon nicht an ſeinem Ort Meldung gethan: er war unter allen das ſchlechteſte. Der Name Friedrich verherrlichte ſolchen allein. Welche Ehre iſt dieſes nicht für einen Monarchen, auch in ſolchen Sachen ſeine Gröſſe zu zeigen? Es muß einer eben ein ſo würdiger Fürſt ſeyn, als der König in Preuſſen, wann er ſich über dergleichen äuſſerliche Dinge mit einer anſtändigen Großmuth hinaus ſetzen will. Hundert tauſend ausgeſuchte ſtreitbare Männer und die erhabene Weisheit, womit er ſein Volk regieret, haben ihm die Verehrung der ganzen Welt zuwegen gebracht, ohne daß er nöthig hat dieſel-

he durch solche Dinge an den Tag zu legen, die nichts zu der wahren Hoheit thun.

Um 11. Uhr verfügte ich mich unter dem Gefolg der Gesanden in das kayserliche Quartier, und von da gieng ich unter dem ganzen Schwarm von Herren und Edelleuten, welche das neue Oberhaupt begleiteten, nach der Dom-Kirche. Die meisten Plätze waren daselbst schon eingenommen; Ich nahm meinen Posten auf dem ersten der mir zu Theil wurde. Ich muste mich zwischen zweyen Leuten durchdrängen, die halb in der Lufft und halb auf einer Banck schwebten, diese krachte von der Last der Menschen, die sie trug. Ich fande mich also in dieser Stellung nicht zum besten, und muste über dem alle Augenblicke befahren, einer andern Reihe von Edelleuten, die eben so gefährlich stunden als ich, auf den Leib zu fallen, und die kayserliche Krönung durch ein schreckliches Poldern anzufangen. Ich wolte mich einer solchen Gefahr nicht länger aussetzen, sondern drang mich durch den Hauffen der Menschen bis zu dem Kayserthron muthig hindurch; der höfliche Befehlshaber der sächsischen Schweitzer schaffte mir Raum, daß ich in den Kreys kam, und alle Krönungsceremonien mit ansehen konnte.

Welcher Pomp! Welche Majestät! Der Kayser erschien mit den Grossen seines Hofs, den Reichserzamtsverwesern, den Ge-

Geſanden; ingleichem dieſe beyde Churfürſten, denen eine Menge Biſchöffe und Prälaten in ihren Kirchenornat mit ihren Infuln und Biſchoffsmützen auf dem Haupte, vorher giengen. Die kayſerliche Capelle erthönte zugleich unter dem Schall der Trompeten und Paucken mit einer prächtigen Muſik, worauf das hohe Amt ſeinen Anfang nahm.

Der Kayſer beſtieg den für ihn verfertigten Betſtuhl: derſelbe war drey Schuhe erhöhet, oben darüber war eine Himmelsdecke, vor ihm ſtund ein Tiſch und hinter ihm ein Lehnſeſſel: alles von rothem Sammet. Nachdem er hier kniend ſeine Andacht verrichtet hatte, wurde ihm der Orden des goldnen Vlieſes und ſein churfürſtlicher Mantel abgenommen; Er begab ſich darauf vor den Altar, wo er den gewöhnlichen Eyd ablegte, die Kirche, das Reich, wie auch die Wittwen, die Wayſen und die Armen zu beſchützen: Hierauf empfing er die Salbung und verfügte ſich in das Conclave, um den kayſerlichen Ornat anzulegen. Die Herren Deputirten von Nürnberg, als die Bewahrer dieſer koſtbaren Alterthümer, verrichteten hier ihr Amt auf den Knien. Der Kayſer, als er in dieſem altfränkiſchen aber doch majeſtätiſchen Aufputz aus dem Conclave kam, kniete vor dem Altar nieder, wo ſein Bruder, der Churfürſt von Cölln, das Gebet über den neuen Geſalbten that und über ihn den Segen ſprach.

Ich muß bekennen, daß mich dieser Umstand besonders bewegte, denn er hatte in der That etwas rührendes und andächtiges. Ich wurde dabey überzeugt, daß die Ceremonien, wenn sie mit einem heiligen Wohlstand begleitet werden, mit einer unvergleichlichen Macht durch die Sinnen dringen, und die Gemüther der Menschen bewegen; allein, wann sie eine gute Würckung haben sollen, so muß man dabey der Religion ihr heiliges Wesen lassen, und solches mit nichts albernen und kindischen verwirren.

Ich komme auf die übrigen Ceremonien: der Kayser empfieng nach dem Seegen das Schwerd Carls des Grossen, welches der churfürstliche trierische Gesande ihm überreichte; Er empfing auf gleiche Weise den Ring, den kayserlichen Scepter und den Reichsapfel. Ich würde sehr weitläuftig seyn müssen, ihnen alle diese Dinge und ihre Bedeutung auszulegen. Man hat davon unter dem Titul de Insignibus Imperii besondere Beschreibungen, an welche ich Sie hiemit verweise. Alle Gebeter, Ermahnungen und Einsegnungen, welche bey diesen Ceremonien geschahen, waren nachdencklich, erbaulich und rührend. Sie werden sie von Wort zu Wort in den Krönungsdiarien aufgezeichnet finden.

Ein jeder Gesande hatte ein Papier, oder Pro Memoria in Händen, worauf die Krönungshand-

handlungen von Punct zu Punct beſchrieben waren, damit keiner, wann die Reihe einer Verrichtung an ihm war, etwas dabey vergeſſen möchte.

Der Marſchall von Belleisle ſaß ganz allein auf einem der forderſten Stühlen, welche für die Abgeſanden beſtimmet waren, die nichts bey der Krönung zu verrichten hatten. Er ſpielte mit dem göldnen Knopf auf ſeinem Stock, den er beſtändig im Mund herum drehete und ſchien bey der gröſten Begebenheit, welche Frankreich ſo lange gewünſchet hatte, neue Anſchläge auf die künftige Zeiten zu machen. Er ſahe, ſo lang ich ihn Anfangs betrachten konnte, ſich gar nicht um, ſondern war wie ein Mann, der in tiefen Gedanken ſaß, und an allem was vorgieng, nicht den geringſten Antheil nahm.

Endlich brachte man die ſchwere Kayſerkrone herbey, welche die beyde Churfürſten und der churtrieriſche Abgeſande, alle drey zugleich dem Kayſer auf das Haupt ſetzten. Der Churfürſt von Maynz überließ hiebey dem Churfürſten von Cölln, als dem würdigen Bruder unſeres durchlauchtigſten Kayſers die Einſegnung, welche Verrichtung ihm ſonſt von Rechtswegen zukommt. Man kann nichts in der Welt ſehen, ſo die Hoheit eines Monarchen rührender ins Auge ſetzet.

Der Verehrungswürdigste unter allen Greisen, der Churfürst von Maynz zog alle seine Kräfte zusammen, um, unerachtet seines hohen Alters, auf das genaueste seine Verrichtungen, bey dieser grösten Ceremonie in der Welt persönlich zu versehen, doch muste man ihn meistens dabey unterstützen. Man bildet die Weisheit nicht ohne Ursache unter der Gestalt eines ehrwürdigen grauen Hauptes ab; Gewiß die Jugend und das mittlere Alter haben davon die Züge nicht. Die Jahre allein geben Erfahrung und diese allein macht Weise.

Die letzte Ceremonie, die mit zur Krönung gehöret, war, daß der Kayser etliche dreyßig Edelleute zu Rittern schlug. Dieses geschahe auf einem hoch erhabenen Thron, mit dem Schwerd des Kayserś Carls des Grossen, welches der sächsische Gesande überreichte. Diese Edelleute knieten vor dem Kayser nieder, der ihnen mit demselben die beyde Schultern berührte, und also wurden sie Ritter. Dieses war das erste Majestätsrecht, welches der neugekrönte Kayser, der Gewohnheit nach, ausübte.

Als alle diese Ceremonien in der Kirche zu Ende waren, gieng der Kayser zu Fuß auf einer von Brettern gemachten Brücke, welche mit schwarz, blau, gelb und weissem Tuch bedeckt war, bis nach dem Rathhause. Hier hätten sie das neue Oberhaupt des teutschen

Reichs

Reichs in der Kleidung der alten Kayſer mit der Krone des groſſen Kayſers Carls auf dem Haupt, ſehen ſollen. Dieſe Krone ſoll wenigſtens 14. Pfunde wiegen; alſo daß man es in der That eine Laſt nennen kann, die Kayſerkrone zu tragen: rechnet man darzu noch den Mantel, das Kleid, die Fußſohlen und den ganzen heiligen Ornat, der nach der alten Mode mit Gold und Perlen beſetzt iſt, ſo macht dieſes alles ein rechtes Geſchleppe aus, welches den Gang des Kayſers nicht wenig beſchwert; zumahl, da derſelbe ohnedem ſich nicht wohlauf befand, und unter währenden dieſen Herrlichkeiten mit einer ſtarken Colick geplaget wurde. O wie ſehr betrügt man ſich, wenn man einer Krone die höchſte menſchliche Glückſeligkeit zuſchreibet.

In dieſem Aufzug kam der Kayſer unter ſtetem Zuruffen auf das Rathhauß. Die Leibwachen, die Soldaten, die Bürger, alles hatte Mühe, der eindringenden Macht des Pöbels Wiederſtand zu thun. Es galt demſelben um das Tuch, womit die Brücke beleget war, welches gleich hinter dem Kayſer beutgierigſt weggeſchnitten wurde.

Nachdem der Kayſer ſich in einem beſondern Zimmer ein wenig ausgeruhet hatte, zeigte er ſich an einem Fenſter in dem groſſen Saal, um die Verrichtungen der Erzämter mit anzuſehen. Er begrüßte die Frau von Belleisle, wel-

welche neben in dem Hause von Limpurg im Fenster lag, und winkte ihr so huldreich mit der Hand, als ob er ihr gleichsam damit ihren Antheil an dem allgemeinen Frohlocken anweisen wolte. Sobald das Volk Sr. Majestät gewahr wurde, erfüllte solches die Luft mit einem durchdringenden Vivat Carolus! Der Pöbel, der den Platz vor dem Rathhause bedeckte, machte ein rasendes Freudengeschrey. Man sahe nichts als Hüte in der Luft herum fliegen: Alles war in einer tobenden Bewegung, und ich muß sagen, daß mir fast anfieng darüber bange zu werden.

Der Graf von Pappenheim machte als Reichsmarschall den ersten Auftritt. Er setzte sich zu Pferd, und rennte damit nach einem Hauffen Haber, den man auf dem Platz zu dem Ende aufgeschüttet hatte. Sein Pferd war hitzig und lebhaft. Das Futter schien ihm für einmahl zu starck; es stutzte; doch setzte es muthig in den Hauffen, und schwamm gleichsam durch. Der Graf zeigte bey dieser Gelegenheit, daß er ein guter Reuter war. Er füllte in möglichster Geschwindigkeit sein Maas; bestrich solches mit dem Stab, welchen ihm der Reichsquartiermeister reichte, und gab das Maas seinem Stallmeister. Der Haber wurde darauf dem Volk preiß gegeben. Einige faßten ihn in Säcke, worinnen andre Löcher schnitten; also daß sie wenig davon brachten;

andre

andre warffen ſich damit, die ganze Kurzweil war wild.

Der Freyherr von Schwerin, als churbrandenburgiſcher Geſande, verrichtetē hierauf das Amt des Erzkämmerers des H. R. Reichs, an der Stelle des Fürſtens von Hohenzollern, welcher abweſend war: Dieſer alte preußiſche Oberſtallmeiſter ſetzte ſich zu Pferd und ſchöpfte Waſſer aus dem ſpringenden Brunnen, der mitten auf dem Platz ſtehet. Seine Excellenz hatte dabey ein Handbecken mit einer Gießkanne in der Hand, und ein weiſſes Handtuch auf dem Arm herunter hängen. So andächtig und erhaben mir die Ceremonien, die ich in der Kirche geſehen hatte, vorkamen, ſo lächerlich ſchienen mir im Gegentheil dieſe poßirliche Aufzüge; zum wenigſten ſolte man alte ernſthafte Männer von hohem Stand und den vornehmſten Würden, nicht darzu gebrauchen, dem Volk ein ſolches öffentliches Schauſpiel zu geben; Die heilige Antiquität wolle mir meine freye Gedanken hierbey zu gut halten. Ich fande hier nichts hohes, nichts groſſes.

Solte man ſagen, daß über die Verwaltung dieſer Spielwerke noch groſſe Strittigkeiten vorfielen, worüber ſogar unſere Rechtsgelehrten ſich die Köpfe zerbrechen müſten? Alſo ſetzte es faſt unter dem Herren Reichsgrafen noch groſſe Bewegungen, weil ſie durchaus darauf drungen, daß es nothwendig einer aus ih-

ihren Mitteln seyn müste, der dem churbrandenburgischen Gesanden zum Mitgehülffen der zu verrichtenden Ceremonien dienen solte. Zum Unglück hatte der Churbrandenburgische das Jus publicum nicht studiret, sondern diese Ehre einem Freyherrn von Buseck, der ein Verwander des Fürsten von Fulda war, zu seinem Beystand erwehlet; da nun die goldene Bulle diese Sache wie andre dergleichen wichtige Fragen nicht entschieden, so hatte es auch dabey sein Verbleiben.

Der Freyherr von Wachtendonck, als churpfälzischer Gesande, kam nach diesem Auftritt zum Vorschein, und verrichtete das Erztruchsessenamt. Se. Excellenz setzte sich zu Pferd, nahete sich der Küche, worinnen der Ochs gebraten wurde, ließ sich davon ein Stück abschneiden, und trug solches in einer silbernen Schüssel mit einem Deckel auf die kayserliche Tafel. Auch diese Ceremonie verursachte einen Rechtsstreit, zwischen dem Grafen von Zeil Wurzach, als Erbtruchsessen des H. R. Reichs und zwischen dem Freyherrn von Wachtendonck. Der Herr von Ullner verrichtete deswegen das Erztruchsessenamt in der Kirche und bey dem Zug von dem kayserlichen Pallast nach der Kirche.

Der gebratene Ochse wurde darauf mit samt dem ganzen Gebäude dem Volk preiß gegeben. Bilden sie sich einmal dieses Schauspiel ein, wann

wann ſie können. Man hat rings umher die Küche mit einer ſtarken Wache beſetzt; Allein dieſe wurden bald durch die heldemüthige Angriffe der Metzgerpurſche von ihrem Poſten vertrieben. Nie hat man mit mehr Muth eine Feſtung beſtürmen ſehen. Das Volk drang darauf mit einer gleichen Bewegung loß. Allein die Metzger thaten ihren Angriff mit ſolcher Tapferkeit, daß ſie die Soldaten weichen machten, die beyde Thüren auffſprengten, und den Ochſen mit ſamt dem Spiß davon trugen. Gewiſſe ordentliche Leute, welche ſich nicht auf groſſe Thaten verſtehen, wollen, daß dieſe zum Metzeln und Blutvergieſſen geſchickte Leute, dieſes ihnen ſowohl gelungenen Streichs halben ſolten geſtraffet werden; Sie behaupten der Ochs hätte zu einer regelmäßigen Beute preiß gelaſſen, und nicht von einem Handwerk allein weggeputzt werden ſollen. Ich finde weder in meiner Rechtsgelehrtheit noch in dem durchleuchtigen Buch der goldnen Bulle keinen einzigen Cononem, dieſen Vorgang Geſetzmäßig zu entſcheiden; Ich bin alſo ſehr geneigt, meinen Spruch für die Verdienſte der Metzger zu thun.

Bey Abbrechung der Küche, da immer einer dem andern die Bretter auf die Köpfe und auf die Naſen ſtieß, wurden viele Leute elendig verwundet, und übel zugerichtet, ſonſt wäre dieſe Kurzweil ziemlich luſtig anzuſehen geweſen.

Der

Der Graf von Stollberg verrichtete darauf das Erzamt des Reichsschatzmeisters in Abwesenheit des Grafen von Sinzendorf. Er wurde darzu von Churbraunschweig ernennet, weil dieses Churhauß vorläuffig mit dem Erzreichsschatzmeisteramt versehen ist. Dieser Herr hatte schon in der Kirche diesen Morgen seine Last gehabt, indem er die kayserliche Hauskrone als Reichsschatzmeister, auf einem sammetnen Küssen trug, welches einem Herrn, der nicht gewohnt ist, die Hände immerfort, wie die Gevatterleute, wenn sie ein Kind heben, empor zu halten, etwas rechts zu schaffen gab. Er muste bey diesem Auftritt noch mehr leiden. Man hatte ihn mit drey tausend Gulden Schaustücken, davon der dritte Theil in Gold war, beladen: Diese solte er unter das Volk auswerffen. Hier sahe man recht in dem eigentlichen Sinn, daß das Geld die Triebfeder von den grösten Bewegungen ist. Diejenigen die darüber auf diesem Platz entstunden, sind nicht wohl zu beschreiben. Es geschiehet gar selten in der Welt, daß man dieses kostbare Metall wegschmeisset. Das Drängen und Pressen um den freygebigen Ausspender dieser Gaben, war also ungemein; man sahe um ihn herum nichts als Hände und Gesichter. Je mehr die Münzen durch die Luft flogen, desto mehr regte sich der dicht zusammen gepreßte Hauffe: Der Graf von Stollberg war zu Pferd, sonst hätten ihn die Menschen erdrückt: Er konnte weder hinter sich noch vor sich. Dieses

ſes verdroß die auf dem Platz haltende Reuterey der Bürgerſchafft. Einige ſprengten unter das Volk, um dem Grafen Luft zu machen; andere aber wurden durch den Glanz der Schauſtücke, die vor ihren Augen erbeutet wurden, dermaſſen geblendet, daß ſie ihm ſelbſt auf den Leib ritten, und ihre Hüte aufhielten. Solches ließ zwar nicht gar ſchön; Allein man muß hier dem Eifer das kayſerl. Bildnis zu bekommen, etwas zu gut halten, und nicht alles gleich zum argen deuten, was aus Unbedachtſamkeit und ohne böſe Abſicht geſchiehet.

Der Graf von Stollberg hatte ſeine beyde Beuteln noch kaum geleeret, ſo war ihm der eine davon ſchon weggeputzt worden. Er bat, man möchte ihn nur wieder zurück laſſen, und ihm nicht gar die Beine vom Leibe reiſſen. Allein, ſo lang man noch glaubte daß er Geld bey ſich hätte, muſte er in der Klemme bleiben. Endlich halffen ihm noch einige kayſerliche Hatſchierer aus der Noth, alſo, daß er mit ſeinen geraden Gliedern noch glücklich davon kam; doch waren ihm ſeine mit goldenen Zwickeln geſtickte Strümpfe übel zugerichtet, auch ſoll ihm über dieſer Kurzweil ein koſtbarer Diamant aus ſeinem Ring ſeyn verlohren gegangen.

Nachdem ich mit einigen guten Freunden eine kurze, aber gute Mahlzeit eingenommen hatte, verfügten wir uns auf das Rathhauß, um den Kayſer und die beyde Churfürſten ſpeiſen

zu sehen. Ob wir gleich unter der glücklichen Anführung einiger Damen waren, so wurden wir doch das erstemahl, da wir meynten die grosse Treppe hinauf zu steigen, auf eine sehr gemächliche Art herunter gestossen. Diejenigen so nahe an der eisernen Gitterthür waren, sollten auf einmahl zurück weichen; diese fielen also wieder uns, und so viel Stärke wir uns auch gaben, unser Frauenzimmer zu halten, so fühlten wir doch, daß wir untereinander sanft abwärts wichen, und auf einen zusammen gepreßten Hauffen von Mannsleuten fielen, die ohne sich zu trennen mit gleicher Gewalt sich hinunter welzten, ohne daß durch diesen Stoß, der ein paar hundert Menschen auf gleiche Weise bewegte, jemanden das geringste Leid wiederfuhr; unsre Damen waren darüber nur ein wenig aus ihren Falten gekommen. Alles dieses geschahe auf eine gebietende Stimme, die oben herunter rief: Platz! Platz! Ein dutzend kayserl. Edelknaben, welche Fackeln trugen, zeigten uns daß es keine Unhöflichkeit war, daß man uns zurück weichen hiesse. Die Kayserin kam in Begleitung des kayserlichen Prinzen, derer beyden Prinzeßinnen von Sulzbach und einer grossen Menge von Herren und Damen herabgestiegen.

Gleich darauf erschien auch die Frau von Belleisle mit einem grossen Gefolg, und wir kamen in den Saal. Hier sahe man abermahls die Majestät des teutschen Reichs in ihrem durch-

durchlauchtigſten Oberhaupt mit einem allenthalben hervorleuchtenden Glanz, ſo daß man die Einbildung der menſchlichen Hoheit nicht wohl weiter treiben kan. Groſſe und kleine, Liberеydiener, Leibwache, Edelleute, Fürſten, Ordensbänder, ſchöne und heßliche Geſichter, alles war gemengt untereinander. Nur die Majeſtät des Kayſers und die Hoheit der beyden Churfürſten galten hier allein. Unſer Monarch ſchien mir dem ungeachtet bey aller dieſer Herrlichkeit mehr ermüdet, als vergnügt zu ſeyn. Man beobachtete an ihm einen gewiſſen Zwang, welcher zeigte, daß er etwas litte. Er verließ endlich gegen 7. Uhr Abends dieſes Gepränge und fuhr nach ſeinem Pallaſt.

Sonſt hatte er alle Urſachen von der Welt mit dieſem Tag zufrieden zu ſeyn; denn ich wüſte nicht, wie man einem Kayſer mehr gute Wünſche zuruffen, und öffentlich mehr Freude über deſſen Gelangung zum Thron bezeigen ſolte.

Ich will ſie dieſesmahl mit denen Abendbeleuchtungen nicht aufhalten, welche den Schluß dieſes groſſen und denkwürdigen Tages machten. Doch muß ich Ihnen ſagen, daß ſich darunter die Franzöſiſche, welche den ganzen Roßmark mit den zierlichſten Arcaden umſtellet hatte, beſonders ausgezeichnet hatte. Man kann ſagen, daß ſie nicht allein die ſinnreichſte, ſondern auch die ſchönſte war. Dieſe Feyerlichkeiten werden gleich den andern in Kupfer ge-

stochen. Ich werde Ihnen also davon die Abdrucke schicken, sobald sie fertig sind. Die Sinnen werden endlich von den vielen anhaltenden Schauspielen ermüdet; und wenn nicht ein wenig närrisches Zeug hin und wieder mit unterliefe, das einem lachen machte, so würde man endlich gar verdrüßlich werden, indem man immer schwermen und sich belusti gen soll. Jch bin

Mein Herr,

Frankfurt, den 15.
Febr. 1742.

Dero gehorsamster und
ergebenster Diener.

P. S.

Da ich meinen Brief zumachen will, kommt man mir zu sagen, daß ein loser Vogel aus derfranzösischen Beleuchtung, unerachtet der starken Wache, eine gemachte Figur von einem knienden Weibsbild ausgeschnitten habe, welches, nach der übereinstimmigen Meynung des Volks, die Königin von Ungarn vorgestellet hätte; Allein so viel ich mich von den Sinnbildern erinnern kann, welche da angebracht waren, so stellte dieses Bild nichts anders als den Genium der Stadt Prag vor, welcher auf den Knien die Schlüsseln dieses Königreichs der Victoria, überreichet,

wel-

welche unter einem Weibsbild mit einer Lorbeerkrone vorgeſtellet wurde, und ſich auf einen Felſen ſtützte, der das bayeriſche Wappen aufwieß, mit der Umſchrift: In Victore ſalus. Ohne Zweifel wird ein gut öſterreichiſcher Partheygänger damit ein gutes Trinkgeld zu Wien zu erhaſchen vermeynen.

Noch iſt unter denen Sinnbildern dieſes merkwürdig, daß die Sonne, worunter Frankreich vorgeſtellet wird, ihre Stralen über das römiſche Reich glänzen läſſet, mit der nachdenklichen Uberſchrift: Feliciora annuntiat. Ich überlaſſe dieſen ſinnreichen Gedanken ihren vernünftigen Auslegungen. Ich ſetze aber darunter: Poſt nubila Phœbus. Noch ſiehet man nichts als düſtre Wolken ſich aufziehen, wenn aber der liebe Phoebus kommen und ſolche mit ſeinen heitern Strahlen zertheilen wird, dieſes ſtehet zu erwarten.

XVIII. Brief.

Untersuchung ob die genaue Freundschaft mit den Franzosen dem Reich vortheilhaft sey?

Si penes se summa Imperii consiliique sit, propediem effecturum, ut sciant homines bono Imperatori haud magni fortunam momenti esse.

T. Livius Decad. III. L. 2. n. 14.

Mein Herr,

Das schreckliche Gewühl in dieser Stadt verlieret sich auf einmahl, und die Fremden, nachdem sie der kayserlichen Krönung mit beygewohnet haben, verreisen mit Hauffen. Man weiß noch nicht, wann die Kayserin wird gekrönet werden. Verschiedene Grossen, die hier auf verschiedene Art im Zwang und in Unruhe leben, halten es ihrem Cammerwesen nicht zuträglich, länger hier zu bleiben. Einige haben sogar hier Geld gesucht. Dieses war ein kleines Mißverständnis; man meynte solches von ihnen zu bekommen. So groß auch hier der Aufwand ist, so klaget man doch über nichts mehr als über den Geldmangel. Ich kann mich bald in den Hochmuth der Menschen

nicht mehr schicken. Stolz seyn, vornehm seyn, mit Rang und Titeln, mit Kutschen und Pferden, mit prächtigen Livereyen und Gold und Silber prahlen, und doch kein Geld haben: Wie gehet dieses zu? Wir sind mit der Religion nicht sonderlich bekannt, und doch wollen wir dem Himmel zumuthen, uns zu gefallen, Wunderwerke zu thun, und unsre Eitelkeiten zu unterstützen.

Die betrübte Nachrichten, die man seit einigen Wochen aus Oberösterreich und Bayern erhält, verursachen hier allerhand Urtheile und Rathschläge: Man schiebet die Schuld des zurückgängigen Kriegesglückes allein auf die Franzosen. Man sagt, sie seyen allzu sicher gewesen, und hätten sich nicht eingebildet, daß die österreichische Völker sie im kalten Winter heimsuchen würden; sie hätten sich deswegen in gar keine Verfassung gesetzt, dergleichen unangemeldete Besuche dem Wohlstand und der Nothdurft nach zu empfangen. Sie hätten sich vielmehr auf ganz andre Galanterien gefaßt gemacht, und sich gute und gemächliche Winterquartiere versprochen. Allein, alle diese Urtheile sind überfliegend und in die Luft. Ein vernünftiger Mensch urtheilet nicht nach dem bloßen Schein: er schweiget, wo er die geheime Triebfedern nicht weiß, welche einer Maschine die Bewegung geben.

Man hat nicht Ursache, den Franzosen zu

mißtrauen, mittlerweile man sie so eifrig siehet ihren Verbindungen nachzuleben, so hoch ihnen auch solches zu stehen kommt. Finden sie ihren Nutzen mit dabey, so muß man solches ihrer Klugheit beymessen. Brauchen sie Künste, so sind dieselbe nach der Staatsklugheit erlaubet; in so weit nemlich solche mit dem Betrug keine Gemeinschaft haben. Ein guter Spieler verbirgt sein Spiel, indem er des andern seines, der mit ihm spielet, beurtheilet, er giebt zu rechter Zeit nach, erhascht einen Matador und gewinnet öfters Codille; Man lobet, man bewundert diese Geschicklichkeit; niemand der zusiehet, sagt deswegen er habe falsch gespielt.

Lasset uns den Caracter der Franzosen aus ihren Geschichten beleuchten: Es giebt unter ihnen ehrliche und recht ehrliche Leute; der Gegensatz aber findet sich auch bey ihnen; Sie sind fein, listig, schmeichelhaft und so lang unterthänig, bis sie Herren werden, hernach muß man thun, was sie wollen. Sie sind zwar von Natur gar nicht zur Grausamkeit geneigt. Allein sie sind frech, verwegen, und treiben die Sachen auf das äusserste, wo sie die Macht in Händen haben. Carl der IX. ließ in einer Nacht alle Hugenotten umbringen. Nie hat man einen grausamern Anschlag gegen das menschliche Geschlecht gemacht; dieser Carl war der Nero in Frankreich, dessen Andenken die ganze Nation selbst verabscheuet.

Excidat illa dies ævo, nec posterа credant
Secula, nos certe taceamus &c.

sagt der redliche Thuanus. Heinrich der IV. der Nachfolger dieses Carls, war die Lust und Liebe seines Volks: Ein so ehrlicher Mann, als grosser König. Die beyden Cardinäle, Richelieu und Mazarin, waren schon ein wenig zweydeutig: Der eine hatte allen Hochmuth eines Franzosen, und der andere alle List eines Italiäners. Sie hatten beyde zu viel Geist, um sich bey den gemeinen Staatsregeln aufzuhalten. Sie machten weitaussehende Plane, und hatten sogar das Herz sie zu unternehmen. Sie machten sich alle Fehler ihrer Nachbarn zu Nutzen und hatten allenthalben ihre Kundschafter. Witz, Macht und Geld thaten Wechselsweise ihre Wirkung. Frankreich kam durch sie empor. Die klügsten Köpfe wurden zu Rathschlägen, und die tapferste Soldaten zu ihrer Ausführung gebraucht. Grosse Hülfsmitteln zu grossen Absichten. Die meisten Höfe in Europa waren untereinander verwirrt. Frankreich spielte darunter mit einer so schlauen Staatsklugheit, daß, unter dem Vorwand sie auseinander zu setzen, die Verwirrungen immer grösser wurden. Es unterstützte den Cronwell in Engelland, und nahm zugleich den jungen Prinz Carl, aus dem königlichen Hauß Stuard, unter seinen Schutz. Es zerstörte die Anschläge des Prinzens von Oranien in Holland und

setzte ihm die Parthey derer Witten entgegen. Es spielte mit aller Kunst den Krieg in Norden, und empörte Ungarn gegen den Kayser: Es beschützte darinnen und in Teutschland die Protestanten, wo die fortwährende Mißverständnisse die Macht des Kayserś schwächten. Der Tod Carls des II. in Spanien äusserte sich mit dem Anfang dieses Jahrhunderts. Dieses war die grosse Begebnis, welche die Obermacht zwischen den beyden höchsten Häussern, Oesterreich und Burbon entscheiden solte. Es entstund ein erschrecklicher Krieg, der beyde Theile erschöpfte. Der Tod des Kayserś Josephs ließ endlich einem burbonischen Prinzen die Krone von Spanien und Kayser Carl der VI. behielte die übrige österreichische Länder. Also wurde Friede gemacht: Man glaubte, das Gleichgewicht zur Sicherheit von Europa auf diese Weise getroffen zu haben; Allein, dieser letzte Monarch starbe und hinterließ nur zwey Töchter, denen, nach einem schweren Krieg, die sogenannte pragmatische Sanction die Erbfolge gewährete. Schwache Gewährleistung! So bald war der Kayser nicht tod, so warf die Vorbehaltung des Rechts eines dritten, nemlich die hier wohlangebrachte juristische Clausul: sine præjudicio Tertii, alles wieder untereinander. Frankreich half diesem dritten. Wie konnte es anders?

Diese Krone ist von langer Zeit mit dem Churhause von Bayern auf die genaueste Art ver-

verbunden. Zeit und Umstände äussern sich, da sich die Wirkungen davon zeigen und wo Frankreich seinen Verpflichtungen gemäß handelt. Da nun der Churfürst von Bayern sich auf den kayserlichen Thron geschwungen, so haben wir auch weiter nichts mehr von diesen uns bisher feindseligen Nachbarn zu fürchten. Der grosse Gegenstand der Eifersucht ist gehoben. Die Macht des Hauses Oesterreich ist zergliedert: Sie suchen jetzo nichts, als mit uns in Ruhe zu leben. Dieser Kayser wird das Reich nicht in seine Haußkriege mit einflechten, um auswärtige Länder zu behaupten. Er wird vielmehr suchen Ruhe und Frieden im Reich zu erhalten. Die Kriege wegen der bömischen Krone gegen den Pfalzgraf Friedrich; die Kriege wegen Ungarn gegen die Türcken; die Kriege wegen der spanischen Erbfolge gegen Frankreich; und endlich, die letzte Kriege, wegen der Erbfolge der kayserlichen Töchter in allen österreichischen Ländern: Was haben diese Kriege nicht Teutschland gekostet? Wie übel sind viele Stände dabey gefahren, die gleichsam davon das Opfer werden musten? besonders unsre Gegenden am Rhein. Ja muste nicht gar das Reich seine besten Vormauren verliehren, um den Frieden zu kauffen?

Man hat die Geschicklichkeit gehabt uns glauben zu machen, daß wir einen Kayser haben müsten, dessen Macht dem Hauß von Burbon gewachsen sey, um das Gleichgewicht

in

in Europa zu halten. Es ist dieses ein seltsamer mathematischer Einfall. Der weise Staatsmann, der den ersten Entwurff unserer glückseligen Reichsverfassung gemacht hat, gründet solche mit nichten auf die Macht des Kayſers, sondern auf die Vereinigung der weiten Staaten des Reichs. Die goldne Bulle, welche die Gestalt des teutschen Reichs in eine beständige Form gebracht hat, und dessen Gesetze uns zum glücklichsten Volk machen solten, wo ihnen besser nachgelebet würde, sagt uns kein Wort von einem solchen Kayser, dessen Macht allen andern Potentaten müste gewachsen seyn: Sie sagt vielmehr im zweyten Capitel, daß die Churfürsten, durch Beystand des Heil. Geistes, **einen gerechten, guten und nützlichen Mann** zum römischen König und zukünftigen Kayser wehlen solten. Dieses sind die wesentliche Eigenschafften, welche unsere Reichsgrundgesetze von einer Person erfordern, die des kayserlichen Throns würdig soll erfunden werden.

Das europäische Gleichgewicht will im Grund nichts mehr sagen, als das brabandische Ellenmaas. Niemand wird sich darum bekümmern, ob das Züngelgen aus der Waage schlägt, wenn er eine Parthey ergreifft. Der Eigennutz allein setzt sowohl in der grossen als kleinen Welt alles in Bewegung. Ein jeder hat mit seinen eigenen Angelegenheiten genug zu thun, wie solte er auch zugleich darauf noch sein Augenmerck richten, daß dadurch das europäische Gleichgewicht

wicht erhalten werden möchte. Ich muß bekennen, daß ich von dem Geheimniß dieser politischen Staatswaage nicht das geringste verstehe. Warum sollen zwey unter den europäischen Staaten die mächtigsten seyn, und sich einander stets die Waage halten? Was gehet dieses die übrigen an? Will einer davon seine Macht gegen andre misbrauchen, so setzen ihrer drey oder vier ihre Kräffte zusammen und suchen derselben solche Gränzen zu setzen, wie es ihre gemeinschafftliche Sicherheit erfordert. Will Franckreich sich mit den Fantasien seiner Universalmonarchie etwas zu gut thun, so ist das teutsche Reich allein im Stande, solche zu den Don Quichottischen Anschlägen zu verweisen; im Fall es sich nur vereiniget hält.

Allein, hier sehe ich sie furchtsam die Augen aufschlagen! Wo ist, werden sie sagen, diese Eintracht im Reich zu hoffen? Und warum solte sie nicht zu hoffen seyn? Wird etwas mehr darzu erfordert, als die Erkänntniß unsers eigenen wahren Nutzens, und solche Rathschläge, die unter einem Oberhaupt die Glieder in Vereinigung zu halten wissen.

Unser neuer Kayser läßt uns alles von seinem hohen und gütigen Herzen hoffen. Er wird seinen eignen Absichten nie die Wohlfart und den Frieden des teutschen Reiches aufopfern, noch seinen Räthen die Macht lassen, aus angemaßter Hoheit, die Reichsstände übel anzufahren:

dann

dann dieses macht Verbitterung und setzet nie kein gutes Blut. Er wird durch keine fremde Angelegenheiten genöthiget werden den einheimischen nachtheilig zu seyn. Die Wohlfahrt seiner eignen Landen wird in die gemeine Wohlfart des ganzen Reichs mit einfliessen, und beyde werden sich zugleich in einerley Vortheile und auf einerley Staatsgründe vereinigen. Der gröste Nutzen des Kayfers wird die Erhaltung des Reichs; und der gröste Nutzen des Reichs die Erhaltung des Kayfers seyn.

Sehet hier des alten Reichs wahre und beständige Grundgesetze. So lang sie aufrecht erhalten werden, wird unser teutsches Vaterland in der glücklichsten Verfassung seyn. Unser neuer Kayser hat alle Eigenschafften die ein Kayser haben soll. Er wird auch mächtig genug seyn, seine Würde zu behaupten und das Reich zu schützen, wenn ihm auch gleich nur ein Theil derjenigen Länder zufallen solte, die er wegen der oesterreichischen Erbfolge in Anspruch nimmt.

Man hat hier allenthalben eine teutsche Schrifft unter dem Namen einer patriotischen Aufmunterung austheilen lassen, um die Stände des Reichs, besonders die Churfürsten zu bewegen, daß sie mit zusammengesetzten Kräfften dem Kayser beystehen und die Truppen der Großherzogin von Toscana, so nennet man jetzt die würdigste Königin unserer Zeit, aus Bayern zu verweisen.

Der

Der Verfasser zeiget in dieser Schrifft auf eine sehr gelehrte und juristische Art, das Erbrecht des Hauses Bayern auf alle oesterreichische Länder und Provinzen: Er gründet dieses Recht auf die Erstgeburt in Ansehung des weiblichen Geschlechts. Dieses Recht scheinet mir sehr vernünftig zu seyn. Niemals wird ein Vater wollen, daß seine eigne weibliche Abkunfft, wegen der weiblichen Abkunfft eines andern, in der Erbfolge zurück stehen soll; im Fall es sich zutrüge, daß seines Bruders oder nächsten Anverwanden Stamm, keine männliche Erben hinterlassen solte. Dieses ist der ganze Streit, darüber jetzo so vieles hin und her geschrieben, und so viel Blut vergossen wird. Wären denn alle diese Fragen nicht natürlich zu beantworten? Haben unsere Gesetze dann einen so gar verwirrten Sinn? Oder sind unsere Gelehrten in ihren Wissenschafften so verborgen, daß sie wie vormals die egyptische Priester ihre eigne Sprache haben, die sonst niemand als sie verstehen konnte.

Der Verfasser der obbesagten Schrifft bemühet sich zu beweisen, " daß der Besitzthum der " Großherzogin von Toscana, und die Gewalt, " mit welcher sie die oesterreichische Länder ihren " rechtmäßigen Erben vorenthält, kein wahrer " Besitz nicht sey; und daß die Gewalt, die von " Seiten des Gegentheils gebrauchet wird, um " davon Besitz zu nehmen, eigentlich kein Krieg " nicht sey; sondern daß Se. Kayserl. Majestät " in solche einzög, als in ihr Eigenthum, nicht

" aber

" aber wie in die Länder eines Feindes. Folg-
" lich könnte die Großherzogin nicht dasjenige an-
" führen, was die Rechte der Vernunfft und
" des Kriegs zweyen feindlichen Machten
" zu statten kommen lies. In diesem Fall fäh-
" ret der Verfasser fort, ist es erlaubt seinen
" Feind ausser Stand zu setzen, daß er einem
" nicht mehr schaden kann; mithin darf man
" sich seiner Länder bemächtigen, ob sie gleich
" nicht mit in Anspruch sind. Daß niemand
" dergleichen Rechte und Befugnisse dem wie-
" ner Hof zugeben würde, er müste dann über-
" aus sehr mit Vorurtheilen eingenommen seyn;
" vielmehr wäre die Großherzogin in die Pön
" verfallen, welche die Reichsgesetze wieder alle
" Friedensstörer ausgesprochen hätte, massen sie
" die erste gewesen sey, welche in unerlaubte
" Feindseligkeit ausgebrochen wäre und das
" Kriegsfeuer mitten im Reich angezündet hätte.

Was sagen Sie mein Herr, zu diesen Rechtsschlüssen? Wir treiben in der That die Kunst des Justinians zu unsern Zeiten sehr hoch. Grotius hat in seinem Kriegsrecht diese Einsichten nicht gehabt. Ich wünsche unserm Kayser eine dauerhaffte Gesundheit, gute Rathgeber, aufrichtige Freunde und getreue Unterthanen (*).

Weil

(*) Ich glaube daß man sagen darf, daß es dem guten Kayser damals an allen diesen vier Stücken feh-

Weil er im übrigen alle Eigenschafften eines grossen Monarchen besitzet, so dünken mich diese Wünsche von der grösten Wichtigkeit zu seyn.

Der Hof zu Wien hat sich auf das neue mit dem Hof zu Maynz entzweyet. Die Sache an

---

fehlete. Die französische Rathschläge hätten die Sachen nicht ärger verwirren können. Man führte den Kayser auf den Thron, man machte ihm die schönsten Complimenten und wenn er seine Macht zeigen wolte, so war niemand da, der ihm recht beystehen wolte. Nie ist ein Kayser übler dran gewesen, so würdig er auch der Krone war: Die Franzosen brauchten ihn nur ihre Maskeraden durch ihn zu spielen. Hier siehet man den wichtigen Unterscheid von einer wahren Staatsoeconomie. Diese ist seit mehr als 25. Jahren das beständige Augenmerck des preußischen Hofs gewesen; sie stellte fürchterliche Armeen auf die Beine; Sie unterhielt und ersetzte ihren Abgang im Krieg mit schneller Herstellung frischer Mannschafft; Sie ist die Seele der grossen Unternehmungen, die wir bewundern; die Triebfeder von allen Bewegungen; der Grund aller Bündnisse, und der Schlüssel zu der politischen Magie. Alles fehlte am bayerischen Hof, weil das Geld als der Nervus rerum gerendarum an demselben mangelte. Die Freygebigkeit, die Pracht und die Lustbarkeiten herrschten an demselben; am Preußischen sahe man nichts als Sparsamkeit und eingezogenes Wesen. Nun ist Bayern ein Nervis alienis mobile lignum. Die preußische Macht im Gegentheil bestehet aus sich selbst und macht Gesetze, die andre annehmen müssen. Frage, worinnen die wahre Hoheit bestehe?

und für sich will nichts sagen. Man hat zu Maynz vergessen einen Umschlag über den Brief zu machen, den man an die Königin von Ungarn, wegen Auslieferung der Reichsacten hatte abgehen lassen. Dieses wird ihm für einen Hochmuth und Mangel der Ehrerbietung ausgelegt. Der Hof zu Wien beklaget sich darüber öffentlich bey allen Höfen. Solte man sagen, daß eine so nichtswürdige Kleinigkeit Anlaß zu so grossen Klagen geben könnte? Allein, es ist dieses nicht der erste Umstand in der Welt, wo die Bedeutung mehr Lermen macht, als die Sache selbst, dann ein Stückgen Papier mehr oder weniger an einem Brief zu verschwenden, heisset so viel als nichts. Die Ehre der Grossen ist von einer eignen Zärtlichkeit. Eine Mine ist beleidigend, wann sie eine Verachtung anzeiget.

Man sagt, es solte hier eine Friedens-Versammlung gehalten werden. Dieses wäre meinem Bedünken nach das klügeste; zumal wenn man unterdessen mit den traurigen Kriegsübungen ein wenig einhalten würde. Die Leute vermögen es nicht, die man darüber todtschiesset? Der Reichstag, sowohl als der Reichshofrath, sollen hier gleich nach Ostern eröffnet werden; und also wird diese Reichsstadt die Ehre haben eine Weile der grosse Schauplatz der Welt zu bleiben. Ich werde dem ohngeachtet in einigen Wochen mich wieder von hier nach Hause begeben. Ich habe hier Materie genug gesammlet, mich damit in meiner Einsam-

keit

keit auf meinen stillen Trieften zu unterhalten. Ich habe die Ehre bey allen diesen Veränderungen des Lebens beständig zu seyn,

Mein Herr,

Franckfurt den 27. Febr. 1742.

Dero gehorsamster und ergebenster Diener.

XIX. Brief.

Die Krönung der Kayserin.

- - - Dea certe
An Phoebi soror an Nympharum sanguinis una?
Sit Felix. *Virgil. Aeneid.*

Mein Herr,

Nach der Krönung des Kayſers zweiffelte ich sehr, ob man in der Welt noch etwas könnte sehen, das damit zu vergleichen wäre; allein ich gedachte nicht, daß nothwendig das andere Geschlecht mit darzu erfordert würde, eine Ceremonie recht schön und lebhafft zu machen. Es

ist kein Fest, keine Pracht, keine Lust, ohne diese würdige Helfte des menschlichen Geschlechts vollkommen. Ich habe Gelegenheit gehabt diese Anmerckung bey der Krönung der Kayserin zu machen, welche den 8. dieses vor sich gieng. Das Gewühl der Menschen war nicht mehr so starck, als bey der Krönung des Kaysers; man konnte nun gemächlich über die Strassen kommen, und die Menge der Kutschen versperrte nicht mehr wie zuvor die Zugänge. Doch war der kayserliche Hof sehr zahlreich und prächtig.

Das Wetter hatte lang angehalten ungestümm und rauh zu seyn. Man hatte seit etlichen Wochen her nichts als Schnee, Wind und Regen. Der Tag aber zu der Kayserin Krönung erschien nicht so bald, so verkündigte die Sonne den schönsten Tag von der Welt. Solte man nicht sagen der Himmel selbst habe das Fest der Kayserin huldreich und angenehm machen wollen? und daß am kayserlichen Hof ein so guter Sternkündiger sey, der die Veränderungen der Witterung voraus angedeutet habe.

Ich gieng Morgens um 10. Uhr mit unsern Gesanden in den kayserlichen Pallast. Der Churfürst von Cölln mit den ersten Gesanden der zwey andern geistlichen Churfürsten, welche abwesend waren, wie auch die Prälaten und Domherrn, welche bey der Krönung ihre Verrichtungen hatten, waren bereits schon in der

Kirche.

Kirche. Die beyden fürstlichen Aebte von Fulda und Kempten, kamen aus derselben um die Kayserin abzuholen; sie erschienen beyde sehr prächtig: vorher gieng eine ziemliche Anzahl von Herren und Edelleuten; doch liessen sie ihre Leibwachen nicht hinter sich her treten. Der Fürst von Fulda trug als Erzcanzlar der Kayserin Krone und der von Kempten, als ihr Marschall, den Scepter und den Reichsapfel. Diese beyde geistliche Fürsten sahen zweyen frommen und ehrlichen Männern gleich, die man wohl hätte fragen sollen, wie sie zu allen den reichen Geschirren und geputzten Leuten, die sie umgaben, gekommen wären. Man wurde in der That mehr andächtig, als eitel, wenn man sie ansahe: sie hatten nichts von dem vollblütigen Zinnober im Angesicht, der auf fleischigten Wangen durchschimmert und die Glückseligkeit und den Ueberfluß des geistlichen Lebens zu erkennen giebt.

Der Zug gieng von dem kayserlichen Hause nach der Kirche, ungefähr in gleicher Ordnung, wie bey der Krönung des Kaysers. Man bemerckte unter dem Adel eine ausserordentliche Pracht in reichen Kleidern. Alles gieng, wie man kam, unter einander; ausgenommen die Reichsgrafen, welche diesesmal sorgfältig zu hinterst einen besondern Hauffen formirten. Die fünf Gesanden der weltlichen Churfürsten, deren jeder in einer mit sechs Pferden bespannten Staatskutsche sas, folgten. Ein Chor Trompeter und Paucker mit drey kayserlichen Herolden gien-

gen vorher. Der Baron von Buseck erschien darauf zu Pferd und trug an der Stelle des Erbcämmerers den Scepeer in der Hand; zu seiner Rechten ritt der Graf von Wurtzach, als Erbdruchseß des Reichs: Ein Recht, welches er sich bey dieser Gelegenheit mit allen Ehren zuwegen gebracht hatte. Zur Lincken war der Graf von Stollberg, als in Vorschlag gekommener Reichserbschatzmeister. Dann es ist in Ansehung dieses Reichsamts noch nichts entschieden. Das churfürstliche Haus Hannover hat sich unterdessen davon in Besitz gesetzet, und dabey dörfte es auch wohl allem Ansehen nach sein Verbleiben haben. Der Graf von Pappenheim kam darauf allein und trug das blosse Schwerd. Er war nach seiner gewöhnlichen Art, das will sagen, auf das beste beritten. Er hat ein gewisses grosses und männliches Wesen, welches ihm bey dergleichen Ceremonien überaus wohl anstehet. Er ritte gleich vor dem Kayser her. Dieser sas in seiner prächtigen Staatskutsche von rothen Sammet mit Gold, welche sechs der schönsten Castanienbraunen Pferde zogen. Der Kayser hatte seine Hauskrone auf dem Haupte; die Kleidung war Spanisch; der Mantel von Goldstück und sein ganzes Ansehen majestätisch.

Man sahe darauf die Kayserin in einer prächtigen Kutsche. Die ausbündige Schönheit dieses prächtigen Geschirres machte, daß man den Reichthum davon kaum wahrnahm. Die

Kutsche

Kutsche war von himmelblauen figurirten Sammet mit Gold auf das allerkünstlichste gestickt. Sechs isabellfarbene Pferde, die ihres gleichen an Gewächse nicht hatten, trabten vorher mit schulmäßig stolzen Geberden. Die Hoheit leuchtete der grossen Kayserin aus den Augen, welche ein Blick von Vernunft und Güte huldreich zu machen schien Ihre Kleidung war aus einem Silberstück mit Bluinen nach dem Leben gestickt und mit Diamanten reich besetzt. Kurz, man sahe an ihrem ganzen Aufzug, daß dieser Tag ihr zu Ehren war.

Die drey Prinzeßinnen, welche ihr die Schleppe trugen erfülleten die dritte Kutsche, die Schönheit und die Annehmlichkeit wurden hier mit einem unvergleichlichen Schmuck vereiniget. Die erste war die hinterlassene Prinzeßin des Herzogs Ferdinands von Bayern. Die zweyte die Pfalzgräfin, vermählet an den Prinz Clemenz von Bayern und die dritte derselben Prinzeßin Schwester, vermählt an den Prinzen von Sulzbach. Wenn sie zu den Zeiten da die Fabeln galten, gelebet hätten, so würde man die Huldgöttinnen, oder sogenannte Grazien, nach ihnen geschildert haben. Die Oberhofmeisterin der Kayserin und die Hofdamen fanden sich in den übrigen Kutschen.

Ein Zufall hielt unterwegs den Zug ein wenig auf. Er hatte etwas trauriges, zeigte aber zugleich die zärtliche Empfindung einer wahren

Menschenliebe bey unserm Kayser. Die schönen Thiere, die seine Kutsche zogen, schienen gleichsam stolz zu seyn, das oberste Haupt der Christenheit zu führen; sie machten so viel artige Sprünge, und bäumten sich mit solcher leichten Freyheit, das sie etwas an dem Zugriemen zerrissen. Ein Stallknecht des Marschalls von Belleisle, der zu seinem Unglück zugegen war, sprang hurtig hinzu, und wagte sich zwischen die Pferde; Allein er wurde von einem dieser muthigen Hängsten wieder die Brust geschlagen: er sank darüber zu Boden und wurde weggetragen. Der großmüthige Kayser wurde durch diesen Zufall sehr bewegt. Er bezeugte ein zärtliches Mitleyden. Er befahl, daß man den Verwundeten in das nächste Hauß bringen und alles in der Welt thun solte, einen Menschen zu retten, der sich seinetwegen in solche Gefahr gestürzet hatte.

Wir kamen darauf in die Kirche. Ich hatte mich diesesmahl darinnen nicht wieder verlauffen, wie bey der Krönung des Kayserς, sondern kam nur wenig Schritte von dem kayserlichen Sitz zu stehen; als ich einen meiner Freunde in der Presse zwischen den Hatschierern und dem eindringenden Volk in Gefahr sahe erdrückt zu werden, bat ich den Befehlshaber der Hatschierer demselben zu Hülffe zu kommen, der ihm auch alsobald Raum machen und in den Kreiß treten ließ. Der Thron des Kayserς war dieses mahl auf der rechten Seiten des Altars; Die

Kay=

Kayserin aber verfügte sich auf einen in der Mitte vor demselben zugerichteten Betstuhl. Die drey Prinzeßinnen, die ihr den Schleif trugen, waren hinter ihr. Der Churfürst von Cölln saß auf der andern Seite unter einer prächtigen Himmelsdecke.

Nachdem das hohe Amt, welches unter einer vortrefflichen Music gehalten wurde, zu Ende war, nahete sich der Kayser zu dem Churfürsten von Cölln, der auf dem sogenannten Faldistorio saß, und ersuchte ihn seiner Gemahlin der Kayserin, die Krone aufzusetzen. Der Churfürst neigte darauf sein Haupt und sprach das Fiat: worauf die Kayserin sich dem Altar näherte, nieder kniete, und mittlerweile, da die Litaney gesungen wurde, ihr Haupt tief zur Erden niederbückte. Sie empfieng darauf die Salbung am rechten Arm, und zwischen den Schultern, von der Hand des Churfürstens von Cölln. Nach dieser Ceremonie verfügte sie sich in die Sacristey und ließ sich abdrocknen. Sie erschien sodann wieder vor dem Altar, kniete abermahls nieder, und wurde von obgemeldtem Churfürsten gecrönet. Die Worte, die der Churfürst dabey aussprach, waren sehr nachdrücklich und von einem grossen Sinn: Empfange, lauten sie im Lateinischen, die Krone der Herrlichkeit, um dich zu erinnern, daß du bist eine Mitregentin geworden, um das Volk Gottes zu beschützen, und daß du dich von Christo un-

" ferm HErrn desto mehr demüthigen solst, je
" mehr er dich erhöhet.

Als diese Handlung geschehen war, kamen die beyde Churfürsten, der Abt von Fulda und der Abt von Kempten, und führten sie auf den kayserlichen Thron, wo sie ihre Stelle neben dem Kayser einnahm. Unter währender Messe liessen sich die vortrefflichsten Stimmen hören. Die Andacht vereinigte sich mit allem, was die menschliche Pracht sinnreiches und rührendes zeigen kann.

Die Kayserin ließ sich darauf zum drittenmahl vor dem Altar sehen, und brachte ihr Opfer: sie erschien endlich daselbst zum letztenmahl, als man die Worte sang: Domine non sum digna; welches so viel sagen will: HErr ich bin unwürdig. Nach dieser Art von Beicht empfieng sie die Absolution und das Heil. Abendmahl unter beyderley Gestalt. Der durchlauchtigste hohe Priester ließ darauf das Te Deum laudamus erthönen, womit diese feyerliche und höchste Ceremonie zu Ende gieng.

Der Kayser und die Kayserin erhuben sich darauf mit ihrem ganzen Gefolg zu Fuß auf das Rathhauß. Acht Rathsherren trugen über ihnen die Himmeldecke. Der ganze Weg war mit Brettern bebrücket, und mit Tüchern wie bey der Krönung des Kayfers belegt. Die beyden kayserliche Majestäten waren noch kaum einige

Schritte

Schritte fortgegangen, so regte sich allenthalben der Pöbel und stürmte auf die Brücke loß. Welches Spectackel! welche entsetzliche Unordnung! Die Wuth der Menschen, welche auf das Tuch loß drangen, war so groß, daß keine Wache mehr im Stand war, sie zurück zu halten. Man wagte hier sein Leben nicht anders als ob Millionen zu gewinnen wären. Eine von den Prinzeßinnen wurde an ihrem Schleif, den ihr ein Edelknabe nachtrug, angezogen: sie entschloß sich deswegen hurtig, und schlug denselben über ihren Arm; denn es gaben so verwegene Kerls, die der Wache unter den Füssen durchkrochen, und alles ohne Unterscheid wegschnitten, was nur zu schneiden war, sogar daß Aerme und Finger dabey zerstimmelt wurden. Einige gute dicke Mönche, die unter dem Gefolg der Prälaten waren, geriethen noch zuletzt dem wütenden Pöbel in die Hände: die kayserliche Hatschierer, die sich von allen Seiten in der Klemme sahen, schmissen links und Rechts mit ihren Hellebarden um sich; Allein diese Tapferkeit musten sowohl die unschuldige Mönche, als einige Officiers von den Bürgen, welche die Wache hatten, empfinden. Einige bekamen davon ein blutiges Andenken. Nachdem auf diese Weise das Tuch erobert war, gieng es auf die bretterne Brücke loß: diese war in wenig Augenblicken aufgehoben. Man kann in der That dieses Schauspiel abscheulich schön nennen. Es war nicht anders als wenn ein grosser Strom, den ein greller Frost mit Eis bebrücket hat, auf einmahl auf-

bricht,

bricht, oder wenn bey einem Sturm das wütende Meer, die zerscheiterte Schiffe und Bretter an die Ufer treibet.

Man ließ auch Wein für das Volk springen. Diese Kurzweil lief noch ziemlich gut ab, denn man hatte eine Wache dahin gestellt. Allein im übrigen sahe man unter dem Volk nichts als Tumult, Schlägerey und Scharmützel. Ich weiß nicht welcher böse Geist die Anmuth und den Pracht dieses so schönen Festes durch allerhand Verwirrungen zu stöhren suchte; Bald schlug man sich auf dem rechten, bald auf dem linken Flügel; bald war der ganze Hauffen in Bewegung. Alles dieses war kein blosses Spiel. Es setzte hin und wieder blutige Köpfe, und es war zu fürchten, daß einige Helden gar auf dem Kampfplatz bleiben möchten. Die Bürger von Sachsenhaussen wolten den Stadtsoldaten nicht weichen. Jene haben ohnedem den Ruhm, daß sie hurtig zuschmeissen, und das Faustrecht noch in Ehren halten. Der Befehlshaber der Besatzung muste sich also in einer Sache sehr klug aufführen, welche bey nahe den grösten Lermen verursachet hätte.

Auf der andern Seite hielten die blau Röcke zu Pferd. Einige muthwillige junge Leute, die des Gelds zu viel hatten, und dieser Stadtreuterey eines bey der Krönung des Kayfers begangenen Fehlers halben, höhnen wolten, warffen Hände voll neue Albus unter sie aus einem

Fen-

Fenster, und schrien ihnen zu, daß sie rapschen solten. Einer von den Befehlshabern dieser Reuterey gerieth darüber in eine solche Wuth, daß er das Hauß, worinnen sie waren, stürmen wolte, als er aber solches nicht offen fand, tummelte er mit seinem Pferd vor der Spitze seiner Reuter herum, zog die Pistole, spannte den Hahnen, und wolte in ganzem Ernst auf die Spötter, denen er die allerlebhafteste Scheltworte zurief, losdrücken. Ich war unten in eben diesem Hausse bey einer grossen Gesellschaft, wo einige Damen über den Heldenmuth dieses Officiers dergestalt erschracken, daß sie die Fenster verliessen, und nach ihren kleinen Flaschen mit Essenzen griffen, weil sie sonst in Ohnmacht gefallen wären. Vernünftige Männer, die unter diesem Hauffen sich befanden, baten ihren Anführer seinen Zorn zu mäßigen und über dergleichen Thorheiten zu lachen.

Kurz, man war froh, als der Tumult auf dem Platz vor dem Rathhauß begunte nachzulassen, und der Pöbel, der zum Theil mißvergnügt war, daß sich der Graf von Stollberg nicht wolte sehen lassen, nach und nach auseinander gieng.

Ich hatte alle diese und andre Dinge, welche sich diesen Tag über zutrugen, mit einem betrachtenden Nachsinnen übergangen. Ich bin nicht zum Aberglauben geneigt und noch weniger ein Prophet; Allein, es äussern sich zuweilen in dem Zusammenhang der Dinge solche wunderbare

Thä-

Thöne in der Natur, welche der menschlichen Seele eine Ahndung des zukünftigen geben. Nicht anders wie eine Saite, wenn man sie auf einem Ende berühret, das Gefühl davon bis auf das andere bringt. Es äussern sich öfters solche Umstände und Bewegungen, welche gleichsam, wie der Auftritt der Sonne bey der Morgenröthe, das Licht des ganzen Tages verkündigen. Ich will mich hier in die geheime Philosophie nicht tiefer einlassen, sondern nur so viel sagen, daß die alten Magi aus dem Krönungstag der Kayserin wenig Glück würden prophezeyet haben.

Diese Anmerkungen schmecken ein wenig nach der schwarzen Galle der Chaldäer. Ich komme in ein anderes Schauspiel, wo alles in dem herrlichsten Glanz erhellet, das schönste Banket so man sehen kann, mir vor Augen stellete. Der Kayser speißte mit der Kayserin öffentlich auf dem grossen Saal. Die Reichsgrafen trugen die Speisen auf, und der Prinz Georg von Darmstadt hatte die Ehre vorzuschneiden. Dieser Prinz ist einer der schönsten jungen Herren die man sehen kann, und ein würdiger Abstämmling eines der durchlauchtigsten Häusser in Europa. Er versahe sein Amt mit aller anständigen Geschicklichkeit.

Ich suchte lang aber vergebens, den Unterscheid, welcher laut der goldnen Bulle zwischen den beyden Plätzen des Kayserś und der Kayserin

rin seyn solte. Ich sahe nicht daß unsre durchläuchtigste Kayserin drey Stufen tiefer saß als der Kayser, wie es dieses alte Gesetzbuch mit sich bringet: Die Worte sind diese: " Die kayserliche oder königliche Tafel soll also gesetzet " werden, daß sie über die andere hohe Tafeln " oder Tische in der Höhe sechs Fuß sollen höher seyn, an welchem nur der Kayser allein " oder König an dem Tag der feyerlichen Hofhaltung sitzen soll; Der Sitz aber und der " Tisch der Kayserin oder Königin soll bey Hof " allso zugerichtet werden, daß derselbige Tisch " drey Schuh niedriger, als der kayserliche oder " königliche sey, und eben so viel Schuhe höher " über den Sitz der Churfürsten, welche Fürsten unter sich ihre Sitze und Tische in gleicher " Höhe haben sollen.

Hier sagen unsre Rechtsgelehrten, soll der Kayser die ganze Majestät des römischen Reichs und das Haupt der Christenheit vorstellen.

Ist dieses nicht ein rarer Einfall? Macht dann nicht das andere Geschlecht die Helfte des römischen Reichs und der Christenheit aus? Es muß im übrigen sehr artig gelassen haben, da man auf solchen besondern und erhabenen Gerüsten den Kayser und die Kayserin hat speisen sehen. Dieses mag man wohl mit recht altfränkische Sitten heissen. Das wesentliche von der goldnen Bulle kann deswegen doch eben noch so viel Geltung und Rechtskraft haben, als

das

das äusserliche Kirchenwesen, wenn man es gleich für gut finden solte, eine und andere Ceremonien darinnen zu ändern oder gar abzuschaffen.

Zur rechten Hand der kayserlichen Tafel speißten die beyden Aebte, der Fürst von Fulda und der Fürst von Kempten. An der andern Tafel gegen über zur linken Hand der kayserlichen sassen die drey Prinzeßinnen. Hier fanden wir die meisten Zuschauer, wir konnten deswegen nicht anders als im Gedränge uns denselben nähern. Die drey Prinzeßinnen machten hier ihre Annehmlichkeiten und geistreiches Wesen recht bewundern. Besser hinunter, mitten im Saal, kamen wir an eine Tafel, wo die ersten churfürstlichen Gesanden speiseten: solche waren der Graf von Elz, der Graf von Ingelheim, der Graf von Hohenzollern, der Graf von Königsfeld, der Graf von Schönberg, der Herr von Schwerin, der Herr von Wachtendock und der Herr von Münchhausen.

Im Hinausgehen erblickten wir den kayserlichen Prinzen in einer Gallerie als einen hohen Zuschauer. Er ist ein schöner, angenehmer und verständiger Prinz, von dem man alle Ursache hat, sich alles gutes zu versprechen. Die beyden kayserlichen Prinzeßinnen, die an Schönheit, Artigkeit und hohen Eigenschaften ihren Rang vor andern behaupten, waren nicht zugegen. Das wunderbare Ceremoniel hat diese gut artigen

gen Kindern, wann ich so gemein reden darf, das Vergnügen beraubt, mit bey dem Fest ihrer Eltern zu seyn. So redet die Natur; Allein unsere Hoheiten müssen oft das allernatürlichste Vergnügen, um ein gezwungenes missen.

Sie werden denken, daß ich heut sehr aufgeräumet seyn müste alles zu loben. Es ist wahr, ich meyne aber auch, daß ich darzu Ursache hätte; denn man siehet nicht alle Tage so viel schöne Sachen. Ich bin,

Mein Herr,

Franckfurt, den 24. Merz. 1742.

Dero gehorsamster und ergebenster Diener.

XX. Brief.

Entwurf einer weisen Regierungsart nach dem Grundriß eines grossen Königes.

Regem non faciunt opes
Non vestis Tyriæ color.
Non frontis nota regiæ
Non aureo nitido trabes.
Rex est, qui posuit metus

Et diri mala pectoris ;
Quem non ambitio impotens
Et nunquam ſtabilis favor
Vulgi præcipitis movet.

Mein Herr,

Ich verwundre mich gar nicht, daß man Ihnen den Caracter eines der grösten Könige unsrer Zeiten hat verdächtig machen können. Ein so hoch erhabener Geist übersteiget allzuweit die Begriffe des gemeinen Mannes; Er folget seinen eigenen Grundsätzen und richtet sich nach dem wahren Werth der Dinge, ohne durch den äusserlichen Glanz sich blenden zu lassen. Er siehet alles mit eignen Augen an: Er verwirft alles was nicht gründlich gut und nützlich im Ganzen ist. Er hält es seiner Hoheit und der Ehre seines Volks zuwieder, fremde Sitten nachzuahmen. Er ist selbst das nachahmungswürdigste Exempel unter den Grossen, und sein Volk könnte die Lebensart der ganzen Welt formiren. Solte er zugeben, daß es sich mit ausländischen Kleidern behienge, um die Nachbarn zu bereichern und das Geld aus dem Lande zu stossen?

Eine kluge Oeconomie ist die Stütze worauf seine Hoheit ruhet. Er lebt als ein König; Glanz und Majestät umgeben seine Person;

Allein

Allein diese Pracht ist nicht gezwungen, und nicht übertrieben. Seine Ausgaben sind gleich denen fruchtbaren Regen, welche das Erdreich befeuchten und die Felder trächtig machen.

So viel Millionen Menschen, so viel Adel, so viel Soldaten, so viel Bedienten des Staats, die durch ihn besoldet werden, machen durch ihre Ausgaben die erste Bewegung bey den Kaufleuten, Künstlern und Handarbeitern; Ein Gewinn bringt den andern zuwegen; Eine Ausgabe ziehet die andre nach sich, das Geld streicht von einer Hand in die andre; Dieser Umlauf der Münze erleichtert die Nahrung des Volks und vermehret die Einkünfte des Staats.

Die Unterhaltungsgelder welche der König den Grossen seines Hofes reichen lässet, sind zwar nicht nach der Wichtigkeit ihres Rangs und ihrer Vorzüge; sie sind aber zulänglich genug, um diejenige Dienste zu vergelten, die er von ihnen erwartet. Denn wie dieses insgemein Leute von ansehnlichen Häussern und guten Mitteln sind; so ertheilt auch der König ihnen die vornehmsten Hofämter, damit sie Gelegenheit haben möchten, sich und dem Hof damit Ehre zu machen. Er unterscheidet zugleich auch ihre Verdienste, indem er ihnen Geschäfte anvertraut, und sie seines Umgangs würdiget: dann sie haben die Ehre stets um den König zu seyn, und aller Freyheiten und Annehmlichkeiten, die der Hof mit sich führet, vorzüglich zu geniessen.

Diejenige welche in würklichen Staats und Regierungssachen gebraucht werden, sowohl als andre die in bürgerlichen Aemtern stehen, geniessen durchgängig gute und anständige Besoldungen; aber ein jeder ist verbunden seine Aufführung und seine Haußhaltung darnach einzurichten; denn man hält dafür, daß einer der sich und seinen eignen Sachen nicht vorzustehen weiß, noch viel weniger im Stand sey, die Geschäfte des Staats und die Angelegenheiten andrer Menschen zu besorgen. Wie viele vornehme Herren giebt es nicht, die durch ihre unordentliche Ausgaben und durch ihre Verschwendungen sich endlich dahin gebracht sehen, die schändlichste Niederträchtigkeiten zu begehen, um ihren äusserlichen Pracht fortzusetzen, und die sich mancher herzbeissenden Ueberlegung entziehen könnten, wenn sie so viel Vernunft hätten, ein unnöthiges Geschirr, oder etliche überflüßige Bedienten abzuschaffen. Wie viele Fürsten werden nicht dadurch klein, indem sie äusserlich gar zu groß scheinen wollen. Hier aber weiß auch der König seiner Grösse ihre Gränzen zu setzen. Der schönste Glanz eines Fürstens ist die Glückseeligkeit seines Volks.

Was die Haußhaltung bey Hof ist, das ist die Policey in dem bürgerlichen Leben: Diese ist die Seele der allgemeinen Wohlfart. Der König will, daß solche in allen Fällen und Umständen beobachtet werde, und daß weder der

Adel,

Adel, noch der Kriegsstand, noch das Kirchenwesen davon ausgenommen seyn soll.

Die gute Mannszucht, die unter seinen Truppen herrscht, macht den Soldaten so gesittet als nutzbar. Man siehet im ganzen Land ein auserlesenes Heer das sich in Waffen übet, und welches eben sowohl die Macht des Königs aufrecht erhält, als die Sicherheit des Volks bedecket. Rares Beyspiel in der Welt, daß Leute die zum Krieg und Streit abgerichtet werden, die bescheidenste, ehrlichste und tugendhafteste Menschen sind. Die Sorgfalt und Bemühungen des Königs haben dieses zuwegen gebracht. Ein Soldat, pflegte er zu sagen, ist so viel als ein Mann der die Ehre liebt; Indem nun diese den Endzweck des Kriegsstandes ausmacht, so folget daraus, daß alles was verächtlich, unehrlich, ungerecht und schandbar ist, davon entfernet seyn muß.

In dem bürgerlichen Leben ist eine Ordnung und ein Zusammenhang aller Stände dergestalt, daß dadurch die gemeine Ruhe und Wohlfart bis auf den geringsten Einwohner sich erstrecket. Es sind Einrichtungen für die Armen, für die Hospithäler, für die Wayfenhäusser, für die Schulen, für das Gesinde, für die Kleidertrachten, für das Kirchenwesen, für die Lebensmitteln, für die Reisende, für die Lustbarkeiten u. s. w. Mit einem Wort: es sind vernünftige Anstalten und sorgfältige Bemühungen, für die Glückselig-

seligkeit aller Menschen. Ein jeder geniesset der Annehmlichkeiten einer anständigen Freyheit, und kan leben wie er will; nur ist ihm nicht erlaubt böses zu thun und wieder die Gesetze zu handeln.

Man siehet unter des Königs Schutz die drey Hauptreligionen in dem Christenthum ruhig und in Frieden untereinander wohnen. Es gelten hier keine Zänkereyen, welche die Geister der falschen Glaubenseiferer in ein unordentliches Feuer setzen und das Gehirn des kleinen Volks der Layen durch ihre Streithändel verwirren. Nichts darf Gelegenheit geben, durch Haß und Zwietracht ein Volk aufzuwiegeln, das an einen Lehrer glaubet, dessen Hauptgesetz der Friede und die Liebe ist. Ein jeder Hauffen verehret GOtt nach seiner Art, und wie es in seiner Kirche üblich ist. Im übrigen aber scheinet sie derselbe GOtt und derselbe Glaube und dasselbe Gesetz unter einem Fürsten zu vereinigen, der von allen seinen Unterthanen nichts anders verlanget, als daß sie sich wie Christen und wie ehrliche Leute betragen sollen. Wenn noch andre Secten sich hervor thun, welche von den drey Hauptkirchen abgehen und ihren eignen Meynungen folgen; so werden sie in so weit geduldet, als sie keine Unordnungen und Verwirrungen im Staat verursachen. Der König weiß, daß er ein Richter über die Handlungen der Menschen, aber nicht über ihr Gewissen ist, welches Recht sich GOtt allein vorbehalten hat.

Nur

Nur in einer Sache hat der König noch nicht seine grossen Absichten erreichen können, welche ihn beständig für das Heil seines Volks beschäftiget halten. Er hat noch die grausame Proceßplage nicht abschaffen können. Es ist schon lang, daß er die gehäßige Wissenschaft nach der Kunst zu hadern mit ihren schädlichen Formalien eingeschränket hat; Allein es kostet allzuviel ein Uebel von der Erden zu vertilgen, welches unter der greulichen Menge unnützlicher Gesetze und durch die Länge der Zeit solche Wurzeln geschlagen hat, daß dessen Ausrottung nicht mehr möglich scheinet, zumahl da so viele ehrliche Leute von den Gerichtssporteln, und dem Raub der Justitz leben müssen.

Der König ist auf gleiche Art bemühet die Handlung in seinen weiten Ländern zu befördern. Es ist ihm nicht genug Herr über viele Staaten und Länder zu seyn, er will auch das Vergnügen haben, solches mit reichen wohlhabenden und beglückten Einwohnern anzufüllen. Er weiß, daß die Handlung das sicherste Mittel ist, ein Volk zu erhöhen, und allem Nahrungsmangel vorzubiegen: sie macht die Handwerker leben und befördert die Künste und Wissenschaften: sie treibt den Fleiß empor und bringt den Ueberfluß ins Land: sie setzet alles in Bewegung, und macht, daß ein jeder der arbeiten will sein Brod gewinnen kann.

Die Länder des Königs sind zu der Handlung

vollkommen wohlgelegen. Sie haben Wolle in der Menge und mehr Korn als die Einwohner verzehren können. Die Städte sind mit Handwerkern und Künstlern besetzt. Einige liegen an schiffbaren Flüssen: andere reichen bis an die Küsten des Meers und sind bequem alle Waaren und alles Getrayde, so man entbehren kann, in die benachbarte Länder zu führen. Diese können ihnen auf gleiche Weise dasjenige mittheilen, was sie im Ueberfluß haben, und damit ist die Handlung im Gang.

Nur eines fehlet hier noch, wenn ich es sagen darf, nemlich eine gewisse Freyheit, ohne welche keine rechte Handlung in einem Reich empor kommen kan. Wir sehen solches in den freyen Staaten, welche durch die Handlung allein sind reich und mächtig geworden. Die Freyheit gründet sich auf eine beständige und immerfortwährende Sicherheit, welche auf keinerley Weise auch in dem geringsten Menschen nicht darf verletzet werden. Ein kleiner Schrey macht hier das Volk schüchtern, und der geringste Zwang stöhret mit einmahl die gemeine Sicherheit. Wo diese angefochten wird, da liegt die Freyheit, die Handlung und alles.

Sie wollen wissen wie der König aussiehet, und wie seine Gemüthsart beschaffen ist; ich will Ihnen davon eine zwar unvollkommene aber doch aufrichtige Beschreibung machen.

Der

Der König siehet vollkommen wohl aus, er hat ein grosses und majestätisches Wesen, das zugleich lebhaft und geistreich ist; er kann sich durch einen einzigen Blick verstehen machen. Sanftmuth und Liebe lacht ihm aus den Augen; Allein, wenn ein Funken Feuer sich darinnen entzündet, so können sie einen zittern machen. Die Fähigkeit seines Verstandes sind von einem unendlichen Umfang. Seine Scharfsinnigkeit siehet auf den Grund einer Sache, und die Lebhaftigkeit seines Geistes muß beständig Vorwürffe zu ihrer Unterhaltung haben; nichts kann sie erschöpfen, nichts ermüden. Dieses sind die Eigenschaften seines Verstandes.

Was sein Herz anlangt, so ist es groß, erhaben, edelmüthig und königlich. Er liebet das gute, und freuet sich wahre Verdienste beydes durch seine Wohlthaten als durch seine Hochachtung zu ehren. Es ist wahr, er ist in Ansehung der Dienste die man ihm leistet, etwas genau; Es kostet ein wenig Mühe ihm ein völliges Vergnügen zu geben. Er weiß allzuwohl was man thun muß eine Sache recht zu machen. Er pflegt aber nicht sobald die Gaben andrer nach seinen eignen abzumessen, so siehet er, daß jene gegen diese weit zurück bleiben. Es sind also wenig Sachen die man in seinen Diensten thut, die er nicht besser machen könnte.

Es ist dieses, werden Sie denken, eben nicht gar vortheilhaft für diejenige welche die Ehre ha-

ben in seinen Diensten zu stehen; Allein ob es gleich dadurch öfters geschiehet, daß man es nicht so trift wie es der klügste Monarch verlanget, so ist man deswegen doch weiter nicht unglücklich. Man wird nur ein wenig demüthiger und bleibet eben sowohl bey ihm in Gnaden, wenn man anders nur das Glück hat ihm so viel zu erkennen zu geben, daß man ihm aufrichtig und mit gutem Herzen dienet.

Ich bin versichert, wenn man alle Absichten dieses grossen Königs genau einsehen könnte, so würde man auch sein gutes Herz selbst in solchen Fällen bewundern müssen, wo er einen allzugrossen Ernst blicken lässet; Ja es würde ihm vielleicht nichts mehr kosten, als ein wenig Huld und Güte alle Herzen zu gewinnen und alle Welt sich unterthänig zu machen.

Ich habe die Ehre mit beständigem Eifer zu seyn,

Mein Herr,

Franckfurt, den 28. Merz. 1742.

Dero gehorsamster und ergebenster Diener.

XXI. Brief.

XXI. Brief.

Beschreibung der französischen Armee unter dem Marschall von Maillebois.

O miles! non homo, qui pasceris,
Quemadmodum victima, ut cum tempus fuerit immoleris.

Philemon.

Mein Herr,

Es wäre vorlängst meine Schuldigkeit gewesen auf ihr letztes Schreiben vom 22. May zu antworten. Zeit und Umstände aber haben bisher meinen Briefwechsel zurück gesetzet. Die Sachen bey uns sind dermahlen so beschaffen, daß man nicht mehr weiß was man davon denken und schreiben soll. Wie man auch die Sachen einsiehet, so lehret die Folge, daß man sich geirrret. Nur darinnen habe ich mich nicht betrogen, wenn ich geglaubet, daß der Uberfluß und die Pracht den Geldmangel nach sich ziehen würde. Dieser ist würklich vorhanden. Man siehet hier den kayserlichen Hof, die fremden Gesanden, den Reichstag und den Reichshofrath. Solten sie nicht glauben, dieses alles müste in dieser Stadt eine grosse Bewe-

gung

gung machen. Allein ich kann solches nicht sagen. Die Werber und Soldaten, die beständig sich hier versammlen, machen mehr Lermen als der kayserliche Hof, an welchem es ziemlich still ist. Der Nervus rerum gerendarum fehlet allenthalben. Der Kayser dauert mich; er ist der beste Herr von der Welt; man setzt ihn auf den Thron, man verwickelt ihn in einen schweren Krieg; er kommt um Land und Leute zu gleicher Zeit da er die kayserliche Würde erlanget. Kann man auch unglücklicher seyn und die Kayserwürde theuerer bezahlen? Man läßt ihn ohne Hülfe. Wie, ohne Hülfe, werden sie sagen? Sind nicht bey vierzig tausend Mann Franzosen im Anzug, welche nach Böhmen eilen, ihm die Stadt Prag und dieses Königreich zu erhalten, welches die Oesterreicher unter dem Prinz Carl bedrohen, in kurzer Zeit wieder unter die Botmäßigkeit ihrer Königin zu bringen. Es ist wahr, die französische Völker sind vor einigen Tagen hier vorbey gezogen, und wann sie nicht zu spät kommen, so dürften sie eine wichtige Veränderung in Böhmen und in Bayern verursachen.

Ich habe alle diese Völker gesehen. Ihr Zug war in drey Colonnen getheilet, da immer eine auf die andere folgte. Die Reuterey, ich muß es bekennen, war schöner und prächtiger als man sich solche jemahls eingebildet hatte. Das Fußvolk bestunde durchgängig aus schönen und wohlgestreckten Leuten, ausgenommen ein paar

teutsche

teutsche Regimenter, die man von unserm Auskehrsel gesammlet hatte. Ich sahe in ihrem Lager eine besondere Oeconomie. Sie hatten hinter ihren Zelten in einer Linie Graben, ungefehr eines guten Schuhs tief gegraben, darein sie ein wenig Holz warffen, solches anbrandten und bey diesem gelinden Feuer, an einem hölzernen Bratspiß, sich ihr abgewogenes Stück Fleisch zu einem Rindsbraten schmauchten.

Ich kann nicht umhin, eine kleine Anmerkung über diese Leute zu machen. Man muß ihnen recht widerfahren lassen, daß sie gesitteter und höflicher sind als unsere liebe Baurenbengel, mit welchen wir unsre Kriegsheere fürchterlich machen; und wobey wir mehr auf einen guten Wuchs und Handfesten Mann, als auf andre Eigenschaften sehen. Es ist wahr daß dergleichen Leute im Feld gute Dienste thun, und die Strapazen des Kriegs besser ausstehen können als jene. Allein auf dem Marsch und in den Winterquartieren machen sie uns wenig Ehre; sie führen sich öfters sehr wild und barbarisch auf. Der geringste Franzoß im Gegentheil ist ein höflicher und wohlgezogener Kerl, der sich einer guten Lebensart befleisset, und solten ihm auch die Lumpen vom Leibe hangen. Man lasse ihm nur eine Prise Toback und heisse ihn Monsieur, so siehet man an ihm die vergnügteste Creatur von der Welt. Unsere teutsche Musketenträger sind meinstentheils wild, wenn sie nichts zu

Sauffen

Sauffen finden, und noch wilder wann sie gesoffen haben.

In Commandosachen ist der Franzoß überaus scharf. Ein kleiner Umstand zeigte mir dieses. Ich war in Gesellschafft mit einigen vornehmen Herren. Es fand sich darunter ein Fürst mit seinen beyden jungen Prinzen; wir traten ein wenig über die Linie: Alsbald kam ein Soldat der auf dem Posten stund, auf uns zu und stieß uns mit der Flinte zurück. Ich verwieß ihm seine Unbescheidenheit, und sagte ihm: er solte wissen daß dieses ein Fürst wäre. Pardon, Monsieur, war seine Antwort, je ne connois point ici de Prince; Der Fürst wolte nicht zur Unzeit seinen Rang behaupten, sondern trat zurück.

Wir kamen darauf zu einem Soldaten der mit einem Stück schwarz Brod sich gütlich that. Ein junger Herr fragte was dieses für Brod wäre? der Musketier, der solches hörte, nahete sich darauf mit einer überaus demüthigen Art, und überreichte uns solches mit dem Bedeuten, daß es gut Brod wäre; wo er aber etwas bessers hätte, so stünd es uns auch zu Diensten. Diese Freymüthigkeit, welche mit der grösten Bescheidenheit begleitet wurde, setzte uns von einem so armen Kerl in Verwunderung.

So bescheiden aber die gemeine Soldaten waren, so unverschämt, frey und verwegen bezeig-

zeigten sich im Gegentheil die meiste Befehlshaber. Der Marschall von Maillebois selbst, der in seiner ganzen Gesichtsbildung nicht so viel grosses und edelmüthiges als ein preußischer Fahnenjunker hatte, und von einem pariser Petit Maitre nur den Jahren nach unterschieden war, bezeigte sich sehr schnöd und hochmüthig. Er begegnete unserm Kayser nicht viel besser als einem Vasallen seines Königs: sobald hatte sich jener nicht bedecket, so setzte dieser auch seinen weissen Federhut auf, und sprach mit unserm Monarchen, der die Leutseeligkeit und die Großmuth selber vorstellet, nicht anders als mit einem Marquis au Caffée de S. Germain.

Dieses war nicht genug. Die Vorzimmer des Kayserś wimmelten den ganzen Tag über von französischen Officieren. Diese machten darinnen einen solchen Lermen, als wenn sie in einer Wachtstube wären. Eine so unverschämte Aufführung verdroß alle rechtschaffene Leute, die daselbst zugegen waren; und der Kayser wurde endlich genöthiget, den Marschall ersuchen zu lassen, daß man ihn mit dergleichen Aufwartung verschonen möchte.

So verwirrt es auch vor hundert Jahren in Teutschland vor dem westphälischen Frieden ausgesehen hat, so dürfte es doch jetzo bey uns noch verwirrter aussehen. Der König in Preussen hat durch seinen Frieden nach der Schlacht bey Czaslau den grösten Staatsstreich gespielet, und

den

den Schauplatz auf einmal verändert. Die Uberwundene werden Sieger, und die Sieger werden durch seine Macht in den Schranken gehalten, nicht zu weit zu gehen. Dadurch wird ein gewisses Gleichgewicht gehalten, daß weder das Hauß Oesterreich zu klein, noch das Hauß Burbon zu groß werde. Ich muß diesen König bewundern; je mehr ich seinen Handlungen nachdenke. Er weiß den Zeitpunkt in acht zu nehmen und seine Entschliessungen darnach einzurichten Dieses ist meiner kleinen Einsicht nach ein weit feinere Staatsklugheit als die von langer Hand her, mit vielen weitläufftigen Rathschlägen, nach ungewissen Begebenheiten eingerichtet wird. Allein dieses kann nicht ein jeder Potentat. Ein Staat muß aus sich selbst die Kräfte seiner Erhaltung ziehen und wenigstens noch einen Hinterhalt von zwey Armeen in baaren Münzen haben. Es ist wahr, daß ihm seine Bundsverwandten die Verletzung der eingegangenen Tractaten entgegen halten; Allein beydes nach den natürlichen als geschriebenen Rechten werden alle Contracte dadurch zerrissen, wann der andre Theil denen Bedingungen nicht nachlebet, die er eingegangen hat. Der König von Preussen hat sich demnach aus dieser Verbindlichkeit gesetzt, sobald die Franzosen den ihrigen nicht nachkamen, sondern ihn und sein Volk allein, wo sich die Gelegenheit erreignete, den Netzen ihrer Feinde bloß stelleten. Sie machen es mit den Kayserlichen eben so. Der König hat seine Aufführung bey dieser Gelegenheit

durch

durch eine eigne Staatsschrift, vor den Augen der ganzen Welt gerechtfertiget.

Niemand ist bey allen diesen Umständen unglücklicher als unser guter Kayser. Dieser kommt so unschuldig in dieses Gewirre, daß man ihn beklagen muß. Die Stände des Reichs selbst erkennen solches, und suchen beydes die Ehre ihres Kayserꝰ zu retten, als die Ruhe im Reich wieder herzustellen. Allein, alles ist vergebens. Der gröste Staatsmann unsrer Zeiten, der Verehrungswürdigste alte Bischoff von Würzburg und ehmaliger Reichsvicecanzler hat sich selbst in dieser wichtigen Angelegenheit zu unserm Kayser verfüget; er vermochte aber nichts auszurichten. Der Strom ist zu stark, wer kann denen mit Gewalt einreissenden Fluten entgegen schiffen? Der Herr der Natur und aller menschlichen Rathschläge kann allein den wilden Wellen gebieten und die Winde, die solche erregen, an den Ort, wo sie herkommen, zurück weisen. Weder das oberste Kirchenhaupt, noch seine beyde in Staatsgeschäften grau gewordene Söhne, ich meyne den Cardinal Fleury und den obgenannten Bischoffen von Würzburg, können hier Rath schaffen.

Dreymahl hundert tausend Mann und mehr, welche man rechnen kann, daß sie würklich allein in Teutschland bereit sind, das Schwerd zu zücken, scheinen noch nicht genug, alles darinnen zu verwirren, und zu Boden zu stürzen. Die

Franzosen überziehen uns mit gräßlichen Heeren, die Engelländer sind entschlossen dargegen zu Feld zu ziehen. Sie haben Geld und damit ist das meiste im Krieg auszurichten. Vielleicht dürfte wohl gar ein Heer von fünfzig tausend Zobelländern wieder unsre fruchtbare Gefielder überziehen, und unser Vaterland bald zum Kampfplatz von gantz Europa werden. Ich glaube nicht, daß die Politic jemas scharffsinniger gewesen sey, um recht grosse Plane zu machen. Solte man sagen, daß den Menschen so viel daran gelegen sey, wenn einer ist Kayser worden? dann man bildet sich fast ein, daß, wo Franckreich sich nicht in die Kayserwahl gemischet hätte, dieselbe ruhig würde von statten gegangen seyn.

Unsere Kreyse wollen inzwischen auch unserm Kayser ihren Eiffer bezeigen und lassen iwacker Volk anwerben. Verschiedene Herren richten zu dessen Dienst gantze Regimenter auf und werden Helden ehe sie noch Soldaten sind. Der fränckische Kreys hat würcklich eine kleine Armee auf den Beinen; allein diese gute Leute wissen selbsten noch nicht, gegen wen sie zu Felde ziehen sollen. Sie sollen die Franzosen, die mit einem fliegenden Heer von sechs tausend Mann bey Nürnberg stehen, verhindern, daß sie nichts gegen diese wichtige Reichsstadt unternehmen; also sind sie nicht für den Kayser, wenn sie gegen seine Hülffsvölker angehen sollen; und gleichwol versichern diese Stände den Kayser der äussersten

Er-

Ergebenheit. Sagen sie, ihre Truppen seyen zu ihrer eignen Sicherheit, so dünckt mich, sie könnten alle ihre Kosten und Kriegsrüstungen sparen, denn ihre einzele Macht bedeutet nicht viel, wann sie nicht gesammter Hand zu einerley Endzweck sich vereinigen. Die Noth wird uns bald lehren, diejenige Gesetze annehmen, die uns die fremden Waffen vorschreiben werden. Wolten gleich unsre drey vereinigte Kreyse: Der fränckische schwäbische und oberrheinische, ein Kriegsheer von dreyßig bis vierzig tausend Mann aufrichten, so würde dieses doch nur zu einem Mittel dienen, allezeit einen Feind gegen sich zu haben und ihm ein Land preis zu geben, das eine stärckere Macht so lange schonen wird, als man ihr nicht den Krieg ankündiget. Worzu solten also unsre Kreisvölker nutzen, so lang man noch nicht einig ist gegen wen man die Waffen führen soll? Die meisten Stände sind auf die französische Hülffsvölker übel zu sprechen. Wolte man aber diese angreiffen, so würde man gegen unsern Kayser selbst kriegen: wie würde sich das geziemen? Wolte man seine Sachen selbst gegen die Königin von Ungarn auszumachen suben: so müste man die Waffen gegen sie gebrauchen können; dieses dürffte vieler Ursachen wegen auch nicht rathsam seyn; zudem so ist es ja jedermänniglich bekannt, wie man in Betrachtung dieser Königin gesinnet ist.

Fragen Sie nicht wo alle die Soldaten herkommen? Die Bauren werden an vielen Orten

so gehalten, daß sie froh sind, wenn man sie anwirbet, damit sie nicht Hungers sterben. Die grossen Herren können also nicht hurtiger Kriegsvolk zusammen bringen, als wann sie Land und Leute ruiniren. Sie können nicht glauben, welch ein Zulauff hier in den Werbhäussern von schöner junger Mannschafft ist. Man kann diesen Ort wohl mit Recht den grossen Fleischmarckt der Menschen, oder wie die Holländer sagen, der Sielverkoopers nennen.

Das beste und sicherste wäre, um aus allen diesen Verwirrungen zu kommen, wenn ein Friede könnte gemacht werden. Ich kann Sie in Wahrheit versichern, daß unser großmüthiger Monarch vollkommen darzu geneigt ist. Ja, wenn man seines Hertzens wahre Gedancken eröffnen dürffte, so würde man finden, daß der Kayser lang nicht mehr so gut französisch ist, als er vorher war. Man redet sogar an seinem Hof ganz öffentlich gegen dieses hochmüthige Volk und misset denselben ohne Scheu alle Wiederwärtigkeiten bey, die bisher diesen gütigen Fürsten und dessen armes Land betroffen haben. Der Kayser hat sich auch würcklich in die Hände des ganzen Reichs übergeben, um den Frieden mit der Königin von Ungarn so gut als immer könnte und möchte, zu machen. Dieses ist wahrhafftig eine recht grosse und edelmüthige Entschliessung; allein ich sehe voraus, daß aus dem ganzen Handel nichts werden dürffte, bevor man sehen wird, wie die Sachen bey Prag

und

und in Böhmen ablauffen werden. Man weiß daß sogar der Kayser sich aus Liebe zu seinen Unterthanen erkläret hat, daß er geneigt wäre der Königin von Ungarn das ganze Königreich Böhmen wieder abzutretten, im Fall sie dargegen ihm seine eigne Länder wieder einräumen wolte; allein was solten die Herren Franzosen darzu sagen? diese würden so schlechterdings ihre Truppen nicht wieder nach Hause ziehen lassen, ohne vorher wegen der zur Kayserwahl verwendeten hohen Unkosten abzurechnen. Der Kayser kann mit Ehren einen so wichtigen Bundsverwanden auch nicht wohl der Verfolgung seiner Feinde überlassen, die er sich seinetwegen hat über den Hals gezogen. Es ist wahr, daß da der Kayser die Sache einmal dem Reich übergeben und sich gleichsam genöthiget siehet, vermöge seines dem Reich gethanen Eydes, die Ruhe in demselben wieder herzustellen, Franckreich ihm solches nicht verdenken könnte, wenn er einen diesen Absichten gemässen Frieden machte; weiter aber für sich in keine Feindseligkeiten gegen diese Krone sich einließ. Denn für alle Wohlthaten, die man einem Freund schuldig ist, gehet doch keine Verbindung so weit, daß man sich ihm zu gefallen zu Grunde richten lasse. Man siehet fast die ganze Welt gegen Franckreich eingenommen. Je mehr es bey dieser Gelegenheit seine Macht zeiget, desto mehr wird es seine Nachbarn und insonderheit das teutsche Reich gegen sich aufbringen, um so vielmehr, weil er den ganzen Krieg, unter dem Vorwand dem

Kayser beyzustehen, in das Hertz von Teutschland spielet, und durch dessen fortdaurende Wuth dem ganzen Reich den Untergang drohet. Ich wünsche unsern höflichen französischen Nachbarn nichts böses; allein ich wolte, daß sie uns Teutschen unsre Sachen unter einander selbst möchten ausmachen lassen, so würde man bald damit zum Ende kommen, zumahl, da es der Kayser jetzo selber zufrieden ist, und die allgemeine Gefahr bey der Uberschwemmung so vieler fremden Truppen, die Theils schon so viel Unheil angerichtet haben, theils noch anrichten werden, unvermeidlich ist.

Ich verharre mit beständigem Eiffer,

Mein Herr,

Franckfurt den 3. September
1742.

Dero gehorsamster und
ergebenster Diener.

XXII. Brief.

XXII. Brief.

Von dem kayserlichen Hof in Franckfurt.

O Regnorum magnis fallax
Fortuna bonis in præcipiti
Dubioque nimis excelſa loco,
Nunquam placidum ſceptra quietem
Certumve ſui tenuere diem.
Alia ex aliis cura fatigat,
Vexatque animos nova tempeſtas.

Seneca in Herc. Trag. 7.

Mein Herr,

Alles was wir aus Böhmen hören, lautet äuſſerſt betrübt. Man muß nur ein Menſch ſeyn, um Mitleiden mit den armen Franzoſen zu haben, welche kurtz vor den Feyertagen noch im vorigen Jahr in einer elenden Geſtalt die Stadt Prag verlaſſen haben. Jammer, Noth, Gefahr und Tod, ſind ihnen allenthalben auf dem Fuß nachgefolget. Viele davon ſind in dem Schnee ſtecken blieben und elendig erfroren. Andere ſind denen ſie allenthalben verfolgenden Huſaren ins Netz gefallen. Von 11000. Mann, die mit dem Marſchall von Belleisle aus Prag gezogen, ſind kaum 7000. zu Eger angekommen.

Man kann nicht mehr Wiederwärtigkeiten in diesem Leben ausstehen, als diese brave Leute bisher ausgestanden haben; und alles dieses aus einer blinden Gefälligkeit für ihren König, dem sie Leib und Leben und Güter, und alles aufopfern. Ein freyes Volck und doch Leibeigen von dem Willen seines Fürstens. Ein Volck, welches aus Ungedult und Lebhafftigkeit nichts vertragen kann, und doch aus Hochmuth und Einbildung sich unter einer despotischen Gewalt schmieget.

Die Wuth des Kriegs ist nicht genug. Es äussern sich allenthalben Kranckheiten und ansteckende Seuchen. Was das Schwerd verschonet, wirfft Noth und Elend darnieder. Die Winterquartiere der Soldaten scheinen Lazarethe. Ein Krancker steckt den andern an, die Lufft wird verunreiniget durch die Ausdünstungen so vieler Kranckheiten und Leichen. Es sturben hier in wenig Tagen nach einander drey wackere Geistlichen, weil sie die Krancken und sterbenden Soldaten in den Werbhäusern besucht, und sich dadurch ein hitziges Fieber zugezogen hatten.

Man solte sich kaum einbilden, daß ein kayserlicher Hof, der gantze Reichstag, und der Reichshofrath sich hier befänden. Alles ist still und traurig. Ich selbst verspüre den Eindruck der leidenden Natur, und weiß offtmals selbsten nicht was mir fehlet. Ich glaube, daß weil so

viele

viele Menschen leiden und seufzen müssen, ich den Wohlstand eines Menschenfreundes beobachten und mit ihnen leiden muß.

Der König in Preussen muß auch etwas von den Regungen eines Menschenfreundes empfinden. Er begnüget sich nicht damit, daß er den Frieden für sich gemacht hat. Erhöht durch seine Siege und gerührt durch das Elend, welches der Krieg nach sich ziehet, so ist er darauf bedacht, auch den Frieden zwischen dem Kayser und der Königin von Ungarn zu vermitteln. Er lässet sich großmüthig darzu anbieten. Er lässet die Reichsstände ermahnen, ihres Kayserś sich anzunehmen, und will sogar auch seine Truppen gebrauchen lassen, um die fremde Hülffsvölker von dem Reichsboden zu schaffen. Solte man glauben, daß man sich sogar auch vor der preußischen Hülfe fürchtet?

Dieser grosse Monarch, um zu zeigen, daß es ihm ein Ernst damit sey, hat zu dem Ende die beyden Seemachten, Engelland und Holland, ersuchen lassen, mit ihm gemeinschafftlich in dieser Sache zu handeln; allein man weiß nun, daß diese sich in eine recht fürchterliche Verfassung setzen, der Königin von Ungarn mit dem grösten Nachdruck, beydes an Volk als an Geld, beyzustehen.

Endlich ist auch der alte Cardinal von Fleury gestorben. Der ehrliche Mann hätte billig den

Frieden vor seinem Ende noch herstellen sollen. Man hat ihm unrecht gethan, daß man ihn in Verdacht gehalten, als ob er Ursache an diesem Krieg wäre. Wenn man in seinen Jahren und so nahe bey der Ewigkeit ist, so vergehen einem die martialischen Anschläge. Meinen Frieden geb ich euch; meinen Frieden laß ich euch, sagte der Heyland; allein der gute Cardinal, den Diogenes auf seinem Kupferstich mit seiner Laterne beehrete, konnte weiter nichts als die Worte mit schwacher Stimme aussprechen: Pax Vobiscum.

Man erwartet hier den Feldmarschall Grafen von Seckendorff: Er hat sich mit dem französischen Marschall von Broglio abgeworfen. Diese beyde Feldherren, die zu einem Endzweck, ihre Kriegshandlungen einrichten solten, konten sich zusammen gar nicht verstehen. Der erste wolte seine Erfahrung, seine Kriegswissenschafften und seinen Eiffer für seinen Kayser zeigen. Der andere aber wolte nach Art seiner Völkerschafft alles besser wissen und klüger seyn. So viel ist gewiß, daß er sich von einem Teutschen nichts wolte einrathen lassen, sondern alles nach eignem Gutdüncken wolte gehalten wissen, unerachtet man nicht leicht einen General von weniger Entschliessung gesehen. Er mag also wohl ein Broglio oder Brouillon in der That seyn, wann anders keine Politic des Hofs wie viele vermuthen, unter dieser Aufführung verborgen ist, da er dem Kayser und

sei-

nem Land mehr zum Verderben als zur Aufnahme bisher alle seine Bewegungen vorgenommen hat. Es ist ein Glück für Oesterreich, daß keine Turenne und keine Conde mehr in Franckreich sich finden. Der Marschall von Belleisle ist unter den dreyen französischen Marschallen, die sich auf unserm teutschen Boden sehen lassen, unstreitig noch der beste.

Unterdessen, daß der Krieg in Böhmen und Bayern mit der grösten Wuth fortgesetzet wird, redet man hier am kayserlichen Hof von nichts als vom Frieden. Wie können aber die Friedenshandlungen von statten gehen, wann man nicht vorher einen Waffenstillstand beliebet. Das wanckelmüthige Glück im Krieg verändert täglich wieder Bedingungen und Rathschläge. Niemals hat man einen so traurigen Hof gesehen, als den kayserlichen. Täglich kommen Hiobsposten aus Bayern, und wann es so fortwähret, so dörffte die Trauer am kayserlichen Hof allgemein werden.

Der Kayser hat eben so wenig Vergnügen an den Berathschlagungen auf dem Reichstag. Einige Stände erklärten sich so kaltsinnig und so zweydeutig, daß man wohl sahe, wie ihnen nichts weniger im Sinn war als dem Kayser beyzustehen. Der churfächsische Gesande meldete sich gar im voraus mit einer sogenannten Protestation, daß, im Fall ein Vergleich zwischen dem Kayser und der Königin von Ungarn solte getroffen

fen

fen werden, denen Gerechtsamen seines Hofs dabey nichts zum Nachtheil möchte eingegangen werden. Dieses ist ein feines Mittel Friede zu machen. Der hannöverische Gesande bezeigte zwar die Neigung seines Hofs, alles was möglich wäre, zum Frieden mit beyzutragen; allein er meldete zugleich auch, daß eine Armee engelländischer und hannoverischer Völker im Anzug wäre. Dieses hies also so viel, daß man zwar den Frieden wünschte, aber den Krieg erstlich recht anfangen würde. Könnten die Sachen im Reich auch verwirrter seyn?

Grand Dieu! chasse la nuit qui nous couvre
les yeux
Et combats contre nous à la clarté des
cieux. (*)

Sagte Ajax, als eine dicke Wolke das Heer der Griechen mit Dunckelheit erfüllte.

Wir sehen hier die Churfürsten von Cölln und von Pfalz. Allein sie sind, wie man zu reden pflegt, nur incognito: Sie haben sehr wenige Leute bey sich, und ihr Aufzug ist nicht so prächtig als derjenige, womit vor einem Jahr um diese Zeit ein einziger Gesander von ihnen sich sehen ließ. Kaum weiß man daß sie hier sind. Vorgestern ist auch der Marschall von Belleisle von seiner unglücklichen Verrichtung in Böh-

men

(*) Illiad. L. XXVII. v. 464.

men zurück gekommen. Man meynet, der Kayser, weil er sonsten seine ihm schädliche, und doch, wie man nicht zweiffelt, getreue Dienste, zu vergelten weiß, werde ihn zum Fürsten des Reichs machen. Ein Kayser hat allerhand Mitteln denjenigen seine Erkäntlichkeit zu zeigen, die vor ihn etwas gewagt haben. In der That hat dieser französische Marschall etwas rechts für den Kayser ausgestanden; seine Mine allein würde solches genugsam zu erkennen geben, wenn man es sonst nicht wüste, dann er siehet elendig mager und kaum noch demjenigen französischen Gesanden gleich, vor dem hier vor einem Jahr noch so viele Grossen die Knie beugten, wo nicht gar einen Götzen aus ihm machten. So schnell sind die Verwandelungen auf dem Schauplatz dieser Welt. Die Einbildung muß die Vergeltung grosser Thaten und die Seele der meisten Helden seyn, sonst würden sie öffters gar todt scheinen. Ich empfehle mich zu fernerer Gewogenheit und verharre unveränderlich,

Mein Herr,

Franckfurt den 7. Febr. 1743.

Dero gehorsamster und ergebenster Diener.

XXIII. Brief.

XXIII. Brief.

Der traurige Winter am kayserlichen Hof.

Aſpera creſcit hyems omnique a parte ferroces
Bella gerunt venti fretaque indignantia miſcent.

Ovid. 2. Metam.

Mein Herr,

Die Zeit wird noch immer betrübter, nachdem der Sonnen Licht auf unſrer Hemisphäre die Tage verlängert. Sie verlängert denen leidenden ihre Empfindlichkeit und macht die Vorwürffe der Schmertzen deſto ſichtbarer, welche ſich vorher unter den Schatten der dunckelen Nächte noch zu verbergen ſchienen.

Der Tod dringt ſogar in den kayſerlichen Pallaſt: er entriß am verwichenen Mittwochen vor acht Tagen (nebſt einem Edelknaben, der ein Liebling des Kayſers und noch etwas mehr ſoll geweſen ſeyn) die hinterlaſſene Prinzeßin des Herzogs Ferdinands von Bayern, und zwey Tage hernach ſeine eigne zweyte Prinzeßin, die ſowohl an Leibes als an Gemüthsgaben auch nach der Natur ihren hohen Rang würde behauptet haben. Sie ſtarben beyde an einer Art von Flecken-

ckenfiebern, und werden als ein kostbarer Verlust ungemein beseufftzet und beweinet.

Unsere gute Kayserin empfindet dabey alle Wehmuth und Schmerzen einer zärtlichen Mutter. Der Kayser aber zeiget bald eine ausnehmende Standhafftigkeit, bald die natürliche Empfindlichkeit eines liebreichen und gütigen Herzens. So vielfältige zusammen stossende Wiederwärtigkeiten können auch den grösten Muth schwächen. Ein kräncklicher Leib, ein Land das der Feind eingenommen hat, ein tapferes Kriegsheer, so beydes Freunde und Feinde verheeren; eine ausbündig schöne Familie, die der Tod von einander trennet: Alles dieses bestürmet zu gleicher Zeit die Großmuth eines auf den kayserlichen Thron erhabenen Fürstens. Nur sein Ruhm bleibt unverletzbar. Er ist gütig, großmüthig und gerecht. Verdienet er nicht Kayser zu seyn? Soll er noch mehr leiden, um auch einen Rang unter den Weisen zu bekommen.

Sie stellen sich also, mein Herr, in Gedancken vor, wie traurig es nun hier am kayserlichen Hof aussehen, und wie es unserm Kayser zu Muth seyn müsse, da nun auch die engeländische und hannöverische Truppen mit nächstem in hiesigen Gegenden erscheinen werden. Was soll bey solchen verwirrten Umständen der Kayser thun? Soll er sich in den Schutz derjenigen Völker begeben, die gegen ihn und seine

Bunds-

Bundsgenossen im Anzug sind? Es ist wahr, daß er für sich und seinen Hofstaat, so lange er allhier in Franckfurt bleibet, als Kayser und als Oberhaupt des Reichs bey der ganzen Reichsversammlung von diesen Völkern nichts zu befahren habe; allein es dürfte ihm doch allzuverschmählich, und der Majestät eines römischen Kaysers zu nachtheilig scheinen, in einer Stadt sich aufzuhalten, wo Völker, die gegen ihn kriegen, gleichen Schutz und gleiche Sicherheit zu geniessen haben, wo nicht gar dem Volk und den Einwohnern hier überhaupt weit angenehmer seyn werden, als seine Bundsgenossen, die Franzosen. Es heisset zwar, er führte den Krieg nicht als Kayser, sondern als Churfürst von Bayern; allein die Königin von Ungarn will von dieser Distinctione Idiomatum nichts wissen: sie findet in dem Kayser den Churfürsten von Bayern, ihren Feind. Ob ihn nun gleich der König von Engelland als Churfürst von Hannover hat helffen zum Kayser wehlen, so gehet doch jetzo der König von Engelland, alle Complimenten bey Seiten gesetzt, dem Churfürsten von Bayern auf den Leib, und indem er diesen hilffet klein machen, so fühlt es der Kayser, unter welchem Namen sie wollen.

Die schlaue Franzosen wissen sich dieser Umstände wohl zu bedienen, um den Kayser zu bereden, daß er seine Person nicht der Verachtung und dem Hohn stoltzer Feinde in einer Stadt aussetzen möchte, wo sie niche gewiß wären, ob

sie

sie ihn auch schützen könnten; weil der Ausschlag der Kriegshandlungen, auch bey den besten Anstalten, doch immer mislich und ungewiß wäre; und daß er also bey diesen Umständen mehr Sicherheit bey ihrer Armee in Bayern finden würde, wohin man sagt, daß sich der Kayser nächster Tagen erheben würde.

Es sey nun, daß der Kayser es in der That für etwas unanständiges hält, seine Feinde so nahe um sich herum, und wohl gar mit frechem Stoltz vor seinem Pallast zu sehen. Es sey, daß ihm die verkehrte Rathschläge auf dem Reichstag Wunden ins Hertze schnieden, da er sieht, daß er von dieser Seiten nichts zu hoffen hat. Es sey auch, daß sein armes bedrängtes Volck, welches unter der Botmäßigkeit der Feinde seufzet, seinen Heldenmuth, der ihm natürlich ist, auffordert und bey ihm den gerechten Eiffer entzündet, ihm zu Hülffe zu eilen. Kurtz, alle diese Ursachen zusammen dürften ihn wohl zur Abreise von Franckfurt bewegen. Obgleich sowohl der Bischoff von Würtzburg, als die sämmtlich hier versammlete Reichstagsgesanden ihre Gegenvorstellungen deßwegen machen.

Eben jetzo kommt man mir zusagen, daß bey Hofe alles in Bewegung sey, und daß man dessen Abreise erster Tagen vermuthe. Ein wenig Gedult, so werden wir bald wissen, wozu der Kayser sich wird entschlossen haben. Ich em-

pfehle Sie dem Schutz des Allmächtigen und verharre stets,

Mein Herr,

Franckfurt, den 6. April.
1743.

Dero gehorsamster und ergebenster Diener.

XXIV. Brief.

Ankunft der engeländischen und hannöverischen Völker.

Rideat felix fortuna licet,
Tamen afflictos gaudere piget.

Sen. in Here.

Mein Herr,

Der Kayser hat die Ankunft der englischen Truppen in dieser Stadt nicht erwartet, sondern ist den 17. dieses würcklich von hier aufgebrochen. Man hatte so lang daran gezweifelt, bis man ihn seinen Reißwagen besteigen sahe. Der kayserliche Prinz, der Graf von Montijo, nebst den andern auswärtigen Ge-

Gesanden, haben ihn begleitet. Das Wetter war sehr rauh und ungestümm; Es fiel sogar ein gräßlicher Schnee; alles schien dem guten Kayser seine Reise recht beschwerlich zu machen.

Die bisherige Friedenshandlungen sind dadurch auf einmahl abgebrochen worden, und der Kayser siehet sich nunmehro völlig in den Händen der Franzosen. Dieses verschmitzte Volk erlanget also doch seinen Zweck, indem es längst gesucht hat, des Kayfers sich zu versichern und die Friedenshandlungen in Frankfurt zu unterbrechen. Der König in Frankreich erkläret dargegen den Kayser zum obersten Feldherrn seiner in Teutschland habenden Kriegsvölker. Ist dieses nicht eine grosse Ehre für uns Teutschen und für das Haupt der Christenheit?

Der Graf von Montijo ließ vor seiner Abreise seinen hier bey der Stadt gemietheten Hof völlig ausräumen. Sogar alle Tapeten beydes in den Zimmern, als auf der langen von ihm erbauten Gallerie wurden abgemacht; Alles Geschirr, alles Haußgeräth und aller Plunder wurde in die Stadt geschlept, damit ja die Engeländer bey ihrer Ankunft nichts Spanisches mehr auf diesem Hof finden möchten. Dieser Graf hatte seit dem vorjährigen Freudenfest und dem grossen Feuerwerk, welches er den 25. May, dem Kayser zu Ehren, wegen der Schlacht bey Czaslau anbrennen ließ, sich so still und eingezogen

gehalten, daß man fragte, ob auch der Graf von Montijo noch zu Frankfurt wäre?

Sobald war der Kayser nicht verreiset, so sahe man schon allenthalben die Vorboten der englischen Truppen in dieser Stadt. Man hat hier den ganzen Tag an diesen Leuten zu sehen, welche Hauffen weiß die Straßen bedecken. Sie sind alle in gut Scharlach gekleidet und mit schönem Gewehr versehen. Sie sind dabey ziemlich gestreckt, starck von Brust und Knochen, und so gewachsen, daß sie die Strapatzen wenig zu achten scheinen. Dem Trunk sind sie eben so wohl ergeben, als unsre Landsleute; Allein sie thun nicht so närrisch, wann sie betrunken sind. Zehen Franzosen haben im vorigen Jahr allhier mehr Lermen gemacht, als hundert Engeländer. Mit allem dem dürfte doch das englische Flegma der französischen Lebhaftigkeit noch viel zuschaffen machen. Man könnte an ihnen aussetzen, daß sie nicht so zierlich aufgeschwänzt und zum Tanzen abgerichtet sind, wie die Franzosen: Sie sind ein wenig plump und bengelhaft. Allein ich getraute mir etwas rechts mit ihnen auszurichten. Der König in Preussen solte eine Freude haben sie zu sehen, er würde sie aber exerciren wollen, und dann würden sie noch eins so gut aussehen.

Die Engelländer haben eine Menge Weibs-Leute bey sich, welche mit ihren Hüten und kleinen rothen Mänteln eine sehr artige Figur machen.

chen. Sie sind durchgehends wohl gekleidet und gleichen in nichts denen unflätigen Amazonen, die unsern Kriegsheeren folgen. Alles ist an ihnen nett und sauber, und zeiget die Glückseeligkeit eines freyen Volks. Nichts aber lässet poßirlicher, als wenn die gute Männer ihre Kinder auf den Armen tragen, und die Weiber, wie vornehme Damen, zierlich geputzt voraus gehen. Nicht anders als ob sie verbunden wären, so viel Menschen wieder in die Welt zu setzen, als sie besorgt sind, daß in einem Feldzug darauf gehen möchten. Sie machen sich also gleichsam daraus eine Ehre, ihre Kinder selbsten zu schleppen und allenthalben wo sie hinkommen, Kindtauffen zu halten (*). Sie kauffen sich allerhand Sachen und haben dem Ansehen nach für solche Leute Geld genug. Ich zweifle nicht sie werden unsern armen Dorfschafften, wohin sie zu stehen kommen, zu einem reichen Seegen dienen. Dann sie bezahlen alles wohl und geberden sich gegen die Teutschen sehr leutselig. Allein sobald sie einen Franzosen erblicken, so steigt ihnen das Blut ins Angesicht, und es geschiehet nicht selten, daß sie sodann vom Leder ziehen, und ohne den Befehl ihres Officiers zu erwarten, auf sie loß gehen.

Die französische Armee, welche der Herzog von Noailles anführet, ist unterdessen auch über den Rhein gegangen, und hat ihr weites Lager

(*) S. Der Soldat oder Kriegsstand. C. XI. p. 345. Wo ich darüber einige Anmerkungen mache.

bis in die Gegend von Darmstadt aufgeschlagen. Sie hat ihre Magazine jenseit des Rheins bey Oppenheim; die darmstädtischen Unterthanen aber müssen ihnen Heu, Stroh und Vorspann liefern. Wobey von ihnen, wie es in dergleichen Vorfällen zu geschehen pflegt, die Wiesen und die Sommersaat abgegraset werden. Im übrigen halten sie gute Ordnung und scharffe Mannszucht; zum wenigsten können meine Leute auf meinem Landgut zu M. . . nicht über sie klagen. Der General der daselbst sein Quartier aufgeschlagen, ist ein höflicher und gut artiger Mann; Er hat, nachdem ich meine Wiesen und Sommerfelder denen streiffenden Furagirern habe preiß lassen müssen, die übrige Felder mit einer Wache bedecket, welche Gütigkeit ich billig rühmen muß.

Beydes die Engeländer als die Franzosen geben vor, sie wären zu unsrer Hülffe und Sicherheit in Teutschland gekommen. Die Wahrheit zu bekennen, so wünschte ich, daß sie uns ihre Freundschaft ein wenig entfernter von uns möchten zu erkennen geben. Denn ich fürchte sehr, daß sie, wo sie mit ihren zahlreichen Heeren sich lang bey uns verweilen solten, sie uns mit aller ihrer Dienstfertigkeit gar aufzehren dürften. Von der Gefahr, worinnen sie das ganze Land und die Einwohner setzen, nichts zu gedenken. Es ist wahr, daß sie auch vieles Geld mitbringen; Allein solches wird sehr ungleich ausgetheilet;

des einen Nutzen ist insgemein des andern Schaden.

Die englischen Truppen waren nicht sobald hier in dieser Gegend eingerückt, so kamen auch die Hannöverischen mit dem Anfang dieses Monats anmarschiret; sie formirten das zweyte Treffen, hinter dem englischen Lager: welches von dem Gutleuthof bis über Griesheim sich hinzog: hier hatten die Engeländer ihr Geschütz und ein paar ungeheure grosse Heerpaucken auf einem Wagen, von dessen fürchterlichen Thon vielleicht die Feinde nicht weniger erschrecken solten, als ehemahls die Mauren von Jericho von dem Schall der israelitischen Posaunen. Die österreichische Armee stehet oberhalb Höchst, unter Anführung des Herrn Herzogs von Aremberg, eines der würdigsten Feldherrn der Königin von Ungarn.

Schönere Truppen als die hannöverische hat man hier noch nicht gesehen. Es ist ein ganz auserlesenes Volk; Allein ziemlich wild und dem Trunk dergestalt ergeben, daß man öfters die ganze Heerstrasse mit rothen Röcken und betrunkenen Leuten bedecket sahe. Dieses ist nicht allein ihr Fehler, sondern sie suchen auch ihre Tapferkeit sehr zur Unzeit bey allerhand Händeln und Scharmützeln zu zeigen. Man siehet unter ihnen, wann sie in der Stadt sind, beständig blosse Schwerdter und blutige Köpfe. Ihre Befehlshaber sind grösten Theils die belebtesten und artigste Leute von der Welt. Etliche unter ihnen

sowohl als unter den Gemeinen, befleissen sich auch einer besondern Gottesfurcht. Die Betstunden, welche alle Abende öffentlich vor dem Regiment gehalten werden, haben etwas sehr andächtiges und erbauliches. Die Menschen sind durchgehends gemischt, doch so, daß, wenn man sie unter ihrem Geistlichen siehet, sie alle fromm scheinen: So viel ist gewiß, daß man, den Soff ausgenommen, nicht leicht ein schöner Volk sehen kann; Denn obgleich die Preussen im Exerciren und Feuern es den Hannöverischen zuvor thun, so sind sie doch lange nicht so wohl gekleidet. Die Hannöverische haben das Mittel getroffen, zwischen der preußischen und der englischen Kleidungsart. Jene ist allzuschlampigt und herunter hängend. Die hannöverische aber ist nett, zierlich, wohlgepaßt und bedeckt den Leib nach Nothdurft.

Ich fahre öfters beydes in die englische und hannöverische Läger, und komme selten zurück, daß ich nicht etwas neues darinnen beobachtet hätte. Ich lernte unter andern auch den General Onslow kennen, der einer der vornehmsten ist. Er hat nichts weniger als das Ansehen von einem Kriegsbefehlshaber. Er sieht einem guten, ehrlichen, dicken Bürgersmann ähnlich, der nicht viel Ceremonien macht, und mehr die Handlung als den Krieg zu verstehen scheint. Er ist aber deswegen doch ein rechtschaffener braver Mann, und thut seine Sachen besser als andre spreustige Windbeutel die nicht wissen, wie sie

sich

sich genug Ansehen geben, immer mit Gold und Silber sich behängen, viele Pferde, Hunde, Leibdiener und dergleichen halten, die Landleute plagen und mit ihrer geborgten Pracht, andre ehrliche Leute verachten sollen; Wie man solcher Gerngrossen bisher eine Menge allhier gesehen hat.

Unweit dem General Onslow lag auch der General Fronthom im Quartier, dieser hat schon ein edleres Wesen und eine sehr wohlgezeichnete männliche Bildung; man traut ihm aber dem ungeachtet nicht so viel als jenem zu. Insonderheit muß ich das gute Ansehen des Lords Stairs bewundern. Er hat in der That etwas grosses und erhabenes in seinem Wesen das ihn zugleich für einen Feldherrn und für einen Staatsmann zu erkennen giebt. Er ist überaus wohl gewachsen und hat bey einem gesetzten Wesen viele Lebhaftigkeit und Artigkeit, unerachtet er schon sechzig Jahr zurück geleget hat. Wen GOtt und die Natur mit ihren Gaben so ausgezeichnet und über andre Menschen erhaben hat, der verdienet auch, daß man ihn ehret und andern vorsetzet. Die Engeländer haben dieser ansehnlichen Leute noch viele unter sich. Es ist aber bey ihnen der Hofmann und der Republicaner, der Edelmann und der Bürger stets miteinander gemengt; doch vereinigen sie sich alle gleich in einerley Neigung für die Ehre ihrer Nation und für den Beystand ihrer Bundsgenossen; Allein ihr Haß gegen die Franzosen gehet ein we-

nig

nig zu weit; Es ist eine gemeine Redensart unter ihnen, wann sie von den Franzosen reden, daß sie solche frenche Dock (französische Hunde) nennen. Dieses lautet nicht artig, und drücket die sonst den Engeländern beywohnende Vernunft (bon sens) schlecht aus; Wiewohl dergleichen Ausschweiffungen nur unter dem Pöbel gewöhnlich sind, dann es giebt unter den Engeländern wie unter allen andern Völkern rechtschaffene Leute, die ohne Vorurtheil ihre eigne Fehler und ihrer Nachbarn Tugenden erkennen.

Die Eifersucht, welche die Engeländer gegen die Hannöverische haben, verursacht viele und grosse Unordnungen. Täglich kommen sie fast hintereinander, und hauen sich einander zu schanden. Die Befehlshaber von beyden Seiten haben alle Mühe von der Welt diesem Unfug zu begegnen. Die Engeländer betrachten die Hannoveraner als Leute, die sie in ihrem Sold haben, und denen sie deswegen gleichsam gebieten wollen. Unter diesen aber giebt es einige Befehlshaber die nicht wissen, wie sie die Nase hoch genug tragen sollen. Einige treiben gar das Ceremoniel so weit, daß sie bey allen Leuten die zu ihnen kommen, erstlich die peinliche Frage anstellen lassen, ob sie auch von Adel sind, widrigen Falls wird ihnen kein Stuhl gesetzt.

Die vernünftigen Engeländer wissen von diesen Narrheiten nichts. Es kam einsmahls ein an-

ge-

gesehener Kaufmann aus dieser Stadt zu dem Lord Stairs der ihm etwas vortragen wolte, und vorher die Demuth bey einem hannöverischen General gelernet hatte; Er zeigte sich deswegen vor dem englischen Heerführer mit vielen Verbeugungen. Der Lord bat ihn ohne Ceremonie sich zu ihm zu setzen; jener aber wolte es aus Bescheidenheit nicht thun. Damit ergrif ihn der Lord bey dem Ermel, setzte ihn neben sich auf einen Stuhl, und sprach: Sehen sie, mein Herr, so können wir gemächlich miteinander reden.

Den 15. dieses wurde der Bürgerschaft in Frankfurt angekündiget, mit Ober- und Untergewehr auf ihren gewöhnlichen Posten zu erscheinen, wann sie drey Stückschüsse hören würden. Auch wurde diesen Tag der Maynstrohm gesperret; indem man alle Stunde und Augenblicke sich einer Schlacht vermuthete; So sehr man aber beyderseits sich einander die Vortheile suchte abzugewinnen, so wolte sich doch die Gelegenheit darzu nicht sobald fügen.

Die Alliirten waren ungleich schwächer als die Franzosen; allein sie waren desto begieriger ihren Feinden unter das Gesicht zu gehen. Beydes die Engeländer und Hannoveraner, sowohl als die Oesterreicher hatten ein unmäßiges Verlangen zu fechten. Wie konnte es anders seyn? Sie hatten sich bisher im Ueberfluß gefüttert und ihre martialische Geister wurden noch täglich mit hi-

tzigen Getränken angebrant. Es hieß ein Engeländer fresse für drey und fechte für sechs; Auf diese Weise wären sie also weit stärcker, als die Franzosen.

Sie zogen den 10. dieses mit anbrechendem Tag in Schlachtordnung über den Mayn. Allein der grosse Wald, der zwischen ihnen und den Franzosen ist, hielt sie noch auf drey bis 4. Stunden weit von einander. Sie machten hier ihre Kriegsübungen und feuerten so tapfer, daß man nicht anders meynte, als sie wären mit den Franzosen in einem scharffen Gefechte. Das Volk lief Hauffenweiß dahin. Man bestieg hier die Wälle und die Thürme. Man sahe einen grossen Rauch; Dieses war alles; die ganze Armee bezog Abends wieder ihr Lager.

Die eigentliche Absichten dieser Maskerade ist mir unbekannt. Hätten die Franzosen davon Nachricht gehabt, so hätten sie hier die Alliirten wacker abfertigen können; dann sie hätten den Wald hinter sich zur Schutzwehr und zum Rückhalt gehabt. Unterdessen hatte diese kleine Bravade diesen Nutzen, daß man den gemeinen Soldaten den Muth stärckte und sie aufmunterte an den Feind zurücken, wann man es gut finden würde, indem man ihnen glauben machte, er habe sich aus Furcht vor ihnen zurück gezogen.

In der That räumten die Franzosen dieselbe Ge-

Gegend, und zogen von großen Gera, wo bisher ihr Hauptquartier gewesen, sich den Mayn hinauf bis nach Aschaffenburg, wo sie sich lagerten, und zwey Brücken bey Seligenstadt über den Mayn schlugen. Ihre Absichten, wie man vorgiebt, sollen dahin gehen, die heßische und hannöverische Regimenter, welche im Anzug sind und zu der alliirten Armee, unter Anführung des Prinzen Georgs von Hessen und des hannöverischen Generals von Tuchtleben stossen sollen, abzuschneiden.

Der König von Engeland ist unterdessen zu Hanau angekommen. Die ganze alliirte Armee aber ist disseits den Mayn hinauf, bis in die Gegend von Aschaffenburg gezogen. Dieser Aufbruch geschahe den 16. und 17. in völliger Schlachtordnung.

So ein grosses Gewühl bisher vor und in dieser Stadt gewesen ist, so still ist es nun seitdem die beyden Armeen sich von hier weg gezogen haben. Ob es nun bald, wie man meynet, zu einem Haupttreffen kommen dürfte, solches wird sich zeigen; dann es ist unmöglich, daß sich die Alliirten in derjenigen Stellung, worinnen sie stehen, lang solten erhalten können. Wir sind also hier in steter Erwartung einer grossen Begebenheit. Ich werde nicht ermangeln Ihnen von allen Vorgängen zu rechter Zeit Bericht ab-

abzustatten, der ich mit allem Eifer beständigst verharre,

Mein Herr,

Frankfurt, den 22. Jun. 1743.

Dero gehorsamster und ergebenster Diener.

XXV. Brief.

Die Schlacht bey Dettingen.

Omnis in ferro est salus.

Sen. in Here. Fur.

Mein Herr,

Mein letztes Schreiben vom 22sten hat Ihnen von der Vermuthung einer baldigen Schlacht Meldung gethan. Solche ist auch würklich wenig Tage hernach, nemlich den 27. verwichenen Monats vorgefallen: Ich habe Ihnen aber nicht ehender davon die Umstände berichten können, als bis ich solche mit

mit vieler Mühe selbst in Erfahrung gebracht habe.

Solte man sagen, daß in einer Begebenheit die sich gleichsam vor unsern Augen zugetragen hat, die Wahrheit so schwer auseinander zu wickeln sey? Was sollen wir nun von den alten Geschichten glauben, zumahlen von solchen die zu denen Zeiten sind geschrieben worden, da nur die Geistlichen allein die Feder führten? Was Wunder, daß wir darunter so viele Iliaden und trojanische Helden finden, die ihren Ruhm nicht sowohl ihren Thaten, als den guten Einfällen der Poeten und den Fabelschreibern zu danken haben.

Was die Schlacht bey Dettingen betrift, so muß man den Franzosen das Zeugniß geben, daß sie ihre Anstalten besser gemacht haben als die Alliirten. Die ganze Stellung ihres Lagers von Seligenstadt bis nach Aschaffenburg längst dem Maynstrom war schön. Die vortheilhaften Postirungen, die sie allenthalben aussetzten, um sich Meister von diesem Strom zu machen, schnitten den Alliirten, welche disseits ihr Lager aufgeschlagen hatten, alle Zufuhr ab. Diese sahen sich zwischen einer waldigten Anhöhe und zwischen dem Mayn in engen Gränzen eingesperret. Kein Schiff und keine Fuhr konnte bey Dettingen vorbey fahren, ohne Gefahr zu laufen, von dem feindlichen Geschütz in Grund oder zusammen geschossen zu werden.

Da nun die Alliirten weder Magazine, noch Zufuhren in dieser Gegend hatten; so äusserte sich der Mangel gar bald in der Armee; dieser nöthigte sie auch würcklich den 27. Jun. wieder aufzubrechen, und sich in die Gegend von Hanau herunter zu ziehen.

Der Marschall von Noailles hatte davon in Zeiten Nachricht. Er sahe sich im Stand die Alliirten auf diesem Marsch anzugreiffen, und sich einen Siegescranz zu erwerben. Alle seine Anstalten darzu waren klug und vorsichtig ausgedacht. Er ließ zwey Brücken bey Seligenstadt über den Mayn schlagen und setzte darüber mit einem Heer von ungefehr 23000. Mann. Es fand sich zwischen klein Welnitzheim und Dettingen ein flaches Feld, dieses ließ er von seinen Völkern einnehmen.

Die Alliirten, welche auf diesem Marsch dem Feuer des französischen Geschützes stark ausgesetzet waren, stutzten nicht wenig, als sie auch bey Dettingen ihre Feinde in Schlachtordnung sahen; sie musten sich also setzen, so gut sie konnten, und den Angriff erwarten.

Dieser geschahe Nachmittags um 1. Uhr von dem königlichen Hauß mit dem Degen in der Faust. Die Wuth dieser auserlesenen Krieger war so groß, daß sie von einem dreymahligen Feuer, welches einige englische Regimenter auf sie machten, sich nicht zurück weisen liessen, sondern

dern

dern nur desto hitziger auf sie eindrangen, und solche bey nahe auch über den Hauffen warffen. Die übrige französische Reuterey schien mit gleichem Vortheil zu fechten, und hatte bereits durch einige österreichische Regimenter sich Oeffnung gemacht, als zu ihrem Unglück das zweyte Treffen des österreichischen Fußvolks mit Nachdruke unterstützte, und die schon halb gebrochene Linien mit schneller Behendigkeit herstellte.

Die Alliirten hätten dem ungeachtet doch allem Ansehen nach, das Feld räumen müssen, wann nicht ein grausames Feuer von einer kleinen Anhöhe, welche das hannöverische Geschütze zu gutem Glück noch eingenommen, die französische Reuterey jämmerlich zu Boden gestreckt hätte. Es können diejenigen so diese gräßliche Niederlage mit angesehen haben, nicht genugsam den Jammer beschreiben, wie diese schöne Leute so schnell, und so erbärmlich, in dem tapfersten Gefecht sind zusammen geschossen worden. Die Kartätschen thaten hier für die Alliirten eine zwar gewünschte aber auch zugleich abscheuliche Würkung.

Dieses war noch nicht genug: Das mörderische Geschütz war es nicht allein, so diese brave Leute durch sein höllisches Feuer zusammen schmelzte. Die Engeländer wurden durch das Blut, welches sie auch unter ihnen rifseln sahen, in ihre gewöhnliche Wuth gesetzt. Ihre Reuterey stürmte mit gleicher Macht auf die unglückliche

Franzosen loß, die, weil sie von keinem Fußvolk unterstützet wurden, ganz unbarmherzig zusammen gehauen, zerfetzt und zerstochen wurden. Die Engeländer meynten Anfangs die französische Reuter hätten die Kunst sich vest zu machen; weil ihre Schwerdter auf ihren Scheiteln nicht eindrungen; Diese hatten sich nicht allein mit guten Cürassen, sondern auch mit creutzweisen eisernen Ringen unter den Hüten verwahret. Die Engeländer zerstachen und zermetzelten deswegen diese arme Leute auf das grausamste, als sie sich von ihnen Meister sahen. Diejenigen die sich noch mit der Flucht zu retten suchten, warfen ihre Küraffe und ihre Waffen von sich, um desto leichtrr den mörderischen Händen ihrer Feinde zu entrinnen. Einige Nachrichten melden, die Unordnung und Verwirrung unter den Flüchtigen sey dermassen groß gewesen, daß einer den andern von den Brücken in den Mayn gestossen hätte; Allein, man weiß, daß die Franzosen sich hinter einer Schanz und einem Graben, die sie bey Dettingen aufgeworffen hatten, wiedernm versammlet, und darauf in guter Ordnung sich über den Mayn zurück gezogen haben. Etliche hundert die im Schrecken durch den Fluß setzen wollen, und des Furthes, wo man durchwaden konnte, verfehlten, fanden im Wasser den Tod, dem sie im Feuer zu entfliehen suchten. Einige dieser verunglückten Leichname kamen sogar bis an die hiesige Brücke geschwommen, und wurden von den Schiffern aufgefischt. Genug: die Alliirten erhielten das Feld.

Der

Der König von Engeland hatte währender Schlacht vor der Spitze seiner Armee gehalten, und in eigener Person die Befehle ertheilet. Jedermann giebt diesem grossen Monarchen und seinem würdigsten Sohn, dem Herzog von Cumberland, das Zeugniß, daß sie mit wahrer Standhaftigkeit und einem recht erhabenen Muth ihre hohe Posten wahrgenommen und sich keiner Gefahr entzogen haben. Wie davon die Wunde, welche der muntre Prinz durch einen Musketenschuß durch das dicke Bein empfieng, und einige Reuter von des Königs Leibwache, welche die feindliche Canonen hinter ihm wegnahmen, sattsames Zeugnis geben.

Der Herzog von Aremberg, der die Oesterreicher mit seiner gewöhnlichen Tapferkeit anführte, bekam einen Schuß auf die Brust. Dem hannöverischen General Mouron und seinem ältesten Sohn wurden mit einer Canonenkugel jedem ein Bein abgeschossen; Clayton aber einer der besten englischen Generale, blieb auf der Stelle. Andere vornehmen Herren, die theils hart verwundet, theils auf dem Kampfplatz geblieben, nicht zu gedenken. Von französischer Seite wurde der Prinz von Dombes und der Herzog von Boufleurs verwundet; Der Herzog von Rochechouart aber getödtet. Der Herzog von Harcourt und der Herr Duchatre sind gefährlich verwundet. Die Namen der übrigen vornehmen Befehlshaber, die auf dem Platz geblieben, finden Sie in beygehender Verzeichnis.

Sie können daraus urtheilen mein Herr! wie hitzig das Gefecht müsse gewesen seyn.

Die Franzosen haben besonders viele brave Leute verlohren, denn sie wurden wie schon gemeldet, von dem Geschütz der Alliirten abscheulich zusammen geschossen. Das königliche Hauß wurde dreymahl übern Hauffen geworffen, und doch gieng es allemahl wieder mit unglaublichem Muth in das dickste Feuer. Man urtheile daraus von dessen Verlust, welcher um so viel beträchtlicher ist, weil diese Truppen aus der schönsten Reuterey von ganz Frankreich, und aus dem Kern des untersten Adels bestehen. Man rechnet überhaupt auf französischer Seite an Todten und Verwundeten über 2. bis 3. tausend Mann; Die Zahl der Gefangenen aber soll sich über 1500. Mann erstrecken.

Den Verlust der Alliirten rechnet man auf tausend Mann geringer; wiewohl sie solchen nur, nach beyliegender Liste auf 1600. beydes an Todten und Verwundeten angeben: Die Hannoveraner sollen von den vier Regimentern Sommerfeld, Sastrow, Monroy und Böselager allein über 1800. Mann eingebüsset haben. Wäre dieses Vorgeben richtig, so müste nach Maasgebung der österreichischen und englischen Fußvölker, die stark im Feuer waren, eine sehr grosse Anzahl geblieben seyn. So viel ist gewiß, daß die Franzosen ihrem Uberwinder die Ehre,

des

des Siegs und die Einräumung des Kampfplatzes theuer verkauften.

Ueberhaupt entscheidet diese Kriegshandlung, so blutig sie auch war, in der Hauptsache nicht das mindeste. Es ist auch das ganze Gefecht mehr ein hitziges Scharmützel als eine ordentliche Feldschlacht zu nennen; indeme der Raum von beyden Seiten es nicht verstattete sich nach den Regeln des Kriegs in eine ordentliche Schlachtordnung zu stellen; Dergestalt, daß von 40. tausend Mann als die Alliirten stark waren, kaum der vierte Theil und von 23000. Franzosen, die über den Mayn gegangen waren, nur 15000. an das Feuer gekommen sind. Man bemerket bey diesem vorgefallenen Treffen verschiedene sehr merckliche Fehler, die auf beyden Seiten sind begangen worden.

Von Seiten der Alliirten bemerket man als einen grossen Fehler: 1) Daß sie sich in einen Paß bey Aschaffenburg haben einsperren lassen, wo sie weder Magazine, noch Zufuhr, noch Lebensmitteln hatten und wo das feindliche Geschütz, jenseit des Mayns, ober und unterhalb klein Ostheim, die ganze Heerstrasse bestreichen konnte.

2) War es eine üble Kriegszucht bey den Engeländern, daß sie die Landleute daherum, welche catholisch waren, wegen ihrer Religion ausspotteten, und ihnen deswegen übel begegneten,

auch einige sogar über ihr Vieh herfielen; wodurch sie dieselbe dermassen erbitterten, daß sie die Engeländer für ihre Feinde hielten, und alles was sie konnten, mit sich in die Wälder schleppten.

Der König von Engeland ließ zwar dergleichen Ausschweiffungen auf das schärfste verbieten. Unterdessen aber musten seine Truppen, die sonst an ihr frisches Fleisch gewohnt sind, ein ungewohntes Fasten halten, und viele unter ihnen sowohl als unter den Oesterreichern und Hannoveranern, den bittern Hunger leiden. Bey welchen Umständen sichs in der That nicht gut fechten lässet.

3) Der dritte Fehler, welcher sich fast alle Zeit bey einer alliirten Armee zu äussern pflegt, war das Mißverständniß derjenigen, welche die verschiedene Truppen commandirten. Hier setzt es allezeit starke Wiedersprüche und langsame Berathschlagungen, darüber der Zeitpunct, in welchen sich alles schon regen und bewegen solte, höchst nachtheilich verstreicht. Insonderheit setzte es zwischen dem Lord Stairs und dem alten österreichischen General, Grafen von Neuperg einen harten Wortwechsel. Dieser wolte sich von jenem nichts einreden lassen, weil er vermeynte mehr Erfahrung zu haben, und den Krieg besser zu verstehen; Worüber ihn der englische Feldherr einen wunderlichen und eigensinnigen Mann betitelte. Der eine war der Meynung,

nung, daß die Franzosen oben zu Aschaffenburg, und der andre, daß sie bey Seligenstadt über den Mayn gehen würden. Bey diesen verschiedenen Meynungen war man so lang unschlüßig was man thun solte, bis die Franzosen durch ihren Uebergang bey Seligenstadt die Frage entschieden, und es nicht viel mehr fehlte, das ganze Gepäcke der Alliirten wäre ihren Feinden zu Theil worden.

4) So fehlte es auch an nöthigen Karren und Wägen, das Gepäcke hurtig vom Weg zu bringen, daher es geschehen, daß sie viele Sachen zu Aschaffenburg und in derselbigen Gegend zurück liessen, welches nachgehends theils in die Kirche zusammen getragen wurde, theils aber dem Landmann als eine gute Beute in die Hände gerieth. Die Packwägen selbst, als die Franzosen bey klein Ostheim den Angriff thaten, musten sich gleichsam wie auf der Flucht nach dem Wald zu retten, dergestalt daß sie sich selbst einander in die Räder fuhren, und übern Haufen rannten. Auch blieben dabey einige Canonen, die sie am Ufer des Mayns gepflanzet hatten; ja, was ihnen am wenigsten Ehre macht, etliche hundert elendig Verwundete zurück, deren sich die Franzosen großmüthig annahmen.

Die Franzosen begiengen ihrer Seits keine geringere Fehler. Sie hätten ihren Feinden den gröstен Streich anbringen können, wo sie den so klug entworffenen Plan mit mehr Behutsam-

keit befolget und vorsichtiger ausgeführet hätten. Allein so bemerkte man dieses als einen Hauptfehler, daß sie an statt

1) Eine Schanze mit einer Linie, die zu ihrer Bedekung hätte dienen können, hinter das Treffen machten, da ihnen solche zu einer trefflichen Schutzwehr würde gedienet haben, wann sie solche vor das Treffen gesetzt hätten. Sie musten also nachgehends da ihren Rückhalt suchen, wo sie ihren Angriff hätten unterstützen sollen.

2) Rückten sie zu langsam und zu spät dem Feind entgegen, und liessen ihm Zeit und Weile sich in eine tapfere Gegenwehr zu setzen; da sie sonst die ganze feindliche Armee, mit samt dem Gepäcke, in eine gräßliche Verwirrung würden gebracht haben, wann sie nur einige Stunden früher den vortheilhaften Posten bey Dettingen eingenommen hätten.

3) Der dritte Fehler war, daß sie in das Dorf Dettingen nicht einen Trupp von 10. bis 12. tausend Mann zum Hinterhalt legten, da sie doch an Volk keinen Mangel hatten, und die wenigste zum Gefecht kamen. Dieser Posten wäre ihnen in der That von der grösten Wichtigkeit gewesen, und hätte die ganze feindliche Armee vermittelst einer kleinen Verschanzung aufhalten können.

4) Vier-

4) Viertens lies man den königlichen Haustruppen die Ehre, mit dem Degen in der Faust die Feinde anzugreiffen, ohne daß man solche mit nöthigen Fußvölkern unterstützet. Denn da sie die Menge gegen sich hatten, so half ihnen ihre Tapferkeit nichts; sie wurden vielmehr schrecklich zusammen geschmissen, und musten sich endlich gar, da sie also getrennet und übel zugerichtet waren, in Unordnung zurück ziehen.

Einige wollen, sie hätten den Befehl gehabt, blos mit dem Degen in der Faust zu fechten und kein Feuer zu geben. Ich begreiffe nicht die Ursache eines so ausserordentlichen Befehls; es sey dann, daß man von ihrer Hurtigkeit und von ihrer Hitze zu fechten, sich zum voraus dieses versprach, daß sie die vorstehende Regimenter Fußvolk auf einmal überraschen und zusammen hauen würden; allein da diese von andern unterstützet wurden, so hätten sie erstlich auf sie losfeuern, und hernach den Degen gebrauchen sollen. Man beschuldiget zwar die königliche Haustruppen, daß sie aus einer unzeitigen Hitze den Angriff gewagt, ehe sie den Befehl erhalten hätten, und ehe man darzu die Anstalten hätte machen können, sie, der Nothdurfft nach, zu bedecken.

Es ist auch dieses aus allen Umständen sehr wahrscheinlich; dann die Franzosen verstehen den Krieg allzuwohl, als daß sie einen so nöthigen Umstand nicht solten beobachtet haben. Es ist aber bekannt, wie sehr das unzeitige Feuer sol-

cher aus bloſſer Ruhmſucht fechtenden jungen Kriegsleute der Uebereilung und allzulebhafften Bewegung unterworffen iſt.

So hitzig und mörderlich im übrigen dieſes Gefecht von beyden Theilen war, ſo mitleidig und ſo großmüthig bezeigte man ſich darauf gegen beyderſeitige Kriegsgefangene und Verwundete. Jeder lies hier ſeinen Feinden gleiche Wartung und Verpflegung, wie den Seinigen, genieſſen. Dieſes heißt den Krieg als vernünftige und geſittete Völker führen. Ich will nicht ſagen als Chriſten, denn dieſer Artickel, ob, wie und wann Chriſten, als Chriſten, Kriege mit einander führen können, iſt noch nicht erörtert, ob ich gleich zugebe, daß ein Chriſt auch einen Soldaten abgeben mag; nemlich in ſo weit er ſeinem Vaterland, oder auch ſeines Unterhalts wegen einem fremden Fürſten dienet. Er muß aber daraus ſein Werck machen, die Ordnung, die Gerechtigkeit, das Mitleiden und die Menſchenliebe auch mitten unter den Waffen, ſo viel er kann, in allen Vorfällen und Umſtänden heilig hertzhafft zu erhalten.

Ich bin mit vollkommener Verehrung,

Mein Herr,

Franckfurt den 12. Julii 1743.

Dero gehorſamſter und ergebenſter Diener.

XXVI. Brief.

XXVI. Brief.

Von den Begebenheiten nach der Schlacht bey Dettingen.

Aequior caſum tulit & procellas
Mille qui ponto pariter carinas
Obeni vidit tabulaque littus
Naufragia ſpargi.

Seneca Trag. 6.

Mein Herr,

Nach der Schlacht bey Dettingen, davon ich Ihnen in meinem vorigen eine ausführliche Nachricht gegeben habe, beginnet hier alles auf einmal wieder lebhafft zu werden. Das Gewühl in dieser Stadt ist grösser als jemals, und die Strasse zwischen hier und Hanau ist stets mit Wägen, Pferden und Menschen bedeckt.

Der Kayser kam gleich den andern Tag nach diesem blutigen Treffen wieder in hiesige Stadt. Man hat also hier nicht Augen genug, um zu sehen, noch Ohren um zu hören. Man hoffet es werde nun Friede geben; denn man siehet nicht, wohin der gute Kayser weiter seine Zuflucht nehmen will. Der grosse Prinz Wilhelm von Hessen soll in dieser Sache bemühet seyn, einen Mittels-

telsmann abzugeben. Man weiß was die Fähigkeit und das Ansehen dieses klugen Herrn in den heutigen Geschäfften von Europa vermag. Man siehet ihn beständig bald hier bey dem Kayser, bald in seiner eignen Stadt Hanau bey dem König von Engelland. Der erfahrne General von Seckendorff zeiget sich auf gleiche Art beschäfftiget, und man weiß daß er mehr Verlangen hat Frieden zu machen, als die kayserliche Armee nach den Maximen des französischen Hofs zu commandiren.

Den 7. dieses wurde ein Danckfest wegen des erfochtenen Siegs über die Franzosen in dem alliirten Lager bey Hanau gehalten. Traurige Freuden-Lieder, die andere Menschen so viele Thränen kosten. Ich bin allezeit auf der Seite der Unglücklichen. Ich beklagte also die arme Franzosen, welche ihre Verwundete mit etlichen hundert Wägen über den Rhein führeten. Man kann nicht läugnen, daß sie nicht wacker gefochten, und hätte man nicht so lang gezaudert, das vordere Treffen mit gleicher Macht zu unterstützen, so würde es um die Alliirten schlimm ausgesehen haben. Ich kann den Hohn und die Bosheit nicht mehr ertragen, womit man den armen Franzosen hier begegnet. Es ist nicht anders, als ob man den Himmel noch zu mehrern Strafen reitzen wolte; denn man treibet die Grausamkeit und den rasenden Blutdurst allzuweit. Man siehet hier allenthalben auf den Strassen, wo sich die Franzosen und Alliirten ein-

einander aufstossen, blutige Scharmützel, wobey der hiesige Pöbel meynet, er sey nicht ehrlich, wann er es nicht mit diesen gegen jene hielte. Und dieses geschiehet in Gegenwart des Kayserß, für welchen die Franzosen die Waffen führen. Es erscheinen gegen dieses teutsche Oberhaupt die anzüglichste und schändlichste Pasquillen. Man schreyet vor seinem Pallast mit frecher Kehle: Vivat, es lebe das Haus von Oesterreich! Ja der junge Hanshagel ist gar so teufelhafft, daß, wo er einige Franzosen erblicket, die etwas kauffen oder sich sonst in der Stadt ein wenig umsehen wollen, er solches den Hannoveraner verräth, und ihnen dieselbe über den Hals schickt.

Vor einigen Tagen gerieth ein junger Franzos unter diesen unsinnigen Pöbel. Er hatte Streit bekommen, indem er zwischen zweyen streitenden wolte Friede machen. Er bekam für seinen christlichen Dienst wackere Schläge; Er wolte sich mit der Flucht retten. Der Pöbel aber wolte seine Wuth recht gegen ihn auslassen. Einer bekam denselben hier der andere da bey dem Flügel zu fassen und schmiß ihn in den Koth. Ich kam eben darzu, als man diesen armen Menschen so übel tractirte. Ich fragte was er gethan hätte und erhielt zur Antwort: Es ist ein Franzos. Ich bat darauf einige ehrliche Bürgersleute, die da zugegen waren, ihm durchzuhelffen. Ist dieses nicht ein schönes Jus Naturæ & Gentium?

Den

Den 12ten dieses verliessen die Franzosen ihr bisheriges Lager bey Offenbach, von da sie ihre Postirungen bis an die hiesige Stadt ausgestellet hatten. Es hies zwar, sie würden die bey Dettingen erlittene Niederlage zu rächen suchen; allein es ist solches nicht zu vermuthen. Die Truppen sind einmal geschreckt, und ihre Befehlshaber werden froh seyn, wann sie nur noch den Wohlstand retten und ihr Lager behaupten können; zu dem arbeitet man jetzo starck an einem Waffenstillstand.

Am kayserlichen Hof herrschet ein ungemeiner Geldmangel. Der Kayser soll demnach bey so vielen Wiederwärtigkeiten, die ihn allenthalben verfolgten, völlig entschlossen seyn, sich mit dem König von Engelland zu vergleichen. Wie dann auch schon würcklich hundert tausend Gulden zur nothdürfftigen Unterhaltung desselben in Franckfurt bereit liegen. Allein auch diese Unterhandlung dörfte sich durch die schlaue Verwirrungen der französischen Rathschläge vernichtigen.

Die Alliirten machten die erste Bewegung, indem sie mit ihrer Armee bey Hanau aufbrachen und ihr voriges Lager bey Griesheim wieder bezogen. Ich bewunderte bey diesem Marsch die hannöverische Reuterey; Ich meyne nicht, daß man eine schönere sehen könnte; das geringste Pferd darunter war beynahe hundert Thaler werth.

Ich

Ich sahe bey dieser Gelegenheit das erstemahl den General Mentzel. Er war für Verwunderung über diese schöne Reuterey gantz ausser sich. Ich traf darauf diesen berühmten Partheygänger noch ein paarmal in Gesellschafft an; er macht, wann ich es sagen darff, dem Kriegsstand wenig Ehre. Solte man dergleichen Leute zu Generalen machen und ihnen ein Commando anvertrauen? Man wolle mir es zu gut halten. Dieses heißt das menschliche Geschlecht und die allezeit heilige Rechte, die solches zusammen verknüpffet halten, einem Barbaren preis zu geben. Dieser fürchterliche Mensch hat nichts als einem blinden Glück und seiner närrischen Verwegenheit sein gantzes Ansehen zu dancken; dann er ist in der That nichts anders als ein wahrhafftiger Horribilicribrifax; ein abentheuerlicher Ritter, dergleichen man noch in den alten Holtzschnitten abgedruckt findet. Er hat weder Sitten noch Lebensart, seine Geschichtsbildung ziehet sich starck in das wilde und lächerliche. Er geberdet sich bey den Damen als ein Thersites, und verfällt, wann er artig thun will, so weit in das alberne, daß man über ihn, wie über einen Pickelhäring lachen muß. Er ist dabey überaus großsprecherisch und voll närrischer Einbildungen. Er gauckelt den gantzen Tag mit seinen Hussaren hier und um die Stadt herum und kleidet sich so romanisch bund und prächtig, daß ihm die Buben auf der Strassen nachlauffen. Wen er besuchen kommt, den nöthiget er, sich mit ihm zu besauffen; er bestellet selbst darzu die Musicanten

ten, denn diese muß er immer um sich haben, nicht um einige Concerte anzuhören, sondern um zu brummen, zu fiedeln, zu pfeiffen und ein Runda zu machen. Wer also einmal die Ehre von seinem Zuspruch genossen hat, der suchet gewiß das zweytemal ihm aus den Weg zu gehen (*).

Obgleich die Armee der Alliirten sich wieder herunter in ihr altes Lager gezogen hatte, so blieb doch der Generalstab noch meistens zu Hanau, bey dem König von Engelland. Diese Stadt, welche sonst weitläuftig und groß genug ist, war dadurch von Fremden so angefüllt, daß die Einwoh-

(*) So sahe der grosse Held, der berühmte Mentzel aus, der fürchterliche Mann ist todt und niemand ist von den Seinigen übrig den dieses freye Urtheil beleidigen könnte; sonst würde ich solches weggelassen haben. Der Tod dieses Partisans, der ein Jahr hernach erfolgte, krönte das Ende eines so zierlichen Lebens. Er hatte die Ehre gehabt mit dem Herrn Landgrafen von Darmstadt zu speisen und seinen Heldengeist, der Gewohnheit nach, mit guten Getränken erhitzet. Er begab sich also darauf von brausender Tapferkeit nach der Aue auf dem Rhein, wo gegen über die Franzosen stunden. Er schimpfte und schalt auf sie, nach der Art wie der Pöbel sich einander zu begrüssen und zu Gast zu laden pflegt. Er neigte dabey sogar, wie man sagt, seinen Hinterleib nach ihnen und zeigte denselben, wo sie hinschiessen solten. Diese schossen wie gebeten. Eine Kugell pfiff auf ihn los und warff ihn zu Boden. So kam Mentzel aus der Welt.

wohner kaum selbst für sich noch Raum hatten. Das Gedränge bey Hof war ungemein. Jedermann war begierig den König von England und seinen tapfern Prinzen zu sehen.

Diese Gegenwart eines so hohen Monarchen ziehet noch täglich andere grosse Herren nach sich, worunter insonderheit die Ankunfft des Prinzen Carls von Lothringen und des Grafen von Khevenhüller merckwürdig ist. Man hofft der Krieg in unsern Gegenden werde geendiget seyn; dargegen aber dörfften die Sachen wohl dahin ausfallen, daß man dem Wiener Hof wegen des Verlusts von Schlesien mit der Eroberung von Lothringen mögte zu trösten suchen. Zu welcher Unternehmung der tapfere Prinz Carl sich desto freywilliger wird gebrauchen lassen, in Betrachtung, daß diese Länder seine Vorfahren so lange inne gehabt haben und nur mit der Bedingung der pragmatischen Sanction an Franckreich gekommen sind: da nun Franckreich dieser nicht nachgelebet, so ist es gantz juristisch, daß man mit Recht und Fug sie wieder demselben wegnehmen kann. Allein so leicht dieses Recht zu entscheiden ist, so schwer dörfte es zu erlangen seyn. Ich könnte Ihnen von einer Menge sogenannter Projecten Eröffnung thun, welche gemacht werden um den Frieden herzustellen; allein die Sachen sind allzusehr gemengt und verwirrt, und wann nicht GOtt selbst, vermöge seiner ihm allein vorbehaltenden hohen Majestätsrechten, den Plan auf einmal verrückt und einen Ausweg zei-

get, so dörften wir noch lang im Wirbel herum getrieben werden. Wäre nur das Reich einig, so könnte alles gerichtet und geschlichtet werden. Allein so hält man sich über die kleinsten Dinge auf und lässet inzwischen Land und Leute, Rom und Reich, wie man zu sagen pflegt, verderben. Ein unnützer Schwätzer, ein unbescheidener Partheygänger, ein zänckischer Pfaffe, ein Wortwechsel den mehr der Wein erhitzet als die Vernufft belebet, der Vorzug bey der Vergebung einer Würde, welche Eifersucht erreget, ein heimlicher Groll eines andern gute Rathschläge zu verwirren und seine eigne gelten zu machen. Solten Sie sagen, mein Herr, daß alle diese Dinge so grosse Einflüsse in die wichtigsten Geschäffte der Menschen und in die Wohlfart von Europa hätten. Man sage uns viel von Staatsinteresse, von Gleichgewicht, von Gerechtsamen: glauben Sie mir, alles dieses sind blosse Chimären; der tausendste hat davon keinen gründlichen Begriff, und dennoch spricht er davon als von den wichtigsten Dingen in der Welt. Gebraucht man ihn darzu, soll er Rath schaffen; soll er etwas deswegen unternehmen, so muß er zuerst mit seinem kleinen Staatsinteresse, mit einem Weibsbild oder dem Beichtvater, oder mit seinen anderwärtigen nichts bedeutenden Absichten sich berathen. Diese setzen seinen Handlungen Maas und Ziel; und nachdem er bey den Grossen in der Welt viel vermag, nach dem müssen sich auch die wichtigsten Dinge darnach formiren, drehen und wenden.

Ich

Ich finde so wenig wahrhafftig redliche und patriotische Seelen in der Welt, daß ich mich bald Gewissens halber schäme, denen grossen Excellenzen von kleinem Geist bey Hof noch viele demüthige Verbeugungen zu machen; dann da ich ihre Schwäche habe kennen lernen, so muß ich nothwendig einen Heuchler abgeben, um ein artiger Hofmann zu seyn. Was soll ich sagen?

Vertitur interea coelum redit Oceano nox
Involvensque umbra magna terramque polumque
Mirmidonumque dolos (*)

Ich entferne mich von allen diesen zweydeutigen und listigen Anschlägen, welche unter dem Schatten der grösten Redlichkeit sich zu verbergen wissen, und verharre

Mein Herr,

Franckfurt den 28. Julii 1743.

Dero ergebenster und gehorsamster Diener.

(*) Virgil. Aeneid. L. II.

XXVII. Brief.

Anmerkungen über das Schreiben eines fränckischen von Adel.

Hortor ne ignoscendo malis, bonos perditum eamus.
Salust. in Jugurth.

Mein Herr,

Sie verlangen meine Gedancken über das Schreiben eines fränckischen von Adel an den Churfürsten von Maynz, welches bey Ihnen ein grosses Aufsehen macht, zu wissen. Ich will Ihnen solche in aller Kürtze mittheilen.

Der Verfasser nennet sich einen fränckischen von Adel: Er sey wer er sey; er mag ein ehrlicher teutscher Patriot seyn, der für die gemeine Wohlfart eifert. Seine Gedancken sind wohl ausgedruckt. Erfahrung, Einsicht und eine glimpffliche Schreibart, machen solches schätzbar; dem ungeachtet so finden sich in dieser Schrifft hin und wieder einige Sätze, deren zureichenden Grund ich in der Verhaltniß der gegenwärtigen Umstände nicht finden kann, und welche deshalben eine kleine Beleuchtung verdienen.

Der Eingang begreifft einige Höflichkeiten, die der Verfasser bey Gelegenheit dem neuen hochwürdigsten Churfürsten von Maynz zu sagen Gelegenheit nimmt. Sie sind ganz an ihrem Ort. Er spricht darauf von der Nothwendigkeit dem bisherigen Krieg auf teutschem Boden ein Ende zu machen, um den gäntzlichen Umsturtz unsers Vaterlandes abzuwendrn. Er will, daß man damit hurtig zu Werck gehen soll, weil sonst alle Rettung unmöglich seyn würde.

Ich hoffe, wann gleich der Krieg noch länger fortdauern solte, welches ich am wenigsten wünsche, so werden sich deswegen doch noch Mitteln und Wege zu einem guten Frieden finden. Die Natur treibet öffters durch schmertzliche Zufälle viel Böses aus dem Menschen. Man muß sich ihren gewaltsamen Würckungen nicht zu schnell wiedersetzen; wann sie das Ubel mit Gewalt ausgestossen, so kommt die Gesundheit von sich selbsten wieder. Auf gleiche Weise gehet es dem teutschen Staatskörper. Man hat längst darinn einige Symtomata wahrgenommen, welche nichts taugen und dargegen man Ursache hatte einige Genesungsmitteln zu gebrauchen. Keine Cur aber wird leicht vorgenommen, die nicht den Krancken etwas leiden macht. GOtt gebe, daß hier das Ubel durch einen guten Frieden möchte aus dem Grund gehoben worden. Der Verfasser macht uns darzu Anfangs schlechte Hoffnung: dann spricht er, es ist aber dieser Friede,

Friede, zu welchem die Mittel n und Wege ausfündig zu machen, schwer, wo nicht unmöglich zu seyn scheinen. Lasset uns sehen, was er dem ungeachtet für Vorschläge thut.

Er will zum voraus die Frage erörtert wissen: Ob dasjenige, was von Seiten der Krone Engelland seit einem Jahr geschehen, uns Hoffnung zur Ruhe in Teutschland machen könne? Diese Frage ist wohl aufgeworffen; dann der König von Engelland nimmt sich als ein mächtiger Artzt des krancken teutschen Staatscörpers an. Es ist also billig, daß man frage, was man von seiner Unternehmung zu hoffen habe? Unser Verfasser zweiffelt, ob solche wohl von statten gehen werde. Er will vielmehr diesen Monarchen, samt der ihm mit gleicher Macht verbundenen siegreichen Königin von Ungarn in Verdacht bringen, daß, ob sie wohl beyde den Krieg nur wieder Franckreich zu führen suchten, sie doch unser teutsches Vaterland höchst unverschuldeter Weise die gantze Last tragen und zuletzt das Opfer abgeben liessen.

Wir können nicht läugnen, daß uns und allen redlichen Teutschen diese Aufführung bey dermaligen Kriegszügen im Hertzen von Teutschland gewisser massen ein kleines Räthsel sey. Das Ubel empfinden wir; allein die Art der Cur ist uns verborgen. Sie ist zum wenigsten nicht nach der gemeinen Methode; sonst würde es allerdings anständiger lassen, den Feind in seinem eignen Land heimzusuchen.

Die

Die Beschuldigung, daß der wiener Hof von mehr als hundert Jahren her die Gewohnheit gehabt hätte, das teutsche Reich in seine Haußkriege mit einzumischen, leidet eine Untersuchung, wie weit dieses mit Recht oder Unrecht geschehen sey. Der Verfasser selbst will, daß wir unserm Oberhaupt, dem Kayser, auf gewisse Maas Hülffe und Beystand leisten sollen. Dieses ist auch in vorigen Zeiten geschehen und stimmet ganz wohl mit der Verfassung des teutschen Reichs überein, daß die Glieder ihrem Haupt beystehen; allein wie, wann und wo solches geschehen kann und soll, darüber geben die Reichsgrundgesetze und Wahlcapitulationen nöthigen Unterricht.

Daß Engelland blos um seines Vortheils willen, und wegen der Handlung in America uns in einen blutigen und höchst gefährlichen Krieg zu verwickeln suche, ist eine neue Beschuldigung. In den Schulen sowohl als vor Gericht würde man davon die Beweise fordern. In Staatssachen aber hält man diese Weise nicht. Eine blosse Wahrscheinlichkeit hat allenfalls die Macht zu beweisen. Daß alle Staaten, wann sie Kriege führen, solches hauptsächlich ihres eignen Nutzens halben thun, dieses hat wohl seine Richtigkeit. Die Klugheit befiehlet solches. Nur soll es auf keine unrechtmäßige Weise, noch wieder Treue und Glauben geschehen. Uns Teutsche, wegen der Engelländer Handlung in America mit in einen Krieg zu verwickeln,

davon wir keinen Nutzen haben, wäre ein thörigtes Unternehmen. Die Ursache aber die Engelland beweget gegen Franckreich Krieg zu führen und dem Hause Oesterreich beyzustehen, dürffen wir soweit nicht suchen.

Daß, im Fall wir ja jemand helffen wolten, wir zuforderst unserm Kayser und einmüthig erwehlten Oberhaupt, so weit es, ohne sich in einen unserm Reich allezeit gefährlichen Krieg einzulassen möglich, Rath, Beystand und Hülffe zu leisten; solches ist wohl erinnert. Es wäre gut, wann solches gleich Anfangs mit mehr Nachdruck geschehen wäre. Es hätten sodann dessen Länder kein so trauriges Schicksal erleben müssen, und wir hätten vielleicht, nicht Ursache über die schreckliche Heeresmacht fremder Völker auf unserm teutschen Boden Klage zu führen, und des Zukünftigen halben in Aengsten zu seyn. Daß wir aber an den Streitigkeiten zwischen Engelland und Franckreich, in so fern sie uns nicht angehen, solten Antheil nehmen, dieses ist uns keineswegs zurathen. Die gantze Verfassung des teutschen Reichs überhaupt, und der Zustand der meisten Stände insbesondere ist so beschaffen, daß uns der Friede gleichsam nöthig ist.

Daß bereits sieben Monate verflossen sind, binnen welchen sich die englische und hannöverische Völker auf teutschen Boden und in unschuldiger Stände Lande eingeleget haben, ist nicht zu läugnen; allein von dem grossen Schaden, den

sie

sie dadurch allenthalben sollen verursachet haben und den groben Ausschweiffungen so zugleich mit untergelauffen seyn sollen, hat man eben so vieles nicht gehöret. Es gehet freylich bey einer solchen Menge Volks so genau nicht her, daß nicht hin und wieder einige Unordnungen und Gewaltthätigkeiten solten ausbrechen. Genug, daß die Engelländer versprechen, darüber einem jeden mit Ursache Klagenden Recht wiederfahren zu lassen, auch allenthalben erböthig sind, den verursachten Schaden zu vergüten; wo aber die Fürsten und ihre Beamten dergleichen Genugthuungen aus Eigennutz unterschlagen und die Ersetzung des verursachten Schadens an ihren armen Unterthanen nicht gelangen lassen, solches ist jenen nicht beyzumessen. Sehr übel haben einige englische Soldaten gehandelt, daß sie von kayserlicher Majestät allzuverächtlich gesprochen, und wo sie bey Catholicken im Quartier gelegen, ihres Glaubens halben ihnen mancherley Aergerniß gegeben haben; dann dieses macht nur Verdruß, Haß und Verbitterung, und giebt Anlaß zu vielen bösen Händeln. Der König von Engelland kann nicht mehr, als daß er solchen Unfug ernstlich verbieten und die Verbrecher auf das schärffiste bestrafen lässet.

Der Verfasser fähret fort: daß dieses alles noch wohl zu verschmertzen wäre, wann nur diese Hülffsvölker nach Bayern oder Böhmen würklich zu marschiren gemeinet wären.

Was er damit sagen will, könnnen wir nicht wohl verstehen. Wünschet er seinen armen Nachbarn noch mehr Feinde über den Hals, da ihre bisher erlittene Drangsalen die ganze Christenheit zum Mitleiden auffordern? Dieses ist wohl seine Meynung nicht. Zudem, so gehören ja Bayern und Böhmen auch mit zum teutschen Reich; Was solten sie in diesen durch die Wuth des Krieges schon würklich verheerten Ländern machen? Der Noth, dem Elend und einem jämmerlich zu fürchtenden Tod entgegen ziehen, und durch die Menge ihrer Leichen, Gift und Seuchen in ganz Teutschland ausdünsten? und die traurige Ueberbleibseln von einigen noch nicht in Schutt und Graus gestürzten Mauren völlig zu Grunde richten? Was würde das für ein Krieg, was würden das für Heldenthaten seyn? Keine andre Feinde haben sie in diesen unglücklichen Gegenden weiter zu bekriegen; Dann die Franzosen haben sich würklich zurück gezogen, und der großmüthige Kayser, den nichts so sehr als das Verderben dieser Länder rühret, ist bereit die Hände zum Frieden darzureichen; wie es die Stände des Reichs und die beyde Seemachten selbst für recht und billig finden werden.

Allein hier, sagt der Verfasser, sey jedermann überzeuget, daß solches niemahls der Engelländer ihre Absicht gewesen sey; vielmehr gieng dieselbe seiner Meynung nach dahin, ihr ganzes mit dem wiener Hof concentrirtes Vorhaben auszuführen, welches dahin abzielte, in die noch nicht aus-

ausgezehrte, und in dem jetzigen Krieg den geringsten Antheil nicht nehmende Creyse das Kriegstheatrum zu verlegen.

Diese Beschuldigung lautet überaus hart; und hat nicht die geringste Wahrscheinlichkeit: denn warum solten diese beyde hohe Bundsgenossen zu einem so abscheulichen Vorhaben sich vereiniget haben? Warum solten sie die Unschuldige und friedliebende Stände, die an dem bisherigen österreichischen und bayerischen Krieg keinen Antheil genommen haben, die traurige Würkungen eines so ungerechten Zorns empfinden lassen? Warum solten sie so viel arme Leute, so viel unschuldiges Blut, so viel Städte und Länder, der Wuth des Kriegs, ich weiß nicht aus was für unbegreifflichen Ursachen aufzuopfern suchen? Wer wolte so von zwey gekrönten Häuptern urtheilen, die bisher so viele unläugbare Kennzeichen der Großmuth und Menschenliebe von sich gegeben haben?

Im folgenden Artikel steckt der vermeynte Beweiß des vorigen; der Verfasser sagt: Die Zeit nach Bayern zu kommen, wäre bereits verflossen: Die Völker der Bundsverwandten hätten weder daselbst, noch unter Wegs Magazine angelegt, wovon wolten sie also zehren? Hierauf schliesset er, daß die vermeynte Absicht nach Bayern zu gehen, nicht Grund habe, sondern daß etwas anders darunter verborgen seyn müsse. Wer wird uns dieses Räthsel erklären?

Sie, nemlich die Engeländer geben vor, spricht der Verfasser, es geschehe die teutsche Freyheit zu retten. Man kann nicht läugnen, daß sich die Engeländer dieser Redensart bey allen Gelegenheiten so schrifftlich als mündlich bedienen. Vielleicht meynen sie es auch so; Vielleicht wissen sie unsre Gefahr besser als wir selbsten. Dieses ist gewiß, daß ihre eigne Sicherheit mit der unsrigen verbunden ist, und daß sie deswegen sich in Bewegung setzen, sobald sie sehen, daß uns Gefahr drohet. Wir können keinen Nachbarn darüber schelten, wann er einen Brand in unserm Hauß zu löschen kommt, der dem Seinigen mit einer gleichen Gefahr drohet.

Der Verfasser beschuldiget weiter " das " Hauß Oesterreich, daß es keine Reichsbürden " mit tragen wolte, sich aller Reichsjurisdi- " ction entzöge, sich vieler dem Reich schädlicher " Vorzüge anmasse, bey allen Gelegenheiten " die Reichslande preiß gegeben; Die Ruhe im " Reiche stöhre, die fördere Crayse nochmahls " zum Schlachtopfer seiner Privatabsichten zu " machen, und uns mitten im Reiche ein sol- " ches Feuer anzuzünden trachte, von dem un- " gewiß, ob es unsere späteste Nachkommen " würden löschen können.

Dieses heisset so viel als Lermen blasen, mit nichten aber, wie der Verfasser im Eingang seines Schreibens meldet, Stein und Kalk zum Bau des Friedens mit beyzuführen. Wir wollen

des-

deswegen uns enthalten alle und jede von diesen kühnen Beschuldigungen nach der Wahrheit zu prüfen, weil dadurch die Gemüther mehr verbittert als zum Frieden eingelenket werden. Wolte immer ein Stand des Reichs dem andern seine ungleiche Rathschläge und Absichten vorwerffen, so würde man in Entscheidung der Wahrheit und Gerechtigkeit nimmer zu Ende kommen.

Eben so hart klingen auch ferner die Beschuldigungen " daß Engeland nur deswegen uns " Teutsche suchte in die Streitigkeiten mit Oesterreich und Bayern einzumischen, um einen allgemeinen Krieg gegen Frankreich mit aller Gewalt zu erzwingen, und damit einen Frieden mit Spanien zu erlangen, um dadurch die Handlung in America allein an sich zu ziehen, ingleichem die englische Ministri bey der Nation in Credit zu erhalten, und das über die unnöthig verschwendete Summen Geld schwürige Volk durch allerhand chimerische Projecte einigermassen zu beruhigen; und endlich darum, daß wir den Tummelplatz fremder Armeen abgeben und den Krieg von den niederländischen Gränzen wegziehen, zugleich aber auch Gelegenheit geben sollen, Frieden nach Gutbefinden von Engeland zu machen, und durch Ueberlassung einiger teutschen Provinzen an Frankreich, solchen der englischen Krone zuwegen zu bringen. Heisset dieses nicht die teutsche Freyheit unterdrucken? ruft der Verfasser darüber aus. Wir sa-

gen

gen ja, wenn alles sich so verhält und verhalten wird, wie es hier ausgedruckt ist.

Man möchte aber billig fragen, woher der Verfasser dieses alles so umständlich wisse? denn die Potentaten pflegen ja sonst ihre Absichten geheim zu halten, und die bisherige Unternehmungen der Alliirten lassen solches keines Wegs muthmassen.

Was ehedessen ein König von Schweden zur Rettung der teutschen Freyheit gethan, schicket sich, meinem Bedünken nach, gar nicht hierher: Es waren damahls andre Zeiten und andre Umstände. Ganz Teutschland war in Waffen und stritte wieder sich selbst. Noch haben wir, GOtt sey Dank, keine solche allgemeine Empörung. Es sind zwey grosse Häusser die noch allein gegen einander streiten, und zwischen diesen beyden wird der Friede auch ohne ausländische Könige gemacht werden können.

Daß ferner der König von Engeland als Churfürst von Hannover ein Aug auf Oßnabrück, Hildesheim und andre ihm wohlgelegene Stifter habe, sind abermahls nur blosse Muthmassungen. Solte er darauf keine andere Rechtsforderungen formiren können, als ehedessen der König von Schweden, wie er zur Vergeltung derer dem Reich erwiesenen Dienste einige Bißthümer davon trug, so dürften ihm solche unter diesem Titel Rechtens schwerlich heimgegeben wer

den.

den. Es sind der mächtigen Nachbarn in denselben Gegenden mehr.

Daß ferner unser fränkischer von Adel die catholische Stände im Reich gegen die Bundsverwandten aufbringen will, und in den Gedanken steht, die alte catholische Religion litte bey ihren Unternehmungen Gefahr, solches ist ein gewöhnlicher Kunstgriff die geistliche Fürsten, die Klöster und den gemeinen Mann in Harnisch zu bringen, welche in solchen Fällen am meisten die Drommel rühren und die grosse Sturmglocke läuten. Dergleichen Gedanken und unzeitigen Religionseifer hält man heut zu Tage kaum mehr den eingeweiheten Priesterplatten zu gut; Von einem Edelmann aber, der die Welt und die Menschen kennet, solte man eine gründlichere Erkenntnis in der Religion vermuthen. Es ist bekannt, daß, GOtt Lob! zu unsern Tagen der Unterscheid der alten und neuen Religion so groß nicht mehr ist, sondern daß sie beyde, die zänkischen Sätze ausgenommen, sich zusammen in zwey Hauptsätzen vereinigen, davon der eine sich auf den Glauben und der andre auf die Liebe gründet. Hierbey lasset uns bleiben, und nicht die Gerechtigkeit unsrer Handlungen mit solchen Dingen verwirren, die an statt uns zum Christenthum zu führen, zu Barbaren machen.

Ich eile zum Schluß, weil ich spüre, daß ich wieder meinen Vorsatz auf Weitläuftigkeiten gerathe. Lasset uns sehen, wohin eigentlich des

Ver-

Verfassers Meynung zielet. " Er will nicht
" daß man von der wegen des Kriegs zwischen
" Bayern und Oesterreich weißlich ergriffe-
" nen Neutralität sich soll abwendig machen
" lassen; Gleichwohl aber so gehet sein Rath
" dahin, daß Churmaynz nebst den übrigen
" Crayſen den Engeländern teutsch und rund
" heraus sagen solte, daß sie in Frieden ihren
" Weg wieder nach Hauß nehmen möchten;
" wiedrigen Falls die Crayse sich genöthiget se-
" hen würden, mit der französischen Armee sich
" zu conjungiren; Und eben diese Declaration
" solte man auch den Franzosen thun. Sol-
" chergestalt fähret der Verfasser fort, hätte
" man keine Gefahr weiter zu besorgen, weil es
" weder der eine noch der andre Theil darzu
" würde kommen lassen, daß sich das Reich öf-
" fentlich erkläre.

Der Verfasser meynet dieser Vorschlag sey der Neutralität vollkommen gemäß, weil kein neutraler Stand schuldig wäre, seine Lande unverschuldeter Weise zu Grund richten zu lassen, sondern sich mit Recht und Fug des einen Theils gebrauchen könnte, wann ihm der andere allzuüberlästig falle und unbillige Zumuthungen zu thun fortfahren würde.

Dieser Rath wäre so schlimm nicht, wann er könnte bewerkstelliget werden. Allein wer siehet nicht, daß dadurch das Reich unfehlbar mit in den Krieg eingeflochten würde, und daß ein je-

der

der Stand nach seinen verschiedenen Angelegenheiten und Absichten diejenige Parthey ergreiffen würde, die ihm darzu am beförderlichsten scheinen solte. Dann die fremden Völker werden sich so schlechterdings nicht den Weg nach Hauß weisen lassen. Man müste also die Heimweisung mit gewaffneter Hand unterstützen. Würde das Kriegsfeuer nicht dadurch in völlige Flammen ausschlagen? Würde die Verwirrung und die Zwietracht dadurcht nicht allenthalben Land und Leute in die äusserste Gefahr des Verderbens stürzen? Würde Frankreich nicht dadurch seinen ganzen Zweck erreichen, wenn es uns also selbst den Taumelwein eingeschenket, und uns damit so betrunken gemacht hätte, daß wir uns einander so lang herum rauffen würden, bis es uns durch seine Rathschläge, wie bey dem westphälischen Frieden, wieder aus einander setzte, und unter dem Schein der allerhöflichsten Freundschaft, uns Vorschläge zu thun, Gesetze vorschriebe? O fürwahr! es ist hohe Zeit daß wir einmahl anfangen klüger zu werden. Wie! lehret uns dann die Erfahrung nicht, daß diese verschmitzte Völker uns bisher, wann ich so reden darf, ordentlich bey der Nase herum geführet haben? Von den Seemachten haben wir nichts zu befürchten; sie sind Teutschland noch niemahls schädlich gewesen. Ihre eigne Sicherheit verbindet sie, sich unsrer anzunehmen und auf unsre Erhaltung bedacht zu seyn.

Weit besser sehen diejenigen die Sachen ein,

welche unserm würdigsten Oberhaupt, von dessen Güte und Weisheit das teutsche Reich sich noch viel gutes verspricht, andre und für das Vaterland ersprießlichere Rathschläge zu trauen, die sich mit nächstem zu dero unverwelklichen Ruhm mit herrlichen Früchten äussern werden. GOtt wolle solche befördern und unserm Kayser, den bisher die grösten Wiederwärtigkeiten zu einem wahren Helden gemacht haben, eine glückselige und langwierige Regierung geben.

Ich überlasse im übrigen diese meine Grillen dero fernern Nachdenken. Ich sehe fast durchgehends die Menschen mit Vorurtheil eingenommen. Ich gebe mir deswegen alle Mühe von der Welt mich davon frey zu halten, und die Sachen so einzusehen, wie sie würklich sind. Ich verharre unterdessen stets,

Mein Herr,

Frankfurt, den 26. Jul. 1743.

Dero gehorsamster und ergebenster Diener.

XXVIII. Brief.

XXVIII. Brief.

Uebergang der Alliirten über den Rhein.

Tu regere imperio populos, Romane, memento;
Hæ tibi erunt artes pacique imponere morem
Parcere ſubjectis & debellare ſuperbos.

Virgil. Æneid. L. I.

Mein Herr,

Nun hat es bald das Anſehen, als ob wir im Reich Ruhe bekommen würden. Der Kayſer hat würklich die Neutralität angenommen. Seine bisherige Hülffsvölker, die Franzoſen ziehen über den Rhein zurück, die Alliirten folgen ihnen nach, um den Krieg in eine andre Gegend zu ſpielen.

Der König von Engeland iſt von Hanau aufgebrochen, und hat einige Tage auf dem gräfl. ſolmiſchen Schloß zu Rödelheim eine Stunde von hieſiger Stadt ſich aufgehalten. Ich fuhr den 11ten dieſes Nachmittags dahin, um einige Herren von dem Gefolg dieſes Monarchen zu ſprechen. Ich verwunderte mich, als ich alles daſelbſt ſo ſtille und ruhig fand; Doch wurden alle Leute ohne Unterſcheid in des Königes Vor-

zimmer eingelassen. Dieses befremdete mich. Ein einziger Musketier hatte die Wache vor dem Eingang und schien nur da zu stehen, um die Hunde abzuweisen, sonst mochte alles frey aus und eingehen. Landleute, Bauern, Weibsbilder, jung und alt, grosse Herren, Officier, Fremde, Hofbedienten, Bürgersleute: Alles war untereinander; Man versahe sich nichts Böses; Der König erschien und grüßte alle Anwesende freundlich: Er that gar nicht, als wenn er der König wäre; Dieses gefiel mir überaus; denn man wuste es doch, daß er es war; und zwar ein recht grosser König. Ich dachte bey mir selbst, daß man es manchem reichen Mann, der nicht bey Geld und Gut, und Titeln und Ahnen hergekommen ist, nicht so übel nehmen solte, wenn er sich ein wenig brüstete, und gerne groß thäte; denn für sein Geld will man doch auch etwas seyn. Mit wahrhaftig grossen Leuten aber hat es eine ganz andre Beschaffenheit: Sie geben sich keine Mühe groß zu scheinen, weil sie es sind; und darum wird man auch bey Höfen und bey den Fürsten selbst, wenn sie Vernunft haben, die natürlichsten Manieren und den wenigsten Zwang beobachten.

Dieses sahe man recht an dem englischen Hof und an seinem Monarchen. Sein schöner Prinz, dem seine Tapferkeit bey der Schlacht zu Dettingen ein noch schmerzendes Ehrenmahl an den Fuß gehefftet hat, zeigte sich in einem andern Zimmer auf einem Stuhl. Er ließ die Augen

als

als ein muntrer junger Herr nach den Schönen im Lande herum spielen; fand er einige die ihm gefielen, so entschuldigte er sich auf das höflichste, daß er nicht aufstehen könnte, und bat sie, sich bey ihm ein wenig niederzulassen; Er ließ dabey der Gesellschaft allerhand Süßigkeiten und einige Gläsßer Wein anbieten; fragte nach ihren Umständen, und bat sich wohl gar bey dem Abschied einen Kuß von einer Schönen aus.

Man siehet hier, daß eine wahre Hoheit durch die Leutseligkeit und ein huldreiches angenehmes Wesen nichts verliehret: sie macht vielmehr, daß die Menschen dasjenige auch lieben, was sie sonst nur zu fürchten pflegen. Die Annehmlichkeit des Lebens bestehet ausser Zweifel mehr darinnen geliebt als gefürchtet zu seyn.

Den 21sten dieses setzte die ganze alliirte Armee bey Bieberich über den Rhein. Ich fuhr dahin mit einem guten Freund. Wir nahmen den Weg über Maynz, und fanden die hannöverische Völker bey nahe Vormittags schon alle in ihrem Lager eingerücket. Wir speiseten unter diesem weitläuftigen Gewühl bey dem Herrn Obrist von H* * *, den wir in Frankfurt hatten kennen lernen; Allein wir verweilten nicht lange an der Tafel, weil hier allzuviel zu sehen war.

Ich beobachtete bey diesem Uebergang, daß das Gepäcke, wie überhaupt auf allen Marschen,

die gröste Unordnung und Beschwerlichkeit verursachte (*). Wäre der Feind in der Nähe gewesen, so hätte er bey dieser Gelegenheit etwas rechts erbeuten können; denn die Wägen und der Troß hatten sich dergestalt in einander verwickelt, daß sie lange nicht auseinander kommen konnten.

Zwey schöne hannöverische Dragoner, deren Pferde auf der Brücke scheu worden, stürzten in die schnell fortreissende Fluten, und kamen nicht wieder zum Vorschein. Ich hielte es für eine unzeitige Herzhaftigkeit, daß man also zwey, drey Mann hoch die Reuterey auf einer von Holz aufgeschlagene Brücke über einen so gefährlichen Strom setzen ließ; denn das Trappeln der Pferde auf den Brettern, macht diese Thiere scheu. Solte es dann so übel lassen, wenn ein jeder Reuter sein Pferd fein behutsam am Zügel führte, und hernach Gliederweiß, wenn er das andere Ufer erreichet hätte, sich wieder aufsetzte? Mir wurde bange, als ich noch denselbigen Abend den König in einem offenen Wagen mit sechs braunen Engeländern über die Brücke hinüber rennen sahe. Ich war so demüthig furchtsam, daß ich darüber zu Fuß gieng.

Zu Biberich sahen wir den englischen Hof, weil aber daselbst kein Quartier zu finden war, so

musten

(*) Der Soldat oder Kriegs-Stand. C. XI. pag. 343.

musten wir uns gefallen lassen, in einer am Rhein gelegenen Mühle unser Nachtquartier zu nehmen. Diese Mühle aber lag zum guten Glück unweit der Brücke, wo den andern Tag darauf die Engeländer über den Rhein gehen solten; also daß von der einen Seiten alle Völker vor uns vorbey paßiren musten; von der andern Seiten aber konnten wir ihnen bis über den ganzen Strom nachsehen.

Der Tag war noch nicht angebrochen, so hörte man schon von weitem ein schwirrendes Gethöne von Drommeln, die uns den Aufbruch den englischen Völker kund machten. Kaum konnte man noch sehen, so war die ganze Generalität im Anzug; Es waren darunter verschiedene junge Herren und Lords, denen man wohl ansehen konnte, daß sie nicht ausgeschlaffen hatten: Sie sahen blaß, kalt, mager und elendig aus. Nie hab ich eine solche tieffe Stille bey einem Marsch beobachtet, auser daß sich vor der Spitze des Zugs die Paucken und Trompeten ein wenig hören liessen. Ich hätte fürwahr damahls die gute Engelsmänner in ihren Mänteln fast für lauter Philosophen angesehen; so groß war die Ernsthaftigkeit und das tiefsinnige Wesen, welches ich an ihnen bemerkte. Vielleicht dachte mancher reicher Lord: daß es gescheider gewesen wäre, zu Hauß für das Vaterland zu leben, als so weit davon entfernet, dem Tod entgegen zu gehen, und als ein Held zu sterben. Doch diese Betrachtungen lauten zu klein. Wir

sahen die Engeländer ruhig übersetzen, und rühmten bey dieser Gelegenheit an ihnen eine den Kriegsvölkern sehr anständige Ehrbarkeit; da im Gegentheil unsre Landsleute, sobald sie nur ihren Brandwein gerochen haben, auf ihren Marschen sich öfters wie rasende Leute zu stellen pflegen.

Weil wir auch gern das kleine Lager der schottischen Krieger zu Gundels bey Maynz sehen wolten, so machten wir uns dahin; wir bewunderten die schöne Ordnung und das nette Gewehr dieser Leute, obgleich ihre Tracht, da die meisten keine Beinkleider haben, etwas barbarisch aussiehet. Man denke aber nicht, daß die blosse Schenkel, die unter ihren Schürzen hervor blickten, gar scheinbar in die Augen fielen; Nein, man wird solcher kaum recht gewahr; indem ihre Kniescheiben theils von der Luft gehärtet, und theils von dem Schmutz gefärbt, kaum von den Kleidern, die aus allerhand bundstreifigten Farben bestehen, zu unterscheiden sind. Diese Bergschotten sind noch stärker und untersetzter als die Engeländer; Man siehet, daß sie aus rauhen Gegenden sind; Viele Leutseligkeit haben sie nicht; Ich weiß auch nicht wie weit ihre Geschicklichkeit im Krieg gehet, als daß sie gut zu Fuße sind, und wacker sollen lauffen können. Diese Geschicklichkeit aber wird nicht allzeit in Kriegshandlungen gerühmet.

Zu Maynz speiseten wir in einem öffentlichen Gast-

Gasthause, wo bey 20. Personen, meistens englische und hannöverische Officier, mit an der Tafel sassen. Es fanden sich darunter auch zwey Franzosen; Diese hätten unfehlbar Schläge bekommen, wo sie nicht ihre Anfangs plauderhafte Zungen, im Zaum gehalten hätten, denn es hatten ein paar Engeländer so gute Gemüther, daß sie ihnen den Nachtisch übel gesegnen wolten. Ich hatte Mühe ihnen begreifflich zu machen, daß wir hier an einem neutralen Orte wären, da jeder für sein Geld speißte, und war herzlich froh, daß jene sich aus dem Staub machten, ohne den Nachtisch zu erwarten. So vermeynen oft junge Leute eine Heldenthat zu thun, die sie, wenn sie Vernunft hätten, für die grösste Schandthat halten würden.

Endlich kamen hier auch die holländische Hülfsvölker angezogen; Sie rückten in das Lager, welches die Engeländer und Hannoveraner verlassen hatten. Die ersten Horden rückten den 5. dieses ein; sie bestunden aus 4. Regimentern unter Anführung des Grafen von Nassau und der Garde zu Pferd. Diese war schön. Die Fußvölker aber waren zum Theil schlecht, sonderlich das Regiment von Waldeck; die andren waren: Burmannia, Cronstrom und Sturler; Sonst war an guter Kleidung und an Gewehr kein Mangel. Die zweyte Abtheilung der holländischen Truppen rückte den 8ten dieses hier ein; sie bestund aus den Regimentern Salis, Schwaneburg, Evertsen, Randwyck, Aylva. Die

dritte kam den 9ten und bestund nebst der Garde zu Pferd, in den Regimentern Haerscholl, Hopp, Carabiner und Schlippenbach. Die 4te kam den 11ten und bestund abermahls aus einem Theil der Garde zu Pferd, aus einem Regiment Reutern vom Prinzen von Oranien, und aus dem schönen Dragonerregiment vom Prinz Wilhelm. Die fünfte und letzte Abtheilung erschien den 13. und bestund aus 16. Feldstücken und 4. Haubitzen, nebst den Regimentern Matta Dragoner und Geldern zu Fuß.

Diese Truppen kamen nach dem Fest, den guten Willen der Herren Staaten zu erkennen zu geben, um der Königin von Ungarn beyzustehen, und doch Frankreich nicht zu schaden. Es gieng auch dieses ganze Jahr über weiter nichts mehr vor.

Es ist im übrigen merkwürdig, daß die Engeländer vorgeben, sie wären nur deswegen zu uns gekommen, um die teutsche Freyheit zu retten, und daß ein sicherer Gelehrter aus dem Hannöverischen darauf folgende Worte aus dem Livio sehr wohl angebracht:

Esse aliqua in terris gente quæ sua impensa, suo labore ac periculo bella gerat pro libertate aliorum, nec hoc finitimis, aut propinque vicinitatis hominibus aut terris continenti junctis, præstet; Maria trajiciat, ne

quod

quo} toto orbe terrarum injuſtum imperium ſit, et ubique jus, fas, Lex potentiſſima ſit.

Livii. L. XXXI. c. 19.

Wo alle dieſe Völker ihre Winterquartiere beziehen werden, ſolches iſt ſehr ungewiß; Man weiſet ihnen ſolche in Frankreich an. Der General von Menzel iſt mit ſeinen Huſſaren voraus, um als der Avantcoureur und Favorit du Mars, ſolche zu beſtellen; Allein viele wollen daran zweifeln, ob die Franzoſen die Gefälligkeit für ſo viele Hugenotten haben werden, ihnen die Gaſtfreyheit bey ihnen zu verſtatten.

Wir haben noch ein paar Monate vor uns, in welchen die Alliirten noch mehr als einen Sieg erfechten können. Es iſt aber bekannt, daß die Franzoſen nirgend weniger als auf ihren Gränzen können überwunden werden. Es iſt zu verwundern, mit welchem Muth und mit welcher Gelaſſenheit die Franzoſen den Zuſpruch der Alliirten zu erwarten ſcheinen. Sie haben weder Mangel an Geld, noch an Volk, noch an guten Rathſchlägen. Ihre Macht iſt zuſammen unter einem Haupt vereiniget, und reget ſich auf deſſen einzigen Wink. Die Gränzen ſind mit haltbaren Veſtungen und mit Magazinen beſetzt. Ein ſolcher Staat ſcheinet mir fürchterlich anzugreiffen, zumahl von ſolchen Völkern, welche im Augenblick durch einen einzigen Zwieſpalt können von einander getrennet werden, weil ih-

re

re Absichten und Neigungen verschieden sind. Ich bin mit unveränderlicher Hochachtung,

Mein Herr,

Franckfurt, den 29. Aug. 1743.

Dero gehorsamster und ergebenster Diener.

XXIX. Brief.

Von der Gerechtigkeit des Kriegs.

Quippe ubi fas versum atque nefas: tot bella per orbem
Tam multæ scelerum facies:

Virgil. l. 1. Georg.

Mein Herr,

Sie haben Ursache sich über das Ende meines Schreibens vom 12ten Julii aufzuhalten, weil ich daselbst angemerkt habe daß es noch eine unerörterte Frage sey, ob, wann und wie uns Christen, als Christen, erlaubt sey, Kriege zu führen. Weil ich glaube die Christen

seyn

seyen, vermög, ihrer Religion noch mehr als andre Völker zur genauen Beobachtung des Friedens verbunden, so führet mich dieses auf eine besondere Abhandlung von der Gerechtigkeit des Kriegs, welche ich dero weisen Urtheil hiermit überlassen will. (*)

Der Krieg ist unter allen menschlichen Handlungen die erschrecklichste. Die Natur hat darüber ein billiges Grausen, weil dadurch ihre ganze Ordnung gestöret, und ihr Erhaltungstrieb zernichtet wird: alles was einem vorkommt, verheeren und verwüsten: Rauben, Plündern, Sengen, Brennen, Schlagen, Würgen; Menschen schlachten, die man nie gesehen hat, die uns niemals nichts zu Leyd gethan haben; Sich selbst aber aller Gefahr und allen Schmertzen aussetzen. Welche' Raserey! Welche Tobsucht (**). Doch so unnatürlich, und

(*) Was der Verfasser vom Krieg und den Pflichten eines rechtschaffenen Soldatens geschrieben hat, solches befindet sich in einem in diesem Jahr heraus gekommenen französischen Tractat, unter folgendem Titel: Le Soldat ou le métiér de la guerre consideré comme le metier d'honneur par Mr. de ** chez J. F. Fleischer. Eben dieses Werck kam auch in folgendem Jahr darauf in teutscher Sprache bey eben diesem Verleger heraus, wo diese Abhandlung von der Gerechtigkeit des Kriegs unter C. VIII. mit eingerücket wurde.

(**) Hoc vero quid aliud quis dixerit quam insaniam? Circumferre pericula & ruere in ignotos, iratum sine injuria, occurrentia devastantem ac ferarum modo occidere quem non oderis. Sen. Nat. L. V. c. 18.

und so abscheulich der Krieg auch immer seyn mag, so ist er gleichwohl öfters ein nöthiges und unvermeidliches Uebel. Die Gewalt lässet sich nicht wohl anders als mit Gewalt vertreiben. Es sind gewisse Umstände, sagt der unvergleichliche Verfasser des Antimachiavels: wo man mit gewaffneter Hand die Freyheit des Volks, die man mit Ungerechtigkeit unterdrücken will, vertheidigen muß; wo man muß trachten mit Gewalt dasjenige zu erhalten, wozu die Unbilligkeit in der Güte sich nicht verstehen will; wo also die Potentaten die Sache ihres Volcks dem Ausschlag der Waffen überlassen müssen (*).

Wehe aber den Ländern, dessen Fürsten einen so blutigen Rechtshandel nicht wegen der Sache ihres Volcks führen, wie obiger Verfasser sagt, sondern, welche aus einer grausamen Herrschsucht und aus einer unersättlichen Begierde noch immer mächtiger zu werden, einen jämmerlichen Krieg anfangen. Solche Fürsten sind gleichsam die Scharffrichter des menschlichen Geschlechts, oder wie sich Attila, jener barbarische König der Hunnen, nennen ließ, eine Geisel Gottes. Tyrannen: die sich aus solchen Dingen eine Ehre machen, welche alle Missethaten an Abscheulichkeit und Schande übertreffen. Hier bestiehlet nicht ein armseliger Dieb durch einen künstlichen Griff einem reichern den Säckel: Hier plündert nicht ein aus Mangel und Noth getrie-

bener

(*) Examen de Machiavel Ch, 26 p. 216.

bener Räuber einem Wandersmann sein kleines Gepäcke. Hier stösset nicht ein durch Zorn erhitzter Kämpfer den andern zu Boden: Nein: Hier bestiehlet man aus unersättlichem Geitz ganze Länder. Hier stürtzet man aus Raserey ein schon vorhin verarmtes Volk ins äusserste Elend. Hier würget man aus einer tollen Heldensucht die Menschen mit gantzen Legionen: Hier werden die edelsten und gesundesten Glieder des Staats zu aufgethürmten Hauffen unglückseliger Leichen.

Furorne cœcus, an rapit vis acrior?
- - - An culpa? (*)

Charron sagt, daß die Kunst uns einander zu Würgen und zu verderben gantz der Natur entgegen lief, und von einer Abwesenheit der Sinnen herrührte. Welche Narrheit! Welche Raserey! Einen solchen Lermen und so viel Volk leiden zu machen, aller Gefahr entgegen lauffen, so viel Hunger, so viel Drangsal auszustehen, um den Tod zu erlangen, den man allenthalben findet. . . Welche Unsinnigkeit, sich seiner Glieder berauben und verwunden zu lassen, uud hernach durch Brand und Eisen sich wieder heilen zu lassen, welches tausendmal schmertzhaffter ist als der Tod selbst: Sich für einen Menschen aufzuopfern und ins Verderben zu stürtzen, den man nie gesehen hat, der sich gar nichts um uns bekümmert und nicht an einen denckt; sondern der auf unsern getödeten

(*) Horat. Ode VII.

ten oder verwundeten Cörper steiget um desto grösser zu scheinen und desto weiter um sich zu sehen (*).

Wenn die Monarchen, sagt obangezogener Schrifftsteller, allen Jammer, den eine Kriegserklärung nach sich ziehet, in einer lebhafften Schilderey vor sich könnten abgemahlet sehen, so würden sie darüber weit empfindlicher seyn. Ihre Einbildung ist nicht starck genug, ein so grosses Uebel, davon sie keine zulängliche Begriffe haben, so wie es würcklich ist, sich vorzustellen; denn ihr hoher Stand setzet sie niemals in solche Umstände, solches zu erfahren: Wie solten sie diejenigen schweren Auflagen fühlen, unter welchen das Volk zu Boden sincket? Wie solten sie eine Empfindung haben von dem Abgang der anwachsenden Landesjugend, welche der Werber entführet? Was wissen sie von denen ansteckenden Seuchen, welche gantze Heere aufreiben? Was wissen sie von dem entsetzlichen Würgen der Schlachten und den noch viel blutigern Belagerungen? Wie können sie sich eine Vorstellung von denen Verwundeten machen, deren einige durch die feindliche Waffen sich derjenigen Gliedmasen beraubet sehen, die sie zu ihrer nothdürfftigen Lebsucht unentbehrlich von nöthen haben? Sie vernehmen nicht das traurige Wimmern derjenigen Wayfen, die durch den Tod ihres Vaters, die gantze Stütze ihrer Wohlfart, verlohren haben? Sie erkennen nicht, wie viele Menschen der Tod wegraffet, die dem Staat

(*) Charon de la Sageſſe L. I, Ch. 53.

Staat hätten nützlich seyn können. Die Fürsten, die deswegen nur auf der Welt sind, daß sie die Glückseligkeit anderer Menschen befördern solten, müsten billig zuvor alle diese Umstände erwegen, bevor sie, aus kleinen nichtswürdigen Ursachen, die keinen andern Grund als in ihrem Hochmuth haben, die Menschen allem, was nur abscheulich ist, aussetzen. Diejenigen Fürsten, welche ihre Unterthanen wie Sclaven halten, wagen sie ohne Mitleiden, und sehen sie umkommen, ohne sie zu bedauren. Diejenigen Fürsten aber, welche die Menschen wie ihres gleichen und ihr Volk wie einen Cörper betrachten, davon sie die Seele ausmachen, die pflegen mit dem Blut sparsam umzugehen (*).

Wir wollen dieser lebhafften Schilderey vom Krieg eine andere an die Seite setzen: sie ist ebenfalls von einem der besten Meister unsrer Zeiten.

Welches Unheil ziehet nicht der Krieg nach sich, sagt der berühmte Herr von Fenelon in seinem Telemach, welche blinde Raserey beherrschet nicht hier die sterbliche Menschen? Sie haben so wenig Tage in dieser Welt zu leben: Diese Tage sind schon elendig genug. Warum beschleunigen sie doch einen so nahen Tod? Warum erfüllen sie doch den Jammer eines so kurtzen Lebens mit allem was nur abscheulich ist? Die Menschen sind alle zusammen verschwistert,

(*) Exam. de Machiav, Ch. XXVI, p. 227.

und dennoch zerreissen sie einander. Die wilden Thiere sind weniger grausam. Die Löwen kriegen nicht gegen Löwen, noch die Tyger gegen Tyger, sie greiffen nur andere Thiere an. Der Mensch allein thut nur dasjenige bey seiner Vernunfft, was Thiere ohne Vernunfft niemals gethan haben. Wozu dienen aber diese Kriege? Ist dann nicht Land genug in der Welt, um einem jeden Menschen davon so viel mitzutheilen als er bauen könnte? Wie viele Länder giebt es nicht, die noch unbewohnet sind? Das menschliche Geschlecht kann solche nicht ausfüllen. Wie! ein falsches Bild der Ehre, der Name eines Uberwinders, reitzet den Fürsten und entzündet das Kriegsfeuer in den grösten Reichen? Also macht ein einziger Mensch, den der Zorn des Himmels in diese Welt hat lassen gebohren werden, so viele andre Menschen unglückselig; um seinen Stolz und seine Ehre zu vergnügen, muß alles niedergerissen werden, alles im Blut schwimmen, alles im Rauch aufgehen; und was dem Schwerdt und den Flammen entrinnet, durch eine noch grausamere Hungersnoth umkommen. Solchergestalt macht ein einziger Mensch das ganze menschliche Geschlecht zu einem Spielwerck, und stürtzet alles zusammen in Grauß und Jammer zu seiner Lust, zu seiner Ehre! O entsetzliche Ehre! Kann man auch dergleichen Menschen genugsam verabscheuen und verachten, welche dergestalt alle Menschlichkeit vergessen haben? Nein, nein, ihr seyd nichts weniger als Halbgötter, ihr seyd

nicht

nicht einmal Menschen. Die folgende Zeiten, bey denen ihr euch wolt bewundern machen, werden euer Gedächtniß verfluchen. O ihr Könige, soltet ihr euch nicht wohl bedencken, ehe ihr euch in einen Krieg einlasset? Ein Krieg muß gerecht seyn. Doch dieses ist nicht genug, er muß auch nöthig seyn. Das Blut eines Volks muß nicht vergossen werden, als in der äussersten Gefahr, zur Rettung eben dieses Volkes; allein die schmeichelhaffte Rathschläge, die Einbildung einer falschen Hoheit, die stolze Eifersucht, die unermessene Begierde zu fremden Gütern, welche sich unter allerley scheinbaren Vorwand verstecket: und endlich die verführische Bündnisse mit andern Potentaten: Diese sind es, welche die Könige unvermerckt in solche Kriege verwickeln, die sie unglücklich machen, die sie verleiten, ohne Noth, alles auf das Spiel zu setzen, und die ihren eignen Unterthanen so verderblich sind als ihren Feinden (*).

Es giebt wohl wenige grosse Herren, die dergleichen Ueberlegungen machen, wann sie einen Krieg anfangen. Die meisten betrachten das menschliche Geschlecht wie ihr Erbgut, das ihnen eigenthümlich zugehöret, und womit sie nach eignem Gefallen, wie mit ihren Pferden und Jagdhunden, schalten und walten mögen. Ja, solte man die Wahrheit sagen, so schonen sie derselben öfters noch mehr als ihrer armen Un-

(*). Avantures de Telemaque, L. XVII.

terthanen. Lasset uns aber auch nicht ungerecht urtheilen: Alles Ubel kommt nicht von den Fürsten. Es giebt gute, es giebt böse; Lasset uns vielmehr den Krieg als eine Strafe GOttes betrachten, womit er die böse Welt heimsuchet; indem er seinen Würgengel unter die Menschen aussendet, den Schrecken, das Verderben und den Tod unter sie zu bringen. Hier gilt weder Rath noch menschliche Klugheit, ein so trauriges Schicksal von unsern Gräntzen abzuhalten, wann die Gerechtigkeit GOttes, wie vormals bey den Jsraeliten, mit gräßlichen Strafen ausbricht.

Ein weiser und gütiger Fürst, der das wahre Aufnehmen seiner Länder kennet, wird niemals einen Krieg anfangen; so lang noch irgend ein Mittel ausfündig zu machen ist, den Frieden zu erhalten. Er wird viel lieber ein und anderes in seinen Gerechtsamen nachlassen und bequemere Zeiten abwarten, um solche gelten zu machen. Denn es geschiehet offt, daß die Unkosten des Kriegs sich weit höher belauffen, als die gantze Anforderung werth ist. Der Krieg, sagt mehrgemeldter Tractat gegen den Machiavel, ist ein Mittel in dem äusserſten Nothfall: Man muß solches nie ergreiffen als in solchen Umständen, wo alles andere nicht mehr verfangen will. Man muß sich wohl prüfen, ob man darzu durch einen heimlichen Betrug des Hochmuths, oder durch

eine

eine gründliche und unumgängliche Nothwendigkeit bewogen wird (*).

Der Krieg ist also nur gerecht im Nothfall, wann alle glimpfliche Mitteln und gütliche Handlungen nichts verfangen wollen: Er ist nur gerecht, wann er zur Beschützung des Volks, zur Vertheidigung der Gerechtigkeit und zur Wiederherstellung des Friedens als eine Nothwehr geführet wird. Dieses ist die wahre und einzige Beschaffenheit eines ehrlichen und rechtmäßigen Kriegs; nach welcher sich alle und jede Fragen von der Gerechtigkeit der Waffen am leichtesten entscheiden lassen. Man wird vielleicht denken, daß es auf diese Weise wenige gerechte Kriege gebe: Solte man dabey die Geschichte der vergangenen Zeiten und die Erfahrung der heutigen Welt, nebst verschiedenen bisher heraus gekommenen Kriegserklärungen mit zu Rath ziehen, so dörfte er darüber vielleicht eine nähere Ueberzeugung bekommen.

Hinc movet Euphrates, illinc Germania bellum;
Vicinæ ruptis inter se legibus urbes
Arma ferunt, sævit toto Mars impius orbe (*).

(*) Exam. de Machiav. Ch. XXVI. p. 21. Eben dieses sagt der berühmte Herr von Fenelon. Il n'est permis de faite la guerre que malgré soi à la derniere extremité. Dial. des Morts T. I. D. XVI.

(*) Virgil. L. I. Georg.

Weil aber dasjenige gleichwohl kein Ehrenstand mag genennet werden, worinnen sich die Menschen als Werckzeuge der Ungerechtigkeit gebrauchen lassen, so wird es nöthig seyn, bey dieser Gelegenheit kürtzlich zu untersuchen, welcherley Kriege entweder ihrer Art nach an und für sich selbst ungerecht sind, oder zufälliger Weise ungerecht werden können. Man kann solche ungefehr in sieben Classen eintheilen. 1) In Religionskriege. 2) In Kriege um fremde Länder zu erobern. 3) In Kriege die man führet, um sich zu rächen. 4) In Bundeskriege, darein man sich andern zu Gefallen verwickelt. 5) In Kriege, die man führet eines Nachbarn allzusehr anwachsende Macht zu schwächen. 6) In Kriege wegen einer unausgemachten Erbfolge. 7) Und endlich in bürgerliche und einheimische Kriege.

1. Es sind keine unsinnigere Kriege als die Religionskriege. Unter dem Wort Religion verstehet man eine Erkänntniß von GOtt und göttlichen Dingen, welche insgemein mit einer äusserlichen Verehrung verknüpfet ist. Diese Religion wird durch die Unterweisung gewisser Leute fortgepflantzet, welche wir Geistliche nennen. Diese Geistliche aber vermengen öfters mit der Warheit ihre eigne Sätze und Vorurtheile: sie streiten und zanken darüber mit andern, die wiederum ihre eigne Sätze und Vorurtheile haben; und dieses ist die erste Art der Glaubenskriege, welche, wo sie nur unter den Geistlichen

chen blieben, hier keiner Ahndung würdig wären. Allein, diese geistliche Zänkereyen sind voller Unbescheidenheit: sie kommen von der Schule auf die Cantzel, und werben daselbst ihre Anhänger. Von da kommen sie nach Hof, und schleichen unter dem Mantel des Beichtvaters mit in das Cabinet. Der Fürst ist froh, wann ihm dieser sein Seelsorger unter der Bedingung der Rechtglaubigkeit, den Himmel aufschliesset: Er lässet sich dessen Lehren gefallen, ohne sie weiter zu untersuchen. Der Hof glaubet eben so gemächlich wie der Fürst; und also wird der Glaube des Beichtvaters zu einem allgemeinen Wohlstand. Man befiehlet den Leuten im gantzen Lande nicht anders zu dencken und zu lehren. Diejenigen aber, so die Verwegenheit haben, dieser Verordnung sich zu wiedersetzen, die betrachtet man als Irrglaubige und als Ketzer: Man untersagt ihnen ihren öffentlichen Gottesdienst: man sperret ihre Schulen: man belegt sie mit allerhand Strafen. Diese wollen so schlechterdings in einer Sache nichts nachgeben, davon sie glauben, daß ihre Seligkeit abhieng: sie behaupten demnach, der Fürst könne nicht über ihre Gewissen herrschen, und verlangen also, daß man ihnen ihre Religionsfreyheit ungekräncket lassen soll. Diesem Frevel zu steuren, wird in dem Rath der regierenden Geistlichkeit beschlossen, die Ketzer auszurotten; denn, sagt sie, GOtt will es so haben. Der Fürst hat das Hertz nicht, solchen Leuten zu wiedersprechen, denen GOtt seinen willen offenbaret. Er lässet

sie machen. Damit gehet es aufs Bekehren los. Die Dragoner werden mit zu Hülffe genommen. Die Irrglaubigen wiedersetzen sich der Gewalt. Einige Grossen schlagen sich auf ihre Seite, und bedienen sich dieser geistlichen Händel zu ihren weltlichen Absichten.

Sehet hier einen Religionskrieg, welcher grausamer, unsinniger and abscheulicher ist, als alle andere Kriege in der Welt. Der gemeine Mann bildet sich hier fest ein, er thäte GOtt einen gar grossen Dienst daran, wann er fein arg und unchristlich mit den Ketzern umgienge. Da ist keine Art des Mitleidens, da ist keine Barmherzigkeit, wo man die Menschen des Glaubens halber würget. Man lese nur die Geschichte von denen jämmerlichen Kriegen, welche vor diesem zwischen den Arianern und Orthodoxen; und in näheren Zeiten zwischen den Römischgesinnten und Protestirenden in Böhmen, Ungarn, Savoyen, Braband, Engeland und Franckreich gewütet haben. Wer nur eine menschliche Seele hat, dem wird darüber die Haut schauren. Es waren gleichsam Kennzeichen eines heiligen Eifers, wenn man in diesen tollen Kriegen die Menschen auf das sinnreichste martern, und durch die Empfindung aller möglichsten Schmertzen langsam zu tode quälen konnte.

Heu! primæ scelerum causæ mortalibus ægris,
Naturam nescire Dei. (*)

Wenn

(*) Silius Ital.

Wenn dieses die Eigenschafft der christlichen Religion also mit sich brächte, so müste man bekennen, daß sie die heiloseste und böseste unter allen wäre: indem sie zu nichts anders diente, als einen Menschen gegen den andern aufzubringen, und sie allesamt durch ein gräßliches Blutbad endlich von dem Erdboden zu vertilgen: Christus unser Gesetzgeber hat uns gantz anders unterrichtet. Die Hauptsumma aller seiner Lehren ist die Liebe: aus derselben fliessen, als aus einer göttlichen Quelle, alle andere Tugenden, welche sowohl zu der Glückseligkeit dieses als jenes Lebens führen. Hier findet man nichts als Sanftmuth, Demuth, Barmherzigkeit, Mitleiden, Gedult, Verträglichkeit, brüderliche Liebe, gemeine Liebe, Gutthätigkeit und dergleichen. Dieses sind die heiligen Bande, womit Christus, als der Fürst des Friedens, die Glaubigen zusammen hält, und die Unglaubigen vertragen lernet. Hier gilt weder Zwang noch Gewalt. Dieser Glaube ist also ein pures göttliches Werck, da der Geist lebendig macht, und diejenigen treibet, welche GOttes Kinder sind. Hier muß man das Unkraut mit dem Waitzen aufwachsen lassen bis zur Ernde.

Weder der Fürst noch der Kriegsmann, haben demnach nicht die geringste Ehre von einem solchen Glaubens- oder Religionskrieg. Alle andere Kriege lassen sich noch einigermassen vor der ehrbaren Welt mit gewissen Staats- und Rechtsursachen bemänteln; allein ein Religionskrieg

hat auch nicht einmal den Schein von einer vernünftigen, oder gerechten Handlung. Es ist nichts thörichter, als wenn man alle Menschen zwingen will, in ihren unterschiedenen Begriffen nach einerley Art zu dencken: sie können deswegen doch gehorsamen, wenn sie gleich nicht in ihren Meynungen übereinstimmen. Ein Fürst wird durch einen Religionskrieg zehenmal ehender Land und Leut verderben, als einen einzigen Menschen von der Wahrheit seines Glaubens überzeugen.

Hier sind besonders die Worte des nie genug gepriesenen Tractats gegen den Machiavel sehr merckwürdig: Was die Religionskriege betrifft, so sind solche entweder einheimisch oder fremd. Sie sind im ersten Fall fast allezeit eine Folge von dem Mangel der Klugheit eines Fürsten, der zur Unzeit einer Seite mehr als der andern beystehet, und in Ansehung des äusserlichen Gottesdienstes der einen zu viel und der andern zu wenig einräumet, und der insonderheit den Streitfragen der einen Parthey gegen die andere ein Gewicht giebt, welches nichts zu sagen hätte, wann der Fürst sich nicht damit vermengte, die aber, so bald er sich derselben annimmt, ein grosses Aufsehen machen. Das bürgerliche Regiment mit Nachdruck zu unterstützen; einem jeden die Gewissensfreyheit gestatten und sich stets als ein König, niemals aber als ein Pfaff aufzuführen; dieses ist das sicherste Mittel einen Staat gegen dergleichen Unge-

wit-

witter zu verwahren. In fremde oder ausheimische Religionskriege sich zu mengen, ist der höchste Grad der Ungerechtigkeit und närrischen Wahnsucht. Von Achen, wie Carl der Grosse, sich auf die Reise begeben, um die Sachsen zu bekehren, oder eine Flotte auszurüsten, um damit den Sultan in Egypten zu begrüssen, damit er ein Christ werden soll. Dieses sind in der That seltsame Unternehmungen. Die Wuth der Kreutzzüge ist vorbey, GOtt gebe daß sie niemals wieder kommen (*).

2. So unvernünftig und gottlos die Religionskriege sind, so ungerecht sind auch diejenigen Kriege, die keinen andern Endzweck haben, als fremde Länder zu erobern. Was man bey uns Eroberungen nennet, ist nichts anders als der höchste Gipfel der Tyranney und der verruchteste Greuel der Menschen. Es ist eine schnöde unsinnige und abscheuliche That; wenn ein Fürst darinnen seine Ehre sucht, seine Macht auf Unkosten seiner Nachbarn auszubreiten (**).

Dieser falsche Heldengeist hat zu allen Zeiten in der Welt das gröste Unheil und die jämmerlichsten Zerrüttungen angerichtet. Die Begierden der Menschen haben die Eigenschafft, daß sie immer stärcker werden, je mehr man sie näheret. Die Macht entzündet ihre Wuth, und der Uber-

(*) Examen de Machiavel T. II. c. 26. p. 224.
(**) Fenelon Dial. des Morts T. I. Dial. 16.

Uberfluß macht sie rasen: ihr Verlangen nach entfernten Gütern ist grösser, als die Freude bey dem Genuß der Gegenwärtigen. Je mehr sie Schätze und Vorwürffe haben, je unruhiger werden sie nach andern, die sie nicht haben. Ein ehrsüchtiger Fürst stellet sich seine Glückseligkeit in seiner Grösse vor. Je mehr er sich darinnen gefällt, desto grösser sucht er zu werden. Diese Welt ist zu klein den weiten Raum seiner Begierden auszufüllen; und wenn auch GOtt ihm zu Gefallen eine neue Welt schaffen solte, so würde ihm doch darinnen noch Kummer genug übrig bleiben, wenn er ihn darinnen nicht auch herrschen liesse.

Orbis non sufficit unus. (*)

Sesostris, Cyrus, Darius, Xerxes, Alexander der Grosse, waren in den alten Zeiten diejenigen Weltbezwinger, welche sich ein Recht anmasseten, die Länder ihrer Nachbarn anzufallen und solche ihrer Bottmäßigkeit zu unterwerffen; ihre unmäßige Begierde zu herrschen war davon die eigentliche Bewegursache. Die andere, welche sie vorschützten, waren blos zur Rettung des Wohlstandes: dann die Gerechtigkeit der Natur lehret alle vernünftige Menschen, daß es unrecht sey einen ohne Ursache mit Krieg zu überziehen: sie bewiesen also mehr, als sie beweisen wolten; denn da ihre angeführten Ursachen nicht zulänglich waren, dergleichen Feindseligkeiten zu rechtfertigen, so gaben sie sich da-

durch

(*) Statius.

durch selbst Schuld, daß sie ungerecht handelten. Ludwig der Vierzehende war auch nicht wenig von dieser Heldensucht angestecket: Er bereuete aber solche auf seinem Todbette, und gab deswegen dem noch jetzt regierenden Könige die nachdenckliche Lehre; darinnen nicht sein Nachfolger zu werden, sondern einen friedfertigen König abzugeben: Liebster Printz, soll er zu ihm gesagt haben, Ihr werdet ein grosser König werden; allein eure gantze Glückseligkeit beruhet darauf, daß ihr euch dem Willen GOttes unterwerffet, und euer Volk suchet glücklich zu machen. Meidet deswegen den Krieg, er stürtzet solches ins Verderben. Folget nicht darinnen meinem Exempel, sondern seyd ein friedliebender Fürst. (*).

Wenn man die meisten sogenannten Manifeste genau prüfet, welche heut zu Tage zur Rechtfertigung derjenigen Kriege heraus kommen, womit unsere christlichen Staaten einander überziehen; so wird man erkennen, daß es guten theils nur blosse Ehrenrettungen sind, den Schein der Gerechtigkeit beyzubehalten. Weiter nichts. Aller Krieg ist ungerecht, wann er unnöthig ist. Ein Krieg aber ist unnöthig, wann der Streit durch andere Mitteln als durch Waffen kann gehoben werden. Hierzu findet sich leicht Rath, wenn man ihn annehmen will. Allein wie gerne siehet hier nicht der Mächtigere, wenn der Schwächere etwas gegen ihn versiehet? Weil er

das

(*) Limiers Histoire de Louis XIV. p. 294.

dadurch einen Vorwand bekommt, dessen Länder mit Heeresmacht zu überziehen, und sich gewisser Oerter, die ihm gelegen sind, zu seiner Genugthuung auszuhalten. Wiewohl, wer Eroberungen machen will, der wartet damit nicht allemal so lang, bis ihm darzu von dem andern Anlaß gegeben wird. Wer sich nichts daraus macht ungerecht zu seyn, der hat eben so wenig Anstand eine falsche Ursache zu erfinden. Wie offt und vielmahl muste hier nicht sogar die Religion zum Vorwand des Kriegs dienen, wenn man keine andere Ursache wuste? Diesen schönen Grund hatten ehedessen die sogenannte Kreuzzüge nach dem gelobten Land, welche die damals tumm eifrende Christenheit über etliche Millionen Seelen kostete, ohne daß dadurch etwas weiters ausgerichtet wurde, als daß wir noch ad honores etliche Bischöffe in terris infidelium haben; die, wenn sie sonst nichts als die Einnahmen von diesen Stifftungen hätten, so arm als die Apostel selbst seyn würden. Es war damals den Fürsten nicht sowohl um die Religion, als um die Länder der Unglaubigen zu thun. Man sahe solches aus denen Streitigkeiten, die gar bald unter ihnen selbst, wegen der eroberten Plätze, sich hervor thaten; Hingegen waren die Spanier und Portugiesen in Eroberung von America desto glücklicher; dann hier hatten sie es mit wilden Menschen zu thun, die weder den Krieg noch die Religion verstunden: diese durften sie nur ohne weitere Umstände todtschlagen, und damit

mit ihre Schätze und ihre Länder in Besitz nehmen.

Seit dem die Fürsten und Gewaltigen die Länder und Völker als ihr Eigenthum betrachten, muß man sich nicht wundern, daß sie mit einander Kriege führen. Wer die Macht in Händen hat, der bildet sich ein, er dörfte alles thun was er könnte, die Macht ist bey ihm was bey andern das Recht ist: sie macht den Unterscheid zwischen einem Helden und einem Strassenräuber: zwischen dem Beil des Scharffrichters und zwischen dem Lorbeerkrantz eines Uberwinders. Eines muß man hier von den Eroberungsgeistern noch anmercken. Sie sind selten so glücklich gewesen, ihrer ungerechten Beute mit Ruhe zu geniessen: sie haben insgemein ein Ende mit Schrecken genommen: ihre Länder sind nach ihrem Tod ein Raub der Feinde worden. Was die Unschuld der Menschen nicht hat verhindern können, das hat die Gerechtigkeit des Himmels gerochen.

3. Die Kriege, um sich an einem fremden Staat wegen einer empfangenen Beleidigung zu rächen, haben mit den Eroberungskriegen eine starcke Verwandschafft; denn man sucht durch dieses Mittel wo nicht Land und Leute, doch gemeiniglich stattliche Geldsummen zum Abtrag des erlittenen Schimpfs oder Schadens zu erhalten. Ob und wie weit diese bella punitiva oder Strafkriege erlaubet seyen, solches erhellet

aus

aus denen Umständen des Verbrechens, welches man zu ahnden sucht.

Verschiedene unserer Rechtsgelehrten wollen diese Redensart nicht in dem Sinn, wie wir solche hier gebrauchen, gelten lassen. Sie sagen, das wort Strafe beziehe sich auf einen richterlichen Ausspruch. Ein fremdes Volk aber, darüber man nicht Richter wäre, und dem man nichts zu befehlen hätte, könnte man nicht zur Rechenschafft und folglich auch nicht zur Strafe ziehen. Dieses aber sind unnöthige Subtilitäten; denn einer der sich an dem andern wegen einer Beleidigung rächet, der bestrafet ihn dieser Beleidigung halber: er mag ihm zu befehlen haben oder nicht. Rache und Strafe ist also hier einerley; denn das Wort Strafe beziehet sich nicht allein active auf einen Richter, sondernauch passive auf etwas das man leidet.

Die Rache ist an und für sich selbst kein Affect, welcher grossen Gemüthern anständig ist, weil sie über alle Beleidigungen erhaben sind. Der Eifer sich zu rächen, hat ehender etwas überaus kleines, und wird immer einem erzürnten Weibe ehe, als einem tapfern Mann zu gut gehalten.

- - - Quippe minuti
Semper & infirmi animi exiguique voluptas
Ultio: continuo sic collige quod vindicta
Nemo magis gaudet quam fœmina. (*)

Ja

(*) Juvenal. Sat. XIII.

Ja derjenige, welcher sich rächet, begehet insgemein mehr Übel und mehr Ungerechtigkeit als der Beleidiger selbst: Iniquior est qui se ulciscitur eo, qui prior nocuit, sagt Max. Tyrius.(*) Schicket sich nun die Rache für keinen großmüthigen und gerechten Mann überhaupt, so schicket sie sich auch nicht für einen Fürsten, welcher nichts thun und unternehmen soll, als was mit der Weisheit und mit der Gerechtigkeit genau überein kommt. Nichts übertreibet mehr die Feindseligkeiten der Menschen, als die Wuth sich zu rächen: da folget immer eine Ungerechtigkeit aus der andern: eine Rache ziehet die andere nach sich: und man höret nicht auf mit Raub und Brand und Mord gegen einander zu wüten, bis alles aufgerieben und kein Gegenstand mehr vorhanden ist, die Rache zur Beleidigung und die Beleidigung zur Rache zu entzünden.

Ich sage nicht, daß man eine empfangene Beleidigung gar nicht ahnden soll. Die Bosheit, der Frevel und die Laster würden allzuweit gehen, wo man ihnen nicht Gewalt und Strafe entgegen stellte; allein diese sind darinn von der Rache unterschieden: sie bleiben in denen Schranken eines geheiligten Rechts; die Rache aber wird durch Wuth und Grausamkeit abscheulich, und schmeisset den Unschuldigen mit samt dem Schuldigen zu Boden.

(*) Apud Grotium L. II. c. 20. §. 2.

- - - Cæde nocentum
Se nimis ulciſcens exſtitit ipſe nocens (*).

Ein weiſer Fürſt ahndet eine Beleidigung mit Majeſtät, ohne Zorn, ohne Wuth. Er ſuchet eine Genugthuung, nicht für ſich, ſondern für die Gerechtigkeit, für ſeine Würde, für ſeine Hoheit. Er ſuchet ſolche nicht aus Vortheil und Eigennutz, ſondern zu ſeiner Sicherheit. Erlangt er dieſe, ſo hat die Ahndung der empfangenen Beleidigung ein Ende: Verletzet ihn ein Unterthan, oder ein Bedienter eines fremden Staats, ſo iſt es ihm genug, wenn derſelbe deswegen von ſeiner Obrigkeit gezüchtiget, oder ihm ausgeliefert wird. Eines ſolchen Verſehens halber gleich zuzufahren, und gantze Städte und Länder darüber zu verwüſten, iſt barbariſch; die Ahndung überſteiget hier die Mäßigung einer billigen Strafe. Man ſiehet dabey nur die Rache eines gewaltigen Königes; aber nicht die Kennzeichen der Großmuth und der Gerechtigkeit, welche die nothwendigſten Tugenden der Majeſtät ſeyn müſſen.

- - - Diis proximus ille eſt,
Quem ratio non ira movet, qui facta rependens
Conſilio punire poteſt (**).

So war die Rache, welche Carl der V. wieder die Stadt Rom im Jahr 1527. vornehmen ließ,

(*) Ovidius.
(**) Claud. in Paneg. Manlii Theod.

ließ, abscheulich. Der Pabst war dabey mit seinen Cardinälen und Prälaten in der Engelsburg in guter Sicherheit; die Stadt aber wurde der Grausamkeit und Wuth eines wilden und zaumlosen Heers Preiß gegeben, welches allen Greuel und Schandthaten ausübete, und über 20000. Familien deswegen ins Elend stürtzte, weil der Pabst damals nach seiner Politic für gemässer hielt, der Parthey von Franckreich beyzupflichten. Diese That der kayserlichen Völker machte Carl dem Fünften so wenig Ehre, daß er sie selbst mißbilligte.

Ein muthwilliger Holländer lies im Jahr 1671. eine Müntze prägen, worauf ein runder Käß, mit einer darüber stehenden Sonne, als dem Sinnbild des Königs von Franckreich vorgestellet war, mit der Unterschrifft: **Sonn stehe still.** So platt und so weit hergeholet auch diese Erfindung war, so suchte doch Ludwig der XIV. sowohl dieser als anderer Spöttereyen wegen, die Holländer zu züchtigen; er kündigte ihnen deswegen den Krieg an, da es dann wenig fehlte, die Franzosen hätten sich im Jahr 1672. Meister von gantz Holland gemacht. Millionen Menschen musten also über den lächerlichen Einfall eines Fantasten leiden; Die Gedenckmüntze, welche Franckreich bey dieser Gelegenheit schlagen lies, stellte eine abgezogene Löwenhaut vor, samt den sieben Pfeilen der vereinigten Provinzen. Man siehet ferner darauf ein niedergeschlagenes Weibsbild mit einer Kuhe und einem

Fischergarn mit den Worten: Ultor Regum.

Die Genueser musten im Jahr 1684. ebenfalls die Rache dieses mächtigen Königs empfinden; weil sie beschuldiget wurden, daß sie es heimlich mit Spanien zuhielten. Diese prächtige Stadt wurde deswegen von der französischen Flotte grausam mit Feuer geängstiget, und viele der schönsten Palläste in der Vorstadt in die Asche geleget, Worauf die Franzosen eine Denckmüntze prägen liessen, da man den Jupiter mit Donnerkeilen vorgestellet siehet, mit der Umschrifft: Fibrata in superbos fulmina (*).

Wie glücklich, wie groß wäre nicht Carl der Zwölffte gewesen, wenn er sich in der Rache hätte zu mäßigen gewust; und, nachdem er die Dänen geschlagen, den sächsischen August überwunden und die Russen vor sich her in die Flucht getrieben, den ihm angebotenen Frieden nicht so hochmüthig ausgeschlagen hätte? Allein sein Eigensinn war unüberwindlich, und in seiner Rachgier ließ er sich eben so wenig einreden. Es war ihm nicht genug, daß er seine Feinde so weit gebracht hatte, daß sie um Frieden baten; er wolte sie auch vernichtigen, von Land und Reich verjagen, und ihr Gedächtniß bey der Nachwelt zu

(*) Medailles sur le Regne de Louis le Grand p. 251. und 405. Hier könnte man die vor angeführte Worte aus dem Maximo Tyrio wiederholen: O Iupiter, quid nobis feciſti. Iuſtitiam ex injuriis conflatam.

zu Schanden machen. Wie konnte es anders seyn, er muste bey solchen ausschweiffenden Anschlägen, selbst das Opffer einer unsinnigen Rache werden.

Si velatendas nimium, navis mergitur,
Sed si relaxes, rursus vehitur tutius:
Odit Deus nimis vehementes impetus,
Odere cives: gratior est moderatio (*).

4. Unter die Art von ungerechten Kriegen gehören auch nicht selten die Bundeskriege, in welche man durch andere sich einziehen lässet. In so fern dergleichen Bündnisse zur Wohlfart und Sicherheit eines Staats, ohne Nachtheil eines dritten, geschlossen werden, haben dieselbe nichts unbilliges. Man kann auch sodann sich nicht entbrechen, seinem Bundsgenossen, im Fall derselbe mit Kriegsmacht überzogen wird, den ihm versprochenen Beystand zu leisten. Allein die Mode Bündnisse zu schliessen, ist heut zu Tage in Europa ein seltsamer Anlaß zu vielen wunderlichen Verwickelungen und ungerechten Kriegen. Man ist nie leichtsinniger gewesen, sich damit einzulassen und solche auch wieder aufzuheben.

Qui citò, qui temerè spondet, se multa daturum,
Quæ male promisit, turpius illa negat.

(*) Menel. ap. Euripid.

Man treibet mit denselben nur ein politisches Spiel. Treu und Glauben, Wort und Zusagen, haben fast weiter keine rechtliche Verpflichtung, als man für gut findet ihnen einzuräumen. Unsere heutige Staatsklugheit erlaubet deswegen auch nicht, sich auf dergleichen Bündnisse mehr, als es des andern Vortheil mit sich bringt, zu verlassen. Die besondere Absichten der Höfe, welche nur allein ihren eignen Vortheil beaugen, sind hier die künstliche Ausleger derjenigen Bedingungen, zu welchen man sich verbindet. Ein geringer Zufall dienet offt zu einem wichtigen Vorwand, Bund und Zusage zu brechen, und es fehlet sodann wenig, daß man es nicht macht wie Cleomenes, welcher mit seinen Feinden einen Stillstand auf dreyßig Tage geschlossen hatte, hernach aber des Nachts sie überfiel, mit dem Vorgeben: Der Vergleich wäre auf 30. Tage und nicht auf 30. Nächte gemacht worden (*).

Ja es lauffen ohnedem viele unserer Bündnisse dergestalt verwirrt unter einander, und wieder einander, daß es zuweilen nicht möglich ist, ihnen allen nach dem Buchstaben ein Genügen zu thun. Man siehet deswegen, daß zuweilen ein Staat zweyen in Krieg verwickelten Potentaten zugleich seinen Beystand schuldig ist; und daß er solchen deswegen entweder beyden verweigern, oder beyden angedeyhen lassen muß. Wir sehen zu unsern Zeiten mächtige Völker, die für sich mit

(*) Cic. L. I. de Offic c. 10.

mit einander Friede haben, und die gleichwohl doch gegen einander heftige Kriege führen. Dieses scheinet ein Räthsel zu seyn, und unsre Nachkommen werden Mühe haben, eine Sache zu begreiffen, die sich selbsten wiederspricht, und die doch wahr ist, weil sie geschiehet.

Also kann man durch Bündnisse in allerhand Kriege verwickelt werden. Entweder man überziehet einen Freund, der uns nicht beleidiget hat, um einem Bundsverwandten beyzustehen; oder man bekriegt einen Bundsverwandten selbst, weil wir uns auch mit seinem Feind verbunden, und das Bündniß mit diesem letztern uns nützlicher scheinet, als mit jenem. Stehet man einer bösen Sache bey, so macht man sich der Ungerechtigkeit mit theilhafftig. Schliesset man aber die Bündnisse nur unter einer gewissen Bedingung, sich alsdann nur einander beyzustehen, wenn man einen gerechten Krieg zu führen gezwungen wird, so ist diese Gerechtigkeit des Kriegs noch der Vorwurff eines langweiligen Gezäncks zwischen den Staatsgelehrten. Inzwischen verändern sich die Auftritte. Es kommen andere Personen auf den Schauplatz: und man fraget nicht mehr, was man thun soll, wenn neue Umstände das nicht mehr erfordern, was für drey oder vier Jahren wäre nöthig gewesen.

Es giebt ferner auch Bündnisse, welche kleine Staaten mit grossen machen, wie bey dem Esopo die Thiere mit dem Löwen. Wenn es nun hier zum Ausgang des Kriegs kommt, so behält

der Mächtige für sich diese Vortheile allein, und läſſet seine Helffer, wegen der Kriegskosten sich mit einander vergleichen. Der macedonische Philippus fieng es noch feiner an: er stunde mit den Thebanern und Lacedemoniern in Bündniß; und da es unter beyden zum Krieg kam, wuste er unter ihnen die Zwietracht so künstlich zu unterhalten, daß er nachgehends eines griechischen Staats nach dem andern sich bemächtigte(*). Divide & impera, sagt der kluge Machiavel (**).

5. Ich komme auf die fünfte Frage: Ob man nemlich, ohne Beleidigung der Gerechtigkeit, wieder einen benachbarten Staat einen Krieg anzetteln und ihn deswegen feindselig überfallen könne, weil dessen allzusehr anwachsende Macht uns Nachtheil und Schaden, wo nicht gar das Verderben drohet. Die Staatsklugheit erfordert, daß man sich in Zeiten allem demjenigen zu wiedersetzen sucht, was auch nur von weitem unsern Wohlstand untergraben und sincken machen kann; allein die Gerechtigkeit leidet nicht, daß man sich darzu anderer Mitteln bediene, als solcher, die ihren Regeln gemäß sind.

Es ist nach dem Völkerrecht, wie einige meynen, keineswegs erlaubt einen Staat deswegen mit Krieg zu überziehen, weil er beginnt allzumächtig zu werden und uns Gefahr zu drohen. Es kann solches wohl in Uberlegung genommen werden,

(*) Iustinus L. VIII.
(**) L. I. De Principe c. 20.

den, als eine Sache die nützlich, nicht aber die gerecht ist. Wie man also aus andern Ursachen einen Krieg anfängt, also kann man auch diese mit in Ueberlegung nehmen; allein deswegen jemand Gewalt zu thun, wenn man sich vor seiner Gewalt zu fürchten hat, dieses verabscheuet das Recht und die Billigkeit. Dieses Zeitliche Leben ist so beschaffen, daß darinnen keine völlige Sicherheit zu hoffen ist. Man muß aber in Ansehung einer so ungewissen Gefahr von der göttlichen Vorsehung und von einer unschadhafften Gewährleistung, und nicht von der Gewalt, Schutz und Sicherheit erwarten (*).

So lange uns der Mächtigere nicht beeinträchtiget, noch würcklich Unrecht thut, so lange wäre es eben so unbillig denselben seiner Macht halben anzugreiffen, als wenn in einer Republick die Geringern deswegen die Reicheren plündern wolten, weil sie in Furchten stünden, von ihnen unterdrückt zu werden.

Die Eifersucht unter gleich mächtigen Staaten, derer jeder gern der überwichtigste seyn will, giebt ebenmäßig Anlaß zu dergleichen Kriegen. So lagen in Griechenland die Athenienser und die Spartaner sich einander in den Haaren. So stritten Rom und Carthago mit einander um die Oberherrschafft der Welt, bis eines das andere überwunden und zerstöhret hat-

(*) H. Grotius I. B. & P. L. II, c. 2. §. 7.

te. So war Mithridates der Römer geschworner Feind, weil er ihre überwiegende Macht nicht vertragen konnte; und so sahe man bisher auch einen beständigen Krieg zwischen den beyden grösten Häussern in Europa, Bourbon und Oesterreich. Wer davon die Geschichte lieset (*), der wird sich wundern müssen, wie fein es Franckreich seit mehr als zwey hundert Jahren gespielet hat, die oesterreichische Macht zu zergliedern. Was hat es nicht gethan, die meisten europäische Staaten dawider aufzubringen, um ihnen den Anwachs dieses Hauses verdächtig zu machen? Wo mit der Gewalt der Waffen nichts auszurichten war, da machte man Witz und Klugheit gelten. Der französische Hof kennet den Zustand aller europäischen Höfe; Er weiß an denselben alles durch seine Gesanden und heimliche Agenten, zu seinem Vortheil und nach seinen Absichten einzufädeln. Diesem schickt er Geld, jenem ein Weib: andere bezwingt er durch Drohungen und Gewalt, andere mit Höflichkeit und Versprechungen. Ist der Fürst andächtig, so gewinnet man den Beichtvater: ist er galant, so sendet man ihm alle neue Moden: liebt er eine gute Tafel, so stehen ihm die leckersten Weine und besten Köche zu Diensten. Kurtz eine solche Aufmercksamkeit auf alles, auch auf die kleinsten Dinge, beschäfftiget die Klugkeit eines Volks, welches

(*) Hier dienet die neulichst heraus gekommene Histoire memorable des guerres entre les maisons de France & d'Autriche par Mr. Rousset.

sich die Thorheiten seiner Nachbarn vortrefflich weiß zu Nutzen zu machen. Auf diese Art hat fast Franckreich bisher in Europa die Obermacht gewonnen.

6. Eine sechste Art von ungerechten Kriegen sind auch öffters diejenigen, welche wegen einer Erbfolge geführet werden. Lebten wir nach dem Recht der Natur in einer vernünftigen Freyheit, so würden wir nichts von solchen Erbfolgen der Reiche und Länder wissen. Der Fürst würde für den Staat und der Staat nicht für den Fürsten seyn. Ein geheiligtes Recht müste so wohl den Fürsten als das Volk binden. Diejenigen, die regierten, müsten den Gesetzen sowohl unterworffen seyn, als diejenigen, die regieret würden. Beyde müsten die Macht dieser Gesetze über sich erkennen. Sie müsten nur die Wohlfart des Staats zum Endzweck haben, und keiner andern Freyheit genieſſen als die solche befördern, mit nichten aber dieselbe stöhren könnte. Die Kunst zu regieren würde das nechste Recht zur Krone seyn. Man würde darzu nur Helden und weise Leute gebrauchen; wie die alten Teutschen, welche zu ihren Herzogen oder Heerführern die vortrefflichsten und tapfersten Männer wehleten.

Mente qui prudente pollet, is Magistratum gerit (*).

Wür-

(*) Euripid. Ipigh. in Aulide.

Würden die Regenten gebohren, so müsten sie auch die Tapfferkeit und die Weisheit, die zum Regiment erfordert wird, mit auf die Welt bringen: Haben sie solche nicht, so befiehlt ihnen die Vernunfft, sich keiner Last zu unterziehen, deren sie nicht gewachsen sind. Solte man wohl mit Gewalt und Blutvergiessen in ein Amt sich eindringen, welches man nicht im Stand ist zu verwalten? Die Menschen gehören nicht zu den Patrimonialgütern, deren eigenthümlichen Besitz man einem andern, wie das grosse und kleine Vieh auf den Mayerhöfen übertragen kann. Wo haben jemalen vernünftige Völker darzu ihre freywillige und ungezwungene Einwilligung gegeben, diesem oder jenem König, dergestalt, ohne alle Bedingung eigen zu seyn, daß auch dessen Kinder, mündig oder unmündig, närrisch oder klug, böß oder gut, ihrer und aller ihrer Nachkommen unwiedersprechliche Herren und Eigenthümer seyn sollen: So gar, daß man mit ihnen, wie mit andern Gütern, Kauff und Handel treiben, solche seinen Erben vermachen, oder einer fürstlichen Tochter zum Brautschatz mitgeben könnte? Wer erkennet wohl hier ein natürliches Recht? Grotius, Pufendorff und andere dergleichen Ausleger der Natur? Allein wie künstlich, wie verschlungen, wie verfänglich erklären sie sich nicht darüber? Die Sprache der Natur ist nicht so gelehrt: sie spricht einfältig, sie spricht durch Empfindungen, sie unterrichtet durch ihren allgemeinen Geist, und überzeuget ohne Künste. Hat die Natur

ge-

gewolt, daß wir vernünftige Geschöpfe seyn sollen; so hat sie auch gewolt, daß wir als solche unsere Glückseligkeit besorgen sollen; Wie können wir aber solche besorgen, wenn wir uns der freywilligen Gefahr unterwerffen, von einem bösen und untauglichen Regenten abzuhangen; und es seinem Gutdüncken zu überlassen, ob er uns will als vernünftige Menschen halten, oder mit den Zugochsen und Postpferden einerley Schicksal erleben lassen. Nichts wiederstrebet mehr der Menschlichkeit, sagt der Herr von Fenelon, als eine unumschränckte und eigenmächtige Gewalt, die unsre Könige sich anmassen. Nicht anders als ob alles nur für sie geschaffen wäre. Anderer Menschen Gut und Ehre und Leben düncket ihnen nur ein blosses Spiel zu seyn. Nichts bezeichnet mehr ein barbarisches Wesen, als eine solche Regierungsform (*).

Dem ungeachtet, so wolte doch das Volk Israel Könige haben; und GOtt hat ihm solche auch gewähret. Wie wohl sie damit gefahren, lehren die geistliche Geschichtbücher. Also hat es auch GOtt gefallen, die Verfassung der heutigen Welt so einzurichten, daß darinnen viele erbliche Reiche und freymächtige Fürstenthümer, durch lang hergebrachte Besitzungen und Verabredungen der Völker statt gefunden haben; dergestalt, daß alle die darinnen befindliche Einwohner gehalten sind, dieser einmahl eingeführten

(*) Fenelon, Dial. des Morts T. I. D. XVI.

ten Ordnung sich ohne Wiederspenstigkeit zu unterwerffen: ihre durch das Erbrecht ihnen angestammte Fürsten mit Unterthänigkeit zu erkennen; mithin denenselben treu, hold und gewärtig zu seyn.

Wo nun dergleichen erbliche Reiche einmahl also festgestellet und eingeführet sind, da kann es auch gewisser massen einem Fürsten nicht verdacht werden, wenn er solche gegen andere, die ihn darum bringen wollen, mit gwaffneter Hand zu behaupten trachtet. Will aber derselbe dadurch die Gerechtigkeit nicht verletzen, so muß er 1) dabey Land und Leute verschonen, und seine Waffen nur gegen gewaffnete Männer führen. 2) Muß er niemand zur Huldigung zwingen; dann ein gezwungener Eyd ist etwas gottloses und ungerechtes; eine gottlose und ungerechte Handlung aber ist nicht verbindlich. 3) Eben so wenig kann er diejenigen als Untreue und Meineydige bestraffen, welche durch den Lauff der Waffen dem Gegentheil zu schwören sind gezwungen worden. Noth und Zwang leiden keine Gesetze und folglich auch keine Straffen. Alle dergleichen Eydschwüre haben in ihrem natürlichen Sinn ohnedem keine andere Verbindlichkeit, als demjenigen, der uns schwören macht, so lange treu und gehorsam zu seyn, als er im Stand seyn wird uns zu beschützen; dann es ist hier ein pactum mutuum, welches eine Bedingung zum Grund setzet. Wo nun diese Bedingung in Ansehung des Beschützers nicht erfüllet wird, da

nimmt

nimmt auch die Verbindlichkeit der Huldigungseyde ein Ende.

Wie ungerecht müssen also die armen Unterthanen in denen im Anspruch liegenden Ländern nicht leiden, wenn sie, durch den Fortgang der unglückseligen Kriege, bald mit allerhand Gewaltthätigkeiten und Brandschatzungen beängstiget; bald durch unauftreibliche Summen zur Fortsetzung der Waffen ausgemergelt; bald durch andere harte Beschwerden und Drangsale elendig ins Verderben gestürzet werden. Gleich als ob sie Schuld daran wären, daß zwey hochgebohrne Menschen sich um ihr Land und um ihre Güter zancken; dann es ist gewiß: sie allein müssen die Proceßunkosten tragen; und das Opffer von hundert tausend unschuldigen Menschen, die darüber geschlachtet werden, ist öfters kaum zulänglich dem Uberwinder das Recht zum Thron zu bestättigen.

Ich finde keine Idee in der menschlichen Seele, welche hiebey die mindeste Begriffe von Recht und Billigkeit sich machen könnte. Denn alle Menschen, die in einem solchen Krieg um ihre Ruhe, um ihre Güter, ja um ihr Leib und Leben gebracht werden, die verlieren solche nicht zum Besten des Staats, noch zum Heil der bürgerlichen Gesellschafft, noch sonst aus einer anscheinenden gerechten Ursache; sondern blos zur Erhöhung eines einzigen Menschen, dessen unersättliche Herrschsucht öfters dem schon zuvor gepreßten

preßten Volk noch das übrige durch Pracht und Uppigkeit raubet, was ihm die Wuth des Kriegs gelassen hat. Wie mögen sich doch in der vernünftigen Welt noch gelehrte Leute finden, welche dergleichen Handlungen als Vorzugs-Rechte der Grossen, als Jura Majestatica, zu verthaidigen übernehmen? Sie vergeben dadurch dem menschlichen Geschlecht ihre heiligsten Rechte. Furcht, Ehrgeitz und Gewinnsucht, machen sie zu Advocaten eines Tyrannen, und zu Verräthern des Volks. Dann die Fürsten sind eigentlich nichts anders als die ersten und vornehmsten Glieder des Staats, welche das Volk schützen und nach Recht und Billigkeit regieren sollen (*). Wie mögen sie doch, um dieses Richter-Amt zu erlangen, so jämmerliche Kriege führen und so viele unschuldige Menschen auf die Schlachtbanck liefern?

- - - O fragilis damnosa superbia sceptri!
O furor! o nimium dominandi cœca libido! (**)

Es giebt im übrigen, in Ansehung der Erbfolgen, wo solche eingeführet sind, noch glimpflichere Mitteln, als der Krieg, die darüber entstehende Streitigkeiten zu entscheiden: Wir haben

(*) Examen de Machiavel p. 12. Pufendorf schreibet davon gantz anders, vid. Ej. Jus Nat. & G. L. VII. c. 6.
(**) Juvenal.

ben im teutschen Reich eine weise Verfassung, vermög deren keinem Stand des Reichs erlaubet ist, durch Rügung seiner eigenen Gerechtsamen, die gemeine Ruhe und den Landfrieden zu stöhren; die Reichsgrundgesetze weisen ihn dahin an, seine Sachen vor den Kayser und das Reich zu bringen, und darüber eines rechtlichen Urtheils gewärtig zu seyn. Gehet es damit gleich zuweilen etwas langsam her, so schaden doch hundert solche Rechtsstreite nicht so viel als ein einziger Krieg.

Wo nun eine solche Verfassung, wie bey uns im teutschen Reich, unter freymächtigen Staaten, nicht eingeführet ist, da können dergleichen Streitigkeiten füglich durch Vermittelung anderer Staaten durch Schiedsrichter geschlichtet und beygeleget werden. Dieses Mittel ist zu allen Zeiten üblich gewesen. Am natürlichsten solte das Volk selbst in einer Sache sprechen, welche ihre eigne Wohlfart betrifft: Wie solches Recht kürtzlich noch die Schweden, in Ansehung ihres neuerwehlten Thronfolgers, glücklich ausgeübet haben (*). Allenfalls könnten auch die Zweykämpfe, wo es ja solte und müste gekämpfet seyn, hier noch einigen Nutzen haben; wie man dann vor alten Zeiten schon durch dergleichen einzele Gefechte das unnöthige Blutvergiessen und den Umsturtz der Länder zu verhüten

(*) Lese darüber H. Grotium de I. B. & P. L. II. c. 23. §. 11.

suchte(*). Man findet auch in denen Geschichten viele Exempeln von christlichen Potentaten, die aus gleicher Absicht ihre Feinde zum Zweykampf haben ausfordern lassen. So forderte im Jahr 700. der longobardische König Cunibert den Herzog von Friaul Alachis (**); im Jahr 708. Edmund König von Engeland, Channut den Grossen, König in Dännemark (***): im Jahr 1283. Petrus von Arragonien Carolum von Anjou (****): im Jahr 1468. der böhmische Georg Podiebrad den ungarischen König Mathiam Corvinum (*****): im Jahr 1528. Kayser Carl der Fünfte den König Franciscum I. in Franckreich (******): im Jahr 1611. der König von Dännemark Christian der Vierte

(*) Ineamus aliquam viam, sprach Metius zum Tullo Hostilio, qua utri utris imperent, sine magna clade, sine multo sanguine utriusque populi decerni possit. T. Liv. L. I. Darauf geschah der Kampf zwischen den Horatiern und Curiatiern, welcher den Zwist der Römer und Albaner mit einmal beylegte. v. H. Grotium L. II. c. 22. & L. III. c. 20.

(**) Warnfried de gestis Longobardor. Lib. V.

(***) Hist. d'Angleterre par Rapin Thoyras T. I. p. 404.

(****) Mariana. L. XIV. §. 51.

(*****) Dubravius Lib. XXX. Dessen Worte sind: Georgius dolorem ultra non ferens sed magis suis ne velut pecora trucidarentur & spoliarentur, quam saluti suæ consulens, provocavit Mathiam ad singulare certamen.

(******) Hist. de France par le P. Daniel T. V. p. 665. It. Sleidanus Lib. VI. Woselbst die Sache viel anders und umständlicher erzehlet wird, als bey den französischen Geschichtschreibern.

Vierte, Carl den IX. König in Sweden (*): Und endlich 1674. Carl Ludwig Churfürst von Pfalz den französischen Marschall von Turenne (**) zum Zweykampf heraus.

Bey Anführung dieser durchlauchtigen Exempeln habe ich keinen andern Endzweck, als dem Leser darzuthun, daß auch selbst grosse Könige und Fürsten obige Gesetze eingestanden haben: indem sie von sich selbst und aus eigner Uberzeugung erkannten, daß es ungerecht und und grausam sey, um ihrer eignen Streitigkeiten halber, gantze Städte und Länder zu verwüsten, und so viele unschuldige Menschen wie das Vieh zu schlachten. Die Worte Carls des Fünften wie solche ein französischer Geschicht-

(*) Limiers Hist. de Suede T. I. L. I. p. 142.

(**) Ludolfs Schaubühne. T. IV. 1582. Wo unter andern diese Worte des Churfürstens merckwürdig: " Wie ihn Wunder nehme, daß Leute, die sich für " Christen ausgäben, solche Thaten begiengen, vor " welchen auch die Unglaubigen einen Abscheu trügen. . . Es sey unverantwortlich, so viele unschuldige Menschen ins Verderben zu stürtzen, " und eine solche Verwüstung im Lande anzustellen; " und weil er daraus urtheilen müste, daß man ihm selbst zu Leibe wolte, so wolte er hiermit dem " Marschall einen Zweykampf angeboten haben, " um ihm ein Genüge zu thun und seiner Unterthanen Blut zu schonen, als für deren Wohlfart ein rechtschaffener Fürst sein Leben zu wagen " kein Bedencken tragen müste". Vid. Leben der Churfürsten von Pfaltz Friedrichs, Carl Ludwigs und Carls. p. 84.

schichtschreiber (*) anführet, sind hier besonders merckwürdig. Es ist viel vernünftiger, sagt er, daß sie ihre Händel gegen einander durch einen Zweykampf ausmachten, als daß sie damit die gantze Christenheit in Waffen bringen, und das Blut so vieler unschuldigen Menschen vergiesen solten, denen ihre Streitigkeiten nichts angiengen. Kein Volck ist heut zu Tag eifriger für seinen König und unbilliger gegen sich selbst als die Franzosen. Ihr König mag unternehmen was er will, so sind sie bereit Leib und Leben für ihn aufzuopffern. So waren ihre Vorfahren nicht: sie zogen zwar mit zu Feld, so bald sie aber sich in der Feinde Gegenwart sahen, so liessen sie ihrer Vernunfft Raum und riethen ihren Königen zum Vergleich, oder, daß sie ihren Streit durch einen Zweykampf entscheiden solten. Wolten ihre Könige, sprachen sie, mit andern Händel anfangen, so möchten sie solche auch unter sich ausmachen, denn es wäre weder recht noch billig, noch dem alten Herkommen gemäß, ihrer eignen Angelegenheiten halber die gemeine Wohlfart zu Grund zu richten (**).

7. End-

(*) Mezerai Hist. de France T. V.

(**) Die Worte sind von H. Grotio aus dem Agathia angeführet worden; und verdienen hier eine Stelle: Si quæ forte inter reges oriantur controversiæ aciem quidem omnes instruunt, tanquam bellaturi ad rem armis decernendam, & obviam alii aliis procedunt. At ubi conspicati sunt invicem exercitus, abjecta ira ad concordiam redeunt, & Re-

7. Endlich so gehören auch die bürgerlichen und einheimischen Kriege mit unter die Zahl der ungerechten Kriege. Solche sind nach den verschiedenen Staatsverfassungen auch verschieden. In einer Monarchie äussern sich solche 1) Wenn die vornehmsten Herren und Stände sich wieder ihren König empören, und gegen ihn zu Felde ziehen. Wie solches in Franckreich zu Zeiten der Ligisten und der Prinzen geschahe. 2) Wann das Volk überhaupt aufrührisch wird. Von dieser Art war der Hußitenkrieg in Böhmen, der Hugenottenkrieg in Franckreich, der Krieg der Mißvergnügten in Ungarn ꝛc. In Republicken werden dergleichen Kriege entweder zwischen dem Magistrat und dem Volck, oder zwischen den vornehmsten Geschlechtern allein geführet: Jene wegen gewisser Beleidigungen und Gerechtsamen, welche das Volk hergestellet wissen will; diese aber, weil sie sich des Regiments und ihrer Vorzüge halber unter einander nicht vergleichen können. Also war zu Rom immer Streit zwischen dem römischen Volk; bis die 3.

Regibus auctores sunt, ut jure potius certent: aut si id nolint, ipsi inter se singulari dimicent certamine & suo duntaxat ipsorum periculo rem transigant: Neque enim aut æquo & bono aut patriis institutis convenire, ut ipsi ob propria odia bonum publicum labefactent aut evertant. Ergo confestim solvunt exercitus & restituta pace tuto inter se commeant, sublatis malorum causis. Tanta in subditis cura justitiæ & patriæ amor: in Regibus vero animus placidus & suis obsequens. H. Grot. de J. B. & P. L. II, c. 22. §. 10.

gröſte Männer in Rom, Antonius, Pompejus und Cäſar, durch ihre Herrſchſucht der Republick ein Ende machten.

In Anſehung des Adels iſt es ein Frevel und ſtrafbarer Eingrief in die Majeſtätsrechte, wenn er mit Vorbeygehung des hochrichterlichen Amts oder Oberhaupts ſeine Streitigkeiten unter einander mit dem Degen auszumachen, und durch ſolches eigenmächtige Fauſtrecht den Landfrieden zu ſtöhren, mithin allerhand Unordnungen und Feindſeligkeiten dadurch zu veranlaſſen ſucht. Wozu diente der König und deſſen höchſte Gewalt, wo jeder ſein eigner Richter ſeyn und mit dem Schwerd drein ſchlagen wolte?

In Anſehung der Empörungen des Volks gegen ihre Regenten, muß man einen Unterſcheid machen, zwiſchen einem Regenten von abſoluter Gewalt, und zwiſchen einem andern, deſſen Macht durch gewiſſe vorher bedungene Geſetze eingeſchräncket iſt. Im erſten Fall ſind die Hände dem Volk gebunden; und werden diejenigen als Aufrührer geſtrafft, welche ihrem angebohrnen Landesherrn den Gehorſam verſagen und ſeinen Abſichten ſich wiederſetzen. Müſſen hier die Unterthanen gleich noch ſo viel Unrecht und Drangſal von einem böſen Fürſten leiden, ſo ſtehen ihnen doch keine andere Wege offen, als daß ſie ſuchen denſelben durch vernünftige Vorſtellungen und Bitten und Flehen zu erweichen. Hilft dieſes nicht, ſo müſſen ſie die Sache

GOtt

GOtt befehlen, das üble Regiment als eine gemeine Landplage (*) so lange gedultig tragen, bis es GOtt gefallen wird, sie von der Wuth des Tyrannen zu befreyen. Wiewohl ich nicht läugnen kann, daß eine solche absolute Gewalt, wo sie zur völligen Unterdrückung des Volks und aller Gerechtigkeit ausschweiffen solte, nach dem Recht der Natur nimmer unter vernünftigen Menschen statt finden kann. Will man sich aber derselben wiedersetzen, so muß man solche Mässigung und solche Klugheit gebrauchen, daß die Cur nicht gefährlicher wird, als der Schaden ist, den man heilen will.

Der grausame Nero fand niemand, der ihn auf sein Begehren umbringen wolte, weil die Römer es für unerlaubt hielten, die Hand an einen Kayser zu legen. Im andern Fall aber, da ein Fürst die höchste Gewalt nur unter gewissen Bedingungen von dem Volk empfangen hat, da ist auch das Volk befugt, ihn, wo er darwieder handelt, zur Rechenschafft zu fordern, und nach Maßgebung der Landgesetze, die gemeine Freyheit und Gerechtsame zu schützen. So wehlten sich vormals die Arragonier ihren König. Wir, sprachen sie, die wir so gut sind als du: wir machen dich zu unserm König; daß

(*) Quomodo sterilitatem aut nimios imbres & cætera naturæ mala, ita luxum vel avaritiam dominantium tolerare. Tacitus.

du unsere Gesetze und Freyheiten handhabest: anders nicht (*).

Es ist merckwürdig, was der Ritter Temple zu Carl dem II. sagte: nemlich, daß ein König von Engelland, welcher es mit seinem Volk hielte, der gröste König in der Welt wäre; wenn er aber mehr seyn wolte, so wäre er gar nichts. (**) Gegen einen so ehrlichen Mann gibt es immer hundert Schmeichler an den Höfen, welche wie Anaxerxes sprachen, der den Alexander über den schändlichen Mord, welchen er an Clyto verübet, mit diesen Worten tröstete: Du bist König, du kanst thun was du wilst: Alles ist gerecht und gut, so bald es dir gefällt. Für welche Höflichkeit aber Alexander sich schlecht bedanckte (***).

Die Umstände des im vorigen Jahrhundert in Engeland mit Carl Stuart vorgegangenen Blutprocesses, sind überaus merckwürdig. Er hatte wieder die Reichsgrundgesetze und wieder alle darüber von Seiten des Parlaments an ihn gelangte Vorstellungen, einige sehr nachtheilige Veränderungen in der Regierung vorgenommen, welche allesamt deutlich dahin zieleten, das Volk um seine Freyheit zu bringen, und sich zu einem freymächtigen König zu machen. Da er sich nun darinnen auf keine Weise wolte rathen lassen,

(*) Hottomanni Franco Gallia. c. 12.
(**) Memoires de Temple L. I. p. 31.
(***) Vid. Plutarch. de Virtute Morali und Sophocles in Antigono.

lassen, griffen die Engländer zu den Waffen, stiessen ihn vom Thron, hielten Blutgericht über ihn und liessen ihm den Kopf herunter schlagen. Diese That machte alle hohe Häupter bestürtzt. Man betrachtete die Engländer als Aufwiegler und als Königsmörder. Der gelehrte Salmasius war hier gleichsam das Sprachrohr der Fürsten: Er schrieb eine Schutzschrifft für den unglücklichen König. Er fand aber an dem scharffsinnigen Milton einen so starcken Vertheidiger des Englischen Volks, daß auch diejenigen selbst, die es nicht mit ihm hielten, davon urtheileten: er hätte eine üble Sache gut; Salmasius aber eine gute Sache übel vertheidiget.

Wir gehen in diesen Betrachtungen noch weiter, weil sie uns zu sehr von unserm Hauptzweck abführen, welcher ist, den Soldaten diejenigen unumgängliche Pflichten zu zeigen, zu welchen sie von der Ehre, als ihrer allgemeinen Grundregel, angewiesen werden. Wann wir demnach allhier von ungerechten Kriegen das nöthige angemercket haben, so entstehet daraus für sie die Frage: Ob auch ein redlicher Mann, ohne Befleckung seiner Ehre, in einem solchen ungerechten Krieg dienen könnte?

Wir müssen in Beantwortung dieser Frage eben denjenigen Unterscheid beobachten, welchen wir zwischen einem eigenmächtigen Regenten und zwischen einem freyen Staat voraus gesetzet haben. Diejenigen, welche unter dem Scepter

eines absoluten Monarchen leben, die sind entschuldiget, wann sie demselben gleich in einem ungerechten Kriege dienen;

- - Ad auctores redit
Sceleris coacta culpa. (*)

Dann sie können, als blosse Unterthanen, von der Gerechtigkeit gewisser Handlungen und Unternehmungen ihres Herrn nicht urtheilen; weil sie die Ursachen und den Zusammenhang davon nicht wissen. Magistratus de privatis, Principes de Magistratibus, Deus de Principibus judicat. (**) Der Fürst befiehlt, die Staatsdiener rathen, die Unterthanen gehorsamen.

Doch so weit auch hier die harten Pflichten des Gehorsams gehen, so haben sie doch ihre vorgesetzte Schrancken. Es sind Fälle, da wir GOtt mehr gehorsamen müssen, als den Menschen. Es sind Umstände, da unsere Ehre und unser Gewissen durchaus keinen Gehorsam gestatten. Kein Bubenstück schickt sich für einen ehrlichen Mann. Ist ein Soldat überzeugt, daß ihn der Fürst zu einer offenbaren bösen und unanständigen That gebrauchen will, so muß er, GOtt zu Ehren und sein Gewissen zu retten, sich deswegen entschuldigen, und lieber alles dran setzen, als sich darzu entschliessen. Also wird kein Ehrliebender Mensch sich, was man ihm auch darüber

(*) Sen. Troad.
(**) Marcus Aurel.

über für Vergeltungen versprechen solte, zu Verräthereyen und dergleichen Sachen gebrauchen lassen. Er wird auch eben so viel Bedencken tragen, einen Spionen, Freybeuter, Mordbrenner, oder Meuchelmörder abzugeben. Von unserm Dienst haben wir unserm Herrn, von unserer Ehre uns selbst, von unserm Gewissen aber GOtt allein Rechenschafft zu geben.

Lebet aber ein Kriegsmann in einem freyen Staat, wo die Gesetze über den Regenten sind, und die Wohlfart des Volkes mehr als alle Hoheit gilt: da darf, da kann man schon etwas mehrers reden: da werden die Sachen nicht so geheim, als in der Fürsten Cabinetten abgehandelt: da darff die Regierung keinen Krieg anfangen, das Volk muß davon Erkenntniß und Wissenschafft haben; und da soll sich folglich kein ehrlicher Mann entschliessen, wissentlich einer bösen und ungerechten Sache zu dienen. Die Ehre gründet sich auf die Gerechtigkeit; alle Ungerechtigkeit aber ist schändlich, und macht einen Menschen ehrlos. Weg mit solchen Kriegen, die sich auf nichts als Herrschsucht, Geitz, Unordnung und Meyneyd gründen!

)o(

XXX. Brief.

XXXI. Brief.

Erörterung der Frage: Ob die Teutschen wohl thun daß sie den Franzosen nachahmen?

Ducitur ut nervis alienis mobile regnum.

Horat.

Mein Herr,

So viel ich mich selbsten kenne, so düncket mich allerdings, Sie thäten mir ein wenig Unrecht, wenn Sie mich im Verdacht haben, ich sey zu sehr für die Franzosen eingenommen. Ich glaube, man kann ein guter ehrlicher Teutscher seyn, und bey der Empfindung des Unrechts, so uns diese unsre Nachbarn erweisen, nichts destoweniger ihre gute Eigenschafften erkennen. Sie vermögen es ja nicht, wann sie gegen uns die Waffen führen müssen; sie selbst leiden unter der Gewalt einer despotischen Regierung am meisten.

Daß sie von Natur sehr zum Hochmuth und zur Eitelkeit geneigt sind, darinnen bin ich mit Ihnen einerley Meynung; allein sind es unsre Lands-

Landsleute nicht auch, und öffters noch mit weniger Witz und mehrer Unbescheidenheit? Unsere Naturfehler gegen ihre gerechnet, meynen Sie wohl, daß wir Ursache hätten, sie zu verachten und uns für besser zu halten?

Daß Franckreich seiner Vortheile sich zu bedienen und eine gewisse Oberherrschafft in Europa sich zuwege zu bringen suchet, solches zeiget von ihrem Muth und von ihrer Lebhafftigkeit. Haben die Franzosen mehr Menschenliebe und mehr Klugheit die Welt zu beherrschen als andere Völker; so wäre es ein Glück für das menschliche Geschlecht, durch vernünftige und heilsame Gesetze regiert zu werden. Hegen sie aber im Gegentheil solche Staatsregeln, die dem menschlichen Geschlecht zum Nachtheil und Verderben gereichen, und auf eine ungerechte Gewalt und Tyranney hinaus lauffen, so ist ein jeder ehrlicher Mann verbunden, sich ihren Rathschlägen und ihrem Hochmuth zu wiedersetzen.

Diese Beschaffenheit hat es auch in Ansehung ihrer Sitten, die wir ohne Unterscheid nachahmen. Wenn wir klug wären, so würden wir nur allein das Gute von ihnen nachmachen, das übertriebene und lächerliche aber ihnen allein lassen: Vielleicht hätte der Hof zu Versailles nie an eine Oberherrschafft in Europa gedacht, wenn wir und andre Völker ihn selbst nicht daran hätten dencken machen. Sind wir nicht mit solcher Bewunderung für alles, was aus Franckreich

kommt,

kommt, eingenommen, daß es beynahe das Ansehen hat, als wolten wir keine andre Gesetze und keinen andern König haben?

Es war dieses jederzeit ein Kennzeichen einer bevorstehenden Unterwerffung, wann man die Sitten eines andern Volks nachahmte. Diese Hochachtung für dasselbe zeiget zugleich eine natürliche Bereitwilligkeit auch dessen Gesetze und Herrschafft über sich zu erkennen. Die Carthaginenser und die Egypter waren bald unter der Römer Botmäßigkeit gebracht, nachdem sie vorher einen Geschmack an den Sitten und Galanterien der Römer gefunden hatten.

Wir thun also sehr übel, daß wir immer auf die Franzosen schelten und ihnen doch gleichwohl alles nachmachen. Ihre Sprache wird fast in gantz Europa und an allen Höfen gesprochen, ihre Tafel gefällt den Fürsten und ihre Galanterien bezaubern das Frauenvolk. Mehr brauchen sie nichts als Geld, um auch den Pöbel auf ihre Seite zu bekommen. Wir lesen ihre Bücher, und machen uns eine Ehre daraus, die unsrige zu verachten. Ihre Schauspiele, ihre Lustbarkeiten, ihre Schwelgereyen verzärteln unsre Sinnen und flössen uns allerhand Neigungen ein, die den Grund unsrer Haushaltungen erschöpfen und unsern Muth schwächen. Wir vertauschen unsere Vernunfft, unsre Gründlichkeit, ja gar unsre so sehr belobte alte teutsche Treue und Redlichkeit gegen ihren schimmernden

den Witz, gegen ihre lustige Einfälle und gegen ihre Gauckeleyen. Wir kleiden uns, wir essen und trincken, wir singen, wir tantzen, wir fluchen, wir schwermen, alles auf Französisch.

Diese niederträchtige Nachahmung macht uns Teutschen fürwahr wenig Ehre: die alten Teutschen wolten lieber sterben, als die Sitten der Römer annehmen. Nichts schien ihnen weibischer und verächtlicher. Wie würden sie unserer spotten, wenn sie uns nun wie die französischen Affen aufgeschwäntzt, gekrollt, gepudert, mit Oel beschmieret und kahl von dem Kopf bis zu den Füssen erblicken solten? Die Mode ist ein ordentlicher Zoll, welchen Franckreich von den Teutschen ziehet und welcher diesem Staat jährlich ungeheure Summen einbringt. Unsre Tafeln düngen ihre Weingärten und unsere Kleidungen treiben die Räder in ihren Fabricken.

Wir tadeln an den Franzosen einen gewissen Hochmuth, der zu unsrer Verkleinerung gereichet; allein haben sie nicht Ursache darzu? Würden wir weniger stoltz seyn, wenn die Franzosen uns so viel Ehre erwiesen, als wir ihnen anthun? Würden wir uns nicht sehr viel einbilden, wann sie sich so weit vor uns demüthigten und zu uns als zu den belebtesten und geistreichsten Leuten ihre Reise thäten, um unsre Sprache zu lernen und unsren Sitten nachzuahmen? Wann sie zur Unterweisung ihrer Jugend sich teutscher Lehrmeister bedienten; wann sie unsre Schneider

der, unsre Köche, unsre Comödianten nach Franckreich kommen liesen, und damit ihrer Eitelkeit schmeichelten, einem Teutschen ähnlich zu sehen. O fürwahr, wir sind das einzige Volk in der Welt, welches nicht sich selbst ähnlich seyn will und welches sich schämet solches zu seyn.

Wer solte nicht über einen Menschen lachen, der sich stets befleisset die Grimassen eines Helden von der Schaubühne nachzumachen; immer wie ein Seiltäntzer die Füsse zu setzen, alle Sylbenthöne durch die Nase zu trompeten, täglich etliche Stunden für dem Nachttisch zuzubringen, und sich wie eine Sängerin in der Opera die Haare in locken legen zu lassen, um hernach vor den Füssen eines eitlen Weibsbildes zu seufzen.

Es sind gewisse Thorheiten, die den Franzosen natürlich sind; uns aber eben deswegen albern und abgeschmackt lassen, weil wir ihnen nicht zugleich diejenige Art zu geben wissen, die bey ihnen die Thorheiten noch erträglich machen.

Ein jedes Land hat seine ihm eigne Art und Vortheile. Es kommt darauf an, daß man solche recht zu benutzen weis, ohne sich dabey um andre zu bekümmern, welche sie uns versaget hat. Es ist vergebens, daß wir in unsre Weinberge burgundische Reben pflantzen lassen; der Wein davon wird doch immer schlechter gerathen, als der, welcher unserm Erdboden natürlich ist.

Sind

Sind unsre Weine gleich nicht so zart und süß auf der Zunge, so sind sie im Gegentheil desto besser auf das Lager und werffen sich nicht wie jene, nach vier oder fünf Jahren herum. Wir haben köstliche Baumfrüchte; und dennoch hat es das Ansehen, als müsten sie erst ihren rechten Werth von einem französischen Namen hernehmen, den man ihnen zu geben pflegt, wann sie nicht selbst ihren Ursprung aus Franckreich haben; wie z. E. unsere Aepffel, Birne, Pfirschinge u. s. w. Nicht anders; als ob die Natur nur allein die Franzosen für ihre ächte Kinder, uns aber wie eine Stiefmutter hielte.

Es ist wahr, das Clima ist bey uns etwas rauher als in Franckreich; allein dieses verursacht uns nicht den geringsten Abgang, in Ansehung der Gaben der Natur. Unsere Wälder und unsre Schafe geben uns alles was wir nöthig haben, uns gegen die Kälte im Winter zu beschützen; dem ungeacht so kleiden wir uns so leicht wie die Franzosen. Unser Weibsvolk entblöset Kopf, Brust und Nacken, wenn auch gleich ihr sonst weisses Fell darüber sich blau färbet und ihm allerhand Schwachheiten zuziehet. Wir spotten Kält und Frost mit unsern dünnen Schuhen und seidenen Strümpfen; nur um der französischen Mode keinen Abbruch zu thun.

Wir haben in Teutschland schöne Fabricken und Handarbeiten angelegt. Man siehet zu Wien, zu Augspurg, zu Berlin, zu Dreßden

und zu Leipzig die künstlichste Gold- Silber- Stahl und Kupferarbeiter; allein, es heisset der französische Geschmack fehle; gleichsam als ob die Franzosen nur allein einen so feinen Gaumen hätten, das schöne und reitzende in einer Sache zu schmecken. Ihr gantzer Vortheil bestehet darinnen, daß ihnen ihre Waaren beständig abgehen, und daß sie deswegen immer etwas neues erfinden. Dieses neue gefällt deswegen hauptsächlich, weil es neu ist; dann ein ungewöhnliches Bild macht sich stärcker beobachten, als dasjenige was wir stets zu sehen gewohnet sind. Hieraus entstehet der Geschmack der Moden, und diese Moden sind das Hocus pocus, womit man uns Teutschen das Geld aus der Taschen spielet. Sind wir nicht auszulachen, daß wir uns also freywillig der Fantasie eines Volks unterwerffen, das wir doch sonst verachten? Warum wollen wir uns französisch kleiden, da wir doch Teutsche sind? Und warum sollen unsre Handwercksleute und Künstler ihre Finger nicht so gut gebrauchen können, unsere Eitelkeit zu vergnügen, als die französischen?

Ich kann nicht sehen, daß es uns Teutschen an Erfindung und an Geschicklichkeit fehlet. Die Tapetenfabriquen in Grobelin zu Paris ist das schönste was ich in Franckreich gesehen habe. Allein machen ihnen solche die Brabänder nicht nach? Und was sind diese Tapeten gegen das dreßdner Porcellain? In den Kupferstichen und Mahlereyen haben die Franzosen etwas besonders,

ders, indem sie die Affecten mit einer überaus angenehmen und lebhafften Bewegung ausdrucken können; aber die Ungedult bemeistert sie auch über ihrer besten Arbeit; selten daß ihre Zeichnung so gut, und ihr Grabstichel so fein wie bey unsern teutschen Meistern ist. Es muß alles hurtig und geschwind bey ihnen von statten gehen; ihre Lebhafftigkeit hat die Eigenschafft ihrer Weine: er hat eine liebliche Spielung und ist voller Geist, allein er hält sich nicht wie der Unsrige.

Sonst muß ich ihre Mahlereyen und Kupferstiche bewundern: Die Wercke von Lebrun, Poussin, Rigaud, Mignard, Coypel und andre mehr sind unvergleichlich. Ich will dagegen des Rubens, van Dyck und Wowermann, nicht gedencken, weil sie Niederländer waren. Die drey ersten Hauptmeister in Teutschland, als Cranach, Dürer und Holbein können die Ehre der Teutschen in der Malerey noch immer retten.

Unter ihren gelehrten Leuten sind unstreitig die geistreichsten und muntersten Köpfe. Wir müssen ihren artigen Schrifften und ihren sinnreichen Poesien Recht wiederfahren lassen: sie übertreffen uns darinnen noch weit. Die Ursache, warum wir ihnen nicht gleiche Meister entgegen setzen können, ist diese, weil es uns Teutschen mehr an Beförderern als an Fähigkeit fehlet. Wir haben keine Richelieu, keine Mazarins, keine Louis XIV.

Virtus laudatur & alget.

Die schönen Geister spielen nicht munter, wo sie Noth und Mangel drückt; und wo man so wenig aus ihnen macht als bey unsern Höfen. Ohne Sonne gedeyet kein edles Gewächs, und ohne Ehre wird kein schöner Geist entzündet. Der Herr von Baar hat in seinen Epitres diverses gezeiget, wie weit es ein Teutscher sogar auch in der Nachahmung der Franzosen in ihrer eignen Sprache bringen kann.

Zu Romanen und artigen Geschichtserzehlungen scheinet unser teutscher Bel Esprit nicht aufgelegt zu seyn. Dieses sind Kleinigkeiten, werden einige sagen, wo nicht gar das Auskehrsel vom Parnaß (Excremens du Parnasse); alleine man nenne sie wie man will: es wird darzu weit mehr Kunst, Witz und Scharfsinnigkeit erfordert, als einen gantzen Cursum juris oder Theologiæ aufzusetzen; oder die Acta Sanctorum, die Concilia, die Opera Patrum, oder sonst dergleichen Centner schwere Sammlungen heraus zu geben.

Die Heldengeschichte und Schauspiele erfordern unter allen Gattungen von Schrifften die meiste Lebhafftigkeit des Verstandes, die gründlichste Erkenntniß des menschlichen Hertzens und die feinste Art sich auszudrücken; denn wie man solche nur schreibet, um zu gefallen, so kann es auch nicht anders seyn, als es müssen darinnen lauter solche Stellen angebracht werden,

den, welche die Krafft haben zu rühren und der Fantasie zu schmeicheln.

Wir bewundern noch stets die Iliade und die Odissee des Homers, die Aeneide des Virgils, die Trauerspiele des Sophocles und des Seneca; die Lustspiele des Aristophanes des Plautus, des Terenz, u. s. w. Die Franzosen haben allein diesen grossen Meister nachgeahmet. Telemach, Sethos, Cyrus, die Wercke vom Molliere, Corneille, Racine, des Touches, Crebillon und Voltaire, geben davon unlaugbare Zeugnisse. Ich sage nichts von andern dergleichen Wercken des Witzes, in welchen es die Franzosen allen Völkern zuvor thun. Die Italiäner, die Spanier und die Engeländer mögen auch darwider einwenden was sie wollen. Von uns spricht man noch kaum auf dem Parnaß.(*)

Was die ernsthafften Wissenschafften anlanget, welche Gründlichkeit, Scharffsinnigkeit und Nachdruck erfordern, so haben es darinnen die Teutschen ja so weit, wo nicht noch weiter gebracht, als die Franzosen. Gegen einen Cartesium, Gassendum, Mallebranche und Fontenelle, haben wir Leibnitzen und Wolffen. Gegen einen Bossuet und Fenelon, einen Mosheim und Sack. Gegen einen Charron und Flechier,

(*) Seit dem haben sich die Gottschedische und Gellertische nebst anderen Arbeiten in dieser Art mit Ruhm bekannt gemacht.

einen Thomasen und Hofmann. Gegen einen Thuanum, und P. Daniel, einen Puffendorff und Mascow; allein keinen Michel de Montagne, keinen S. Evremond, keinen Bruyere, keinen Bayle, keinen Montesquiou haben wir nicht. Diese Eigenschafften eines muntern und scharffsinnigen Witzes, der sich in gantz besondern Ausdrücken und artigen Wendungen, nach dem Geschmack der Alten auslässet, nud uns die Welt und die Menschen in dem Zusammenhang der wichtigsten Wahrheiten erkennen lernet, ist bey uns noch wenig bekannt; auf den hohen Schulen kommen einem dergleichen Dinge nicht vor. Will man die Welt kennen, so muß man Mitteln haben und mit den Grossen selbst umgehen, ohne von ihnen ein Anbeter oder niederträchtiger Sclave zu seyn. Darzu gelangen unsre Gelehrten selten.

In den zänckischen Wissenschafften der Theologie und der Juristerey wolt ich gern den Franzosen den Rang zuerkennen; allein ich kann nicht gegen mein Gewissen sprechen. Unsere Landsleute übertreffen sie darinnen noch weit, dann wir haben so viele Glaubensbücher, daß ich sorge, wir werden darüber den Glauben bald gar vergessen. Wer erschrickt nicht, wann er die geistliche Opera siehet, die aus lauter Controversien zusammen gesetzet sind? Ich rede nicht von den Catholicken, denn ich glaube, ohne dem römischen Stul damit zu schmeicheln, daß er ~~noch~~ die treuste Anhänger und wenigste Ketzer in Teutschland hat. Sie sind unter sich viel zu ruhig, und wohl ge-

gehalten, als daß sie sich so weit in eine Wissenschafft einlassen solten, die, wie Paulus sagt, nur Zanck gebähret. Und gilt es ja hier und da einmal um die Bekehrung eines protestirenden Prinzens, so haben sie eine leichte Sache, ihm die protestantische Clerisey verdächtig zu machen; sie dürffen ihm nur zeigen, daß diese unter sich in so viele Secten getrennt sey, und so vielerley Päbste hätten, anstatt daß sie sich an einem rechtschaffenen Pabst begnügen liesen. Dieses ist eine gute Falle für Leute, welche die Religion nur im äusserlichen suchen.

Was soll ich von unsern Rechtsgelehrten sagen? Alle scharffsinnige und berühmte Rechtshändel, welche der Herr Pittaval heraus gegeben hat, sind dagegen wie ein leichtes Saltz, das sich von sich selbst auflöset und in die etherische Lufft mit dem Schwefel und Salpeter ausdünstet. Hier müssen zehen normännische Advocaten gegen einen einzigen geschwornen kayserlichen Notarium juratum & immatriculatum die leichte Füsse heben und davon springen. Wir haben die rechte wahre Proceßkunst, welche die Astrea selbst, ehe sie sich wieder zu den Sternen erhoben, ihren Lieblingen auf Erden hinterlassen hat. Hier treibet man die Kunst so weit, daß man einen, der uns gutwillig nicht geben will, was man von ihm verlanget, einen Proceß an Hals werffen kann, der ihn, wie ein sympathetisches Pulver auszehret, und seine Erben, wenn sie klug sind, endlich zu einem Vergleich nöthi-

get, da man doch einen guten Theil desjenigen erlanget, was man hat haben wollen. Ja ein ehrlicher Mann ist seines Haabs und Guts nur so lange sicher, als es keinem Rechtsgelehrten einfällt darauf einen Anspruch zu ersinnen. Es haben daher viele andächtige Beter geglaubet, man solle zu der alten Litaney noch diese neue Formul hinzusetzen:

Für Pfaffen Zanck und der Juristen Noth
Behüt uns lieber HErre GOtt!

Allein diese gute Leute haben keinen Begriff von den schönen Wissenschafften. Das künstlichste in dieser berühmten Kunst ist, daß man sich dabey am wenigsten mit der Gerechtigkeit aufhalten darff; denn dieses liese sehr gemein, indem ja ein jeder leicht wissen kann, wann er auch nicht studieret hat, was recht oder unrecht ist. Nein, wir haben es so weit gebracht, daß nun alles bey den Gerichten auf lauter Kunstwörter, auf Formalien auf Terminen und auf Replicken ankommt. Diese sind von einem so weiten und unendlichen Umfang, daß viele tausend wackere und geschickte Leute davon leben können: die sonst kaum so viel taugten, daß sie die Musketen tragen, und wer da? rufen könnten.

Doch, es ist kaum erlaubt, über eine so traurige Sache zu schertzen: da wir so sehr von den französischen Sitten eingenommen sind, warum ahmen wir nicht hierinnen ihrer Lebhafftigkeit nach, womit sie die schwersten Processe binnen kurtzer Zeit zu Ende bringen. Was werden unsere

sere Nachkommen von uns sagen, wann sie dermaleins hören werden, daß wir nicht einmal so viel Redlichkeit und natürlichen Witz gehabt hätten, einen Rechtsstreit in zehen oder zwantzig Jahren auszumachen? Ja, daß viele, nachdem sie über funfzig und hundert Jahre hinaus an den Gerichten geschwebet, endlich gar sind erliegen geblieben, weil entweder die Erben darüber verdorben, oder nicht mehr sind ausfündig zu machen gewesen? Wir sehen davon ein bewegliches Exempel an einem nächst bey Franckfurt gelegenen Landgut, welches so prächtig erbauet ist, daß auch ein Fürst darauf wohnen könnte. Dieses Gut schwebt noch in Rechten, und wenn ja noch Erben davon übrig sind, so wird man vielleicht solche in den Hospitälern suchen müssen. Man solte deswegen billig daraus eine milde Stifftung zum Unterhalt derjenigen unglückseligen Personen machen, welche durch die Proceßkunst sind gezwungen worden, die Vota paupertatis cum provocatione ad vallem Josaphat zu thun.

Man beschuldiget die Aertzte, daß sie durch ihre methodische Curen schon manchen ehrlichen Mann aus der Welt gebracht hätten; allein was will dieses zufällige Ubel gegen eine vorsetzliche und jämmerliche Wissenschafft sagen, gantze Familien unter einander aufzureiben, und, wenn sie erstlich durch Wuth, Zanck, Bosheit und Rache, dem Teuffel ins Netz gerathen sind, einen erbärmlichen Untergang zuzubereiten. Dieses heisset recht zu unserm Verderben gelehrt seyn.

Lasset uns wieder von angenehmern Dingen reden, wo ich nicht sehe, daß die Franzosen in Künsten und Wissenschafften viel zum voraus haben. Die Druckerey, eine der wichtigsten Erfindungen in der Welt, hat ihren Ursprung in Teutschland gehabt. Man sagt zwar die Chineser hätten solche lange vorher schon gewust, wir haben sie aber doch nicht von ihnen gelernet, sondern der Erfindungskrafft unserer Vorfahren zu dancken. Es ist wahr, daß wir solche zur Fortpflantzung unserer theologischen Zänckereyen, wie auch zur Ausbreitung anderer schädlichen und unnützen Wissenschafften starck misbrauchen. Allein diese Schmach wiederfähret allen Künsten und Wissenschafften. Wir drucken grosse Bücher die niemand lieset. Wir schmieren alles zusammen und sehen auf einen dicken Cörper, der sich mit fremden Gütern mästet und aufblähet. Die Franzosen schreiben kleine Wercke, und erfüllen solche mit Geist und andern muntern Einfällen. La Fare, Choisy, und Voltaire schreiben Geschichte; und packen in wenig Wörter sehr wichtige Begebenheiten. Das Theatrum Europäum, des Lünigs Wercke, die Acta des Londorp und Meyers, machen allein eine Bibliothec aus, und sagen uns doch nichts von den Sachen, welche die Seele der Geschichte ausmachen. Man stellt sie hin. Sie sind zum Nachschlagen und nicht zum lesen. Seit dem wir in Teutschland die französischen Bücher haben, so bekommen wir einen Geschmack im Schönen und Natürlichen; wir übersetzen nicht allein

ihre

ihre Wercke in unsre Spache, sondern wir bestleissen uns auch ihrer artigen Schreibart nachzuahmen. Wir erkennen also dadurch selbst den Vorzug, welchen sie vor uns in der Kunst zu schreiben und sich artig auszudrücken haben. Ja unsre Geistlichen selbst werden so bescheiden, und übersetzen eine Menge Predigten und moralische Bücher, ohnerachtet dieselben von der Orthodoxie ihrer andern theologischen Glaubensbücher unterschieden sind. Dieses dörfte vielleicht Anlas geben von Glaubenssachen hinfüro glimpflicher zu reden und zu schreiben.

In Ansehung der Baukünste muß man den Franzosen gleichfalls den Vorzug zuerkennen. Sie bauen so schön, so natürlich, so gemächlich, daß wir ihnen darinnen billig nachahmen solten. Wir verfallen im Gegentheil noch immer auf das gekraußte gothische Bilderwerck, und fehlen in der Zusammenfügung der Theile im gantzen. Wir lassen der Natur zu wenig Ehre, wo die Kunst nur darzu dienen soll ihre Annehmlichkeit ins Auge zu setzen und alles durch Ordnung und Bequemlichkeit zu beleben. Ich sage nichts von der Kriegsbaukunst, worinnen die Franzosen erfahrner sind als ein Volk in der Welt. Man kann deswegen woht sagen, daß Wall und Mauren sie beschützen, aber nicht ihre Feinde.

Was die französische Music betrifft, so ist solche prächtig in den Chören, aber schlecht in der einzeln Singart. Die Franzosen brauchen zu

wenig

wenig und die Italiäner zu viel Kunst in ihren Arien. Was also jene durch die Natur versäumen, verderben diese durch ein übertriebenes Gekünstel. Ihre Concerten sind mehr vollstimmig, als anmuthig; bey den Italiänern sind sie weder vollstimmig noch anmuthig, sondern die Kunst herrschet bey ihnen allein. Ein ungelehrtes Ohr ist nicht fähig diese Schönheit zu prüfen.

Wir Teutschen folgen in der Music mehr dem Geschmack der Italiäner als der Franzosen; wir treffen es aber, die Wahrheit zu sagen nicht zum besten. Wir würden vielleicht in der Nachahmung der Franzosen glücklicher seyn und näher bey der Natur bleiben. Die Italiäner setzen in ein Da Capo alles, was die Zärtlichkeit der Ohren schmeicheln, die Teutschen aber alles was solche ermüden kann. Die Thöne werden durch alle mögliche Abwechselungen durchgepeitschet, und wenn man scharff aufmercket, so bekommt man darüber Kopfweh. Unsere Sprache verdirbt die Anmuth der Singweise völlig, indem sie wegen ihrer vielen Consonanten sich ohnedem zur Music nicht wohl schicket: den Sächsinnen allein ist es noch erlaubt darinnen zu singen; in andern Gurgeln lautet sie fürchterlich hart. Würden wir uns in der Music befleissen den Franzosen nachzuahmen, so würde der Verstand und das Gemüth dabey mehr Unterhaltung finden; denn sie sehen auf scharffsinnige Gedancken und lebhaffte Gemüthsregungen die sie natürlich und beweglich auszudrücken wissen. Wir überhäuffen

alles

alles mit Noten, und arbeiten wo wir spielen solten.

Was den Caracter und die Sitten der Franzosen an und für sich selbst betrifft, so findet man bey ihnen mehr Hochmuth, Einbildung und ausschweiffendes Wesen als bey den Teutschen. Sie sind von Natur viel lebhaffter und aufgeraumter, als wir, aber auch geneigter zu allerhand Ausfällen und Thorheiten: wir sind schwerer und plegmatischer, aber auch gründlicher und vernünfftiger. Wir hätten nicht Ursache ihre Gaben zu beneiden, wenn wir die unserigen wohl zu gebrauchen wüsten. Sie bilden sich so viel auf ihren Verstand, als wir uns auf unsre Wissenschafften ein. Ein wenig mehr Demuth und Bescheidenheit, so wären wir beyde klüger. Wir schelten auf ihren Wanckelmuth, auf ihre Leichtsinnigkeit, auf ihr allzufreyes und offt freches Wesen: und gleichwohl meynen wir noch sehr artig zu seyn, wenn wir ihnen solches nachmachen.

Wenn ich meinen Landsleuten etwas zu rathen hätte, so wäre es dieses, daß man durch ein allgemeines Reichsgesetz die französischen Moden in gantz Teutschland abschaffen solte; und damit dieses mit desto mehr Wohlstand und Nachdruck geschehen könnte, so solte man sich über eine allgemeine Kleidertracht bereden, welche die artigste, die natürlichste und die bequemlichste sey. Das Frauenzimmer müste in diesem Rath, wie es billig ist, mit Sitz und Stimme haben.

Denn

Denn wie der Putz und die Galanterie eigentlich nur ihre Sache ist, so müste man ihnen die Ehre begreiflich machen, welche sie sich dadurch erwerben könnten, wenn sie die Erfinderinnen einer Tracht wären, die alle französischen Moden zu Schanden machen solte.

Wie lange wollen wir noch den Franzosen ihre Maskeraden bezahlen, die sie uns alle Jahre durch die Verwandlung ihrer Kleider spielen? Werden sie nicht über uns lachen, wann sie uns also nach ihrer Pfeiffe tantzen sehen; nicht anders wie die Bären, die man uns aus Polen bringt, und welche nach dem schnarrenden Thon ihrer elenden Music sich zu gebehrden pflegen: arme Thiere! wenn ihr eure Stärke wüßtet, wie soltet ihr euren Tanzmeistern die Füsse aufheben machen.

Doch, wie komm ich hier von den Franzosen auf die Bären. So gehts, wenn man sich in der hohen Schreibart und in den Gleichnissen verlieret. Ich breche deswegen hier auf einmal ab, um nicht gar mit dem gelehrten Schwifft auf einem Tragsessel durch die Lufft in das Land Caklogallinien zu reisen (*). Ich breche deswegen

(*) Dieses ist eine satyrische Reisebeschreibung, welche der bekannte D. Schwifft in Engelland von den Franzosen geschrieben hat.

gen auf einmal ab, und bin auf die natürlichste Art von der Welt (*)

Mein Herr,

Auf meinem Landgut,
den 28. Aug. 1744.

Dero gehorsamster und
ergebenster Diener.

XXXI. Brief.

Einige Anmerkungen über die Anforderung der Reformirten in Frankfurt wegen einer Kirche.

Neque chorda sonum reddit quem vult manus & mens,
Poscentique gravem persæpe remittit acutum.

Horat.

Mein Herr,

Da sich neuerdings bey Ihnen die Reformirten in grosse Bewegung setzen, eine Kirche in der Stadt Ringmauren zu erhalten, so be-

(*) S. Moralische Schilderey. III. Abschn. p. 84. Imgleichen freye Gedanken II. Samlung. p. 76. Von dem Caracter der Franzosen.

begehren sie von mir über diesen ganz besondern Rechtsstreit meine Meynung zu wissen.

Ich habe die weitläuftige Acten, die davon gedruckt sind, durchgangen, und ich kann darinnen das vorgegebene Jus quæsitum, von Seiten der Reformirten, nicht finden. Man hat diese gute Leute bisher sehr in der Irre herum geführet und, wie mich dünkt, sowohl ihre Religionseifer als ihren Beutels gemisbrauchet. Man findet hier einen reichen Stoff zu einem unendlichen Proceß, der, allem Ansehen nach, der hochlöblichen Juristenfacultät, noch ferner lange Jahre zum sonderbaren Segen fortdauern dörfte.

Die Frage lauft hauptsächlich dahinaus: Auf welche Bedingung die Reformirten, da sie beynahe vor ein paar hundert Jahren aus Engelland und den Niederlanden nach Franckfurt kamen, von dem Rath sind aufgenommen worden.

Es ist eine bekannte Sache, daß damals der Riß unter den Protestanten noch nicht geschehen war. Die schweitzerische, würtembergische und sächsische Theologi führten einen heftigen Krieg über viele unnütze Fragen. Die Franckfurtische wurden in dieses Gezänk mit eingeflochten; man theilte sich aber noch in keine besondere Kirche. Melanchton und andre redliche Männer suchten vielmehr Friede zu machen und Einigkeit zu stiften. Auch spockte damahls Calvinus starck in dem franckfurtischen Magistrat. Die

Begebenheit mit dem Docter Humpert zeiget solches deutlich: Dieser war, nebst andern ansehnlichen Männern auf einem Gastmahl. Man disputirte, nach der damahligen Mode, auch inter pocula über Religionssachen. Einer Namens Jeremias Homberg, Gubernator scholæ Francofurtanæ ad Moenum, wie er sich selbst in seiner Epistel unterschreibet, war mit von der Gesellschaft. D. Humpert fragte denselben, warum er es mit Luthero hielt, da dieser doch so viele Saupossen (Scurrilia) geschrieben hätte. Worauf dieser für Lutheri Ehre eifrende Schulrector ihn ins Gesicht lügen hieß: Ignoscat mihi Tua Excellentia, lauten die Worte, hoc est apertissimum mendacium; Auf welchen Schimpf der Herr Doctor entrüstet von der Tafel aufstund und das ganze Gelach damit verdarb. Dieses geschahe im Jahr 1567. (*). Um welche Zeit kurtz vorher die Engelländer und Niederländer des Glaubens halben nach Frankfurt gekommen waren, und den Magistrat gebeten hatten, sie, als Glaubensgenossen aufzunehmen; wie solches die Worte in des Valerandi Polani übergebenen Bittschrifft ausweisen (**).

Wie nun aus diesen Umständen deutlich erhellet, daß damahls die Reformirten noch

(*) Siehe Fechtii Epistol. Theol. P. III. p. 236.

(**) Dieser Brief ist im Jahr 1554. geschrieben worden, und findet sich gleich Anfangs in den Acten dieses weitläuftigen Processes.

keine besondere Kirche nicht ausmachten, so konnte man auch auf eine Sache, die damahls nicht war, sich nicht vergleichen, noch vielweniger darüber ein Recht erlangen.

Da nun in dem Fortlauff der Zeit das Gezänk unter den Geistlichen noch immer mehr und mehr überhand nahm, und kein Theil dem andern nachgeben wolte, so entstund endlich daraus eine wirkliche Scheidung zwischen den Protestanten; dergestalt daß sich ein Theil γνεσιως Lutherisch und der andre καδ'εχοχεν Reformirt nannte, eigne Kirchen und Schulen aufrichtete, die Sacra anders verwaltete, und dabey die Verbitterung und die Zwietracht untereinander so weit getrieben wurde, daß die römische Catholicken Ursache hatten dieser neuen Kirchenverbesserer zu spotten. Die Schaafe folgten blindlings ihren Hirten, und die in Franckfurt sich niedergelassene Fremdlinge bekümmerten sich mehr um ihre Handlung als um die Untersuchung der Streitfragen, in welche sich ihre Geistlichen mit eingelassen hatten. Sie vergasen, daß sie sich für Glaubensgenossen ausgegeben hatten und hielten sich schlechtweg an ihre Lehrer, die sich zu der Fahne des Calvini erklärten. Bey so bewandten Dingen konnten die Reformirten de Jure keine eigene Kirche fordern; denn sie waren auf keine andre Bedingung und in keiner andern Meynung aufgenommen worden, als daß sie mit dem Rath von einerley Religion wären.

Was

Was hierauf geschahe, da sie ihnen, wegen allerhand Vorfällen, in Kriegsläuften bey Anwesenheit fremder Gesandten u. s. f. erlaubten, einen Gottesdienst in der Stadt zu halten, solches war eine blosse Vergünstigung, welche so lang keine Pacta und Conventa darüber aufgerichtet wurden, weiter keine Verbindlichkeit nach sich zog, mithin den Reformirten kein Jus quæsitum geben konnte.

Solte man aber deswegen den Reformirten keine Kirche verstatten, weil sie darzu kein Jus quæsitum haben? Dieser Ausspurch wäre zu hart. Es geben noch andre Beweggründe welche man in einer christlichen Stadt zu beobachten hat. Es sind Pflichten ex æquo & bono, die wir als vernünftige Bürger und als Christen eben so wohl einander schuldig sind. Sie sind um so viel heiliger und reiner, weil man einem nicht darüber vor Gericht belangen kann; dann sie haben keine Actionem in foro, wo nur die quæstiones juris, aber nicht die Regeln der Klugheit, der Leutseligkeit und des Christenthums entschieden werden.

Was also die Reformirten in ihrem Kirchengesuch nicht ex titulo æqui & boni erhalten, darzu werden sie per viam juris schwerlich gelangen.

Ein öffentlicher Gottesdienst gehöret zu den äusserlichen Handlungen; Ueber diese urtheilet die Obrigkeit; über die Gewissen aber GOtt al-

lein. Die Obrigkeit hat das Jus disponendi de cultu divino externo. Sie kann aber durch keine Zwangsmitteln andre Glaubensgenossene nöthigen sich den Lehrsätzen und Ceremonien der herrschenden Kirche zu unterwerffen.

Ein fremder Gottesdienst hat seine eigne Hierarchie; und so klein sie auch immer seyn mag, so giebt es doch darinnen mancherley Ausnahmen in Ansehung der geistlichen Gerichtbarkeiten. Eine Obrigkeit muß also wissen, wie weit es dem gemeinen Wesen vorträglich sey in diesen Dingen zu gehen. Sie kann nachdem sie es für gut findet, allerley fremde Religionen dulden; auch nach Zeit und Umständen, bis auf einen gewissen Grad der Abhänglichkeit, ihnen einen öffentlichen Gottesdienst verstatten: so lang sie aber durch keine Verabredungen und Versprechungen darzu sich wircklich verbindlich macht, so bleibet es eine blose Tolleranz und wird zu keinem Recht.

Diejenigen, welche meynen, daß zur Gewissensfreyheit auch ein öffentliches Exercitium religionis erfordert würde, irrren sich sehr: denn das Christenthum bestehet nicht in einem äusserlichen Kirchenwesen, in grossen Zusammenkünften, Gesängen, Gepräng en und Ceremonien; sondern in der Erkenntnis der Warheit, nach der Gottseligkeit. GOtt wohnet nicht in Tempeln die mit Händen gemacht sind; er will, daß wir ihn im Geist und in der Warheit anbeten sollen.

Ein

Ein ihm geweihtes Hertz ist für ihn der würdigste Tempel. Die wahre Andacht und der Eifer GOtt auch offentlich zu verehren hat noch die wenigsten Tempeln in der Welt gebauet; Es ist aber ein Werck der Ordnung, der Zucht und der Anständigkeit GOtt auch offentlich zu loben, zu preisen und die Angelegenheit einer ganzen Gemeinde vor ihn zu bringen. Das Volk muß dadurch in der Furcht und in der schuldigen Verehrung des allmächtigen Wesens und zu allem Guten angeführet werden. Allein man hat fast die meisten Tempeln zu Schauplätzen der Eitelkeit und zu Zank-Sälen unsrer Schriftgelehrten gemacht.

Es ist demnach kein Wunder, daß sich so viele Menschen von den öffentlichem Gottesdienst absondern und sich damit begnügen GOtt im Verborgenen zu verehren; denn an und für sich selbst ist der äusserliche Gottesdienst kein nöthiges und wesentliches Stück des wahren und geistlichen Christenthums, wie solches die unschuldige Gestalt und die zerstreuete Menge der Glaubigen in der ersten Kirche satsam zu erkennen giebt: darunter viele tausenden, zu der Zeit, als sie begunte von ihrer Unschuld und Reinigkeit abzukommen, und in das äusserliche Scheinwesen, unter ein neues Joch alter Satzungen zu gerathen, in die Einsamkeit und entlegenste Oerter der unbewohnten Welttheile sich begaben.

Nun ist fast nichts als Zank und Streit und Meynungseifer unter den Bekennern des christ-

lichen Namens. Beydes die Lutheraner als Reformirten bekennen Christum für den Heyland und sein Wort für die Richtschnur des wahren Glaubens. Worin bestehet also der so wichtige Unterscheid, der sie noch von einander trennet? In einigen Gebräuchen und Ceremonien, die zum wesentlichen des Christenthums nicht gehören? In verschiedenen Auslegungen gewisser Schrifftstellen, die niemand verstehet? In unbegreifflichen und weit über unseren Verstand hinstreichenden Dingen, davon wir besser aus Bescheidenheit schwiegen, als mit stoltzer Einbildung unverständlich redeten? Es gilt hier mehr um die Vorzüge des Witzes und der Gelehrsamkeit, als um die Beförderung der Wahrheit und des Christenthums. Solte man darüber die Ruhe in der menschlichen Gesellschafft stöhren und einen solchen Lermen machen, als ob unsere Seligkeit darunter litte, wenn wir nicht alles für Glaubens-Artickeln annehmen, was dieser oder jener Amtsgeistlicher lehret und zu glauben befiehlet? Hat uns Christus, der Fürst des Friedens, und der Inbegriff aller Liebe, darum sein Wort und Evangelium, welches eine Botschafft des Friedens ist, verkündigen lassen, um uns darüber ein ander zu hassen und zu verdammen und zu verfolgen?

Doch die Sachen sind nun einmal so. Die Reformirten und Lutheraner, die eigentlich nur eine Kirche zusammen ausmachen solten, haben sich getrennet. Jene verlangen zu Franckfurt

eine

eine Kirche, und diese wollen ihnen solche nicht geben. Das gemeine Wesen muß darunter leiden, und der Proceß fängt immer wieder an, wo er sich zu endigen scheinet.

Die Wissenschafft der lieben Jurisprudentz ist secundum praxis fori von einem überaus weiten Umfang; und es müste ein schlechter Rechtsgelehrter seyn; der einen Proceß von dieser Art nicht so weit hinaus spielen könnte, als man wolte und als man die Unkosten darzu herschiessen könnte. Wie offt schien nicht öffters der Ausgang dieses langwierigen Rechtstreits? zumahl, wann einige auswärtige dienstgeflissene und höfliche Räthe von ihren respective hohen Höfen ein Vorschreiben an die Stadt zu Gunsten der Reformirten ausgewürcket, und davon zuweilen anticipando ihr Gratial bekommen hatten? Allein eine einzige Vorstellung, von Seiten der Stadt brachte alles wieder ins Stecken, so sehr man auch von Seiten des Reichs und dessen höchsten Oberhaupts den Rath darzu zu vermögen suchte, den Reformirten, als ihren Mitbürgern, in ihrem so lang anhaltenden Gesuch zu willfahren. Man konnte derselben in ihrem unstreitbaren Jure circa sacra keinen Eintrag thun.

Die Sache bleibt also noch immer, zu der Stadt grösstem Nachtheil im Proceß, und dürfte auch wohl anders nicht als wie der jülich- und bergische Successionsstreit, der über zwey hun-

dert Jahre lang gedauert, nemlich durch einen Vergleich beygelegt und ausgemacht werden.

Sie schreiben mir, mein Herr, daß der Magistrat zu Franckfurt auch würcklich in einen solchen Vergleich sich einlassen wolte und entschlossen sey den Reformirten, in Betrachtung derer zu verschieden malen ergangenen kayserlichen, königlich Preußischen und von andern hohen Reichsständen eingelaufenen Vorschreiben einen Platz zur Kirche, nächst an der Stadt, unter dem Geschütz der Wälle einzuräumen, und ihnen darüber alle nöthige Sicherheit, so gut als ob sie solche in der Stadt Ringmauern hätten, zu statten kommen zu lassen. Dieses wäre allenfalls ein medius terminus.

Wenn man ihnen das Thor, vor welchem sie die Kirche erbauen wolten, beständig offen und ungesperrt lies, den Platz aber selbst mit einer Palisade und Vorwache bedeckte, so wüste ich nicht warum es ihnen so eigentlich darauf ankommen solte eine Kirche innerhalb den Wällen und Mauern zu haben. Ist es der Sicherheit wegen in Kriegsläuften und bey einer etwa zu befürchtenden Belagerung, so ist es wohl eine ausgemachte Sache, daß in solchen Fällen, sie mit ihrer Kirche in der Stadt gleiche Gefahr, wo nicht noch eine weit grössere auszustehen hätten; weil allenfalls die Bomben in einer Stadt, die voll enger Strassen und hoher Gebäude ist, ungleich mehr Schaden als in den Vorstädten verursachen, wo man nie keine Kirchen niederzureissen pflegt. Man siehet deswegen

auch

auch in den Vorstädten zu Wien, Dreßden, Berlin, Nürnberg und andern grossen Oertern die schönsten Kirchen, ohne sich etwas dergleichen zu befahren. Man weiß auch wohl, daß solche grosse und wichtige Hauptplätze sich zu keinen haltbaren Festungen schicken, die man den Künsten des Kriegs Preiß zu geben pflegt; weil dadurch das gantze Leut mit einmal ruiniret würde. Nicht zu gedencken, daß es mit zu Erweiterung und zur Zierde der Stadt dienen würde, wenn die Reformirten durch einen zierlichen Kirchenbau zu einer gantzen Vorstadt das Ansehen geben solten.

Lasset uns weiter gehen: Die Lutheraner fürchten, wann die Reformirten eine Kirche in der Stadt bekämen, daß dieselben sich noch mehr ausbreiten und endlich so mächtig werden dürften, daß sie von ihnen unterdrücket, und gar aus dem Regiment verdrungen werden möchten. Dieses ist, ich muß es bekennen, ein wenig gar zu weit gedacht. Doch, ein jeder ist sich am nächsten, und es ist natürlich, daß man für seine Erhaltung Sorge trägt. Es ist deswegen auch eine erlaubte Politic demjenigen sich in Zeiten zu widersetzen, was uns Schaden drohet. Ich sehe aber keinen Grund zu einer solchen Furcht.

Man sagt, das Geld machte alles aus: Die Reformirten, indem sie die Handlung in der Stadt an sich gezogen, hätten das meiste Geld; folglich hätte man auch Ursache sich vor ihnen zu fürchten. So lautet der Lutheraner ihr Syllogis-

mus. Allein, mich dünckt sowohl der Vorsatz als der Nachsatz litte hier noch grosse Ausnahmen. Das Geld macht erstlich nicht alles in der Welt allein aus. Es giebt weder Weisheit noch Tugend; mit diesen Eigenschafften aber ist in der Welt, so verdorben sie immer seyn mag, auch noch etwas auszurichten. Es ist wahr, daß sie nicht so gang und gebig sind, wie die baaren Müntzen; ihr Gepräge ist fast so unbekannt, als die alte egyptische Bilderschrifft; dem ohngeachtet aber, so behalten sie doch bey vernünftigen Leuten den Werth. Zweytens, so folget auch nicht, die Reformirten sind Handelsleute; ergo haben sie das Geld allein. Die Erfahrung wiederspricht solches. Es giebt in Franckfurt noch viele alte und ansehnliche Familien unter den Lutheranern, welche durch ein ordentliches und eingezogenes Leben, und vermittelst einer guten Haushaltung, den Wohlstand ihrer Häusser auf festere Gründe bauen als die Kaufleute, die öfters einer über den andern hinpurtzeln. Auch giebt es unter den Lutheranern eben so wohl grosse Handelshäusser, als unter den Reformirten. Folglich will das gantze Argument nichts sagen.

Ich glaube im übrigen nicht, daß bey dermaligen Umständen, die Reformirten mit so weitläuftigen Absichten schwanger gehen solten, mit der Zeit das Regiment an sich zu ziehen; wenn sie auch gleich noch so stoltz und eitel seyn möchten. Die Handlung ist ihnen viel zu lieb. Der

hei-

heidelbergische Catechismus enthält wenigstens keine solche Lehren, daß sie solten nach dem Regiment streben. Ihre gantze Religion redet dem Ehrgeitz eben so wenig das Wort als der Lutheraner ihre. Es gehet auch keine Treppe von der Kirche auf das Rathhauß. Es sind dieses zwey gantz besondere Gebäude, welche keine Gemeinschafft unter einander haben. Da das Burgerrecht der Reformirten ihnen, ohnerachtet aller ihrer angewandten grossen Mühe und Unkosten noch keine Kirche in der Stadt hat zuwegen bringen können, so wird noch vielweniger eine blosse Kirche ihnen das Recht verschaffen ins Regiment zu kommen; denn wo dieses wäre, so hätte man sich von Seiten der römisch Catholischen noch weit mehr zu befürchten, indem sie zu Franckfurt nicht allein die schönsten Kirchen, sondern auch sogar die Cathedrale selbsten innen haben.

Ich habe, so lang ich in der Welt lebe, noch nicht wahrgenommen, daß unter den Christen eine der äusserlichen Kirchen bessere Menschen gemacht hätte als die andere. Wenn wir unpartheyisch die Wahrheit sagen sollen, so taugen wir alle nicht viel. Man siehet die fleißigsten Kirchengänger und die eifrigsten Orthodoxen eben so schlimm und lasterhafft in ihrem Leben und Wandel sich betragen, als diejenigen, die sie für Ketzer oder Irrglaubige halten.

Solten die Reformirten ihre Absichten so weit

aus-

ausschiessen lassen, um dermahleinst nach dem Regiment zu streben, so wäre es den Lutheranern ein leichtes ihnen einen Riegel vorzuschieben und solchen mit allen nöthigen Cautelen, Flüchen, Eydschwüren, Sigillen, Unterschrifften, Zeugen, und immatriculirten kayserlichen geschwornen Notarien zu verclausuliren, mithin sich, laut des im Jahr 1742. s. d. 21. Mertz ergangenen kayserlichen Pro Memoria, " wegen der " Nachkommenschafft, ratione temporalis " bestens zu prospiciren; also und dergestalt, " daß der Rath einen jeden reformirten Bürger " eydlich darzu verbinden könte, keinen magistratischen oder bürgerlichen Bedienungen, wie solche Namen haben mögen, besonders die, welche " Solarium ex Aerario ziehen, zu ambiren, " oder anzunehmen; auch könnte derselbe diese " Verbindung dem Eyd, den die zukünftig anzunehmende reformirte Bürger und " Einwohner zu schwören hätten, mit inseriren " lassen und dieses alles unter der solennesten " Garantie des Kaysers und Königs in Preussen " Majestät Majestät ".

Wie viel Steine des Anstosses und der Verwirrung würden dadurch nicht aus dem Weg geräumet werden, wenn die Protestanten sich gegen einander huldreicher und verträglicher bezeigten, da sie in der That nur aus blosser Gefälligkeit für einige blindeifrende Geistlichen ihre Trennungen noch immer fortsetzen. Friedfertige Lehrer pflegen sich aller unnützen Fragen, die nur

Zanck

Zanck gebähren, mit Fleiß zu enthalten, und beydes in ihren Schrifften und Predigten allein auf den einfältigen Glauben an Christum und auf ein daraus fliessendes frommes und gottseliges Leben anzutragen.

Warum giebt man sich doch so viele Mühe neue Tempeln zu bauen, da diejenigen, die schon so lang gebauet sind, die Menschen noch nicht gebessert haben? Warum setzen wir noch immer um äusserliche Dinge unsre Spaltungen fort, da es doch in der Religion nur allein darum gilt nach dem inwendigen mit einander in Christo vereiniget zu seyn? Wie mögen insonderheit die Protestanten sich noch immer entzweyen, da doch alle rechtschaffene und vernünftige Leute übereinstimmig bekennen müssen, daß unter ihren Grundlehren kein wahrer und wesentlicher Unterscheid sey: wie sie dann auch würcklich zusammen, seit dem westphälischen Friedensschluß, einerley Corpus, nemlich das Corpus Evangelicorum ausmachen. Der gantze Zwiespalt unter ihnen hafftet nur auf einigen nicht wohl verstandenen Auslegungen gewisser Schrifftstellen, welche diejenigen am wenigsten verstehen, die am meisten darüber disputiren. Was soll man sagen? Gewohnheit geht vor Recht und die Vorurtheile verstatten nicht den Gebrauch der Wahrheit.

Da ich während meines letztern Auffenthalts in Franckfurt zu verschiedenen mahlen bey den

Re-

Reformirten in der Kirche gewesen, die damals ihren Gottesdienst, wegen Anwesenheit der fremden Gesandschafften, auch in der Stadt hielten, so kann ich mit Wahrheit sagen, daß ich darinn nicht den geringsten Unterscheid zwischen ihnen und den Lutheranern bemercket habe. Sie sangen einerley Lieder, sie erklärten einige Stellen aus der heiligen Schrifft, und bedienten sich dabey der lutherischen Uebersetzung. Es wurde dabey keiner einzigen Streitfrage mit keinem Wort gedacht. Es ist wahr, man sahe in ihren Kirchen keine Bilder und Zierrathen; man hörte nicht orgeln und musiciren; und man betete anstatt des Vater Unsers, Unser Vater. Ich hoffe aber nicht, daß man diese Dinge mit unter die Artickeln des christlichen Glaubens rechnen werde. Bey den Lutheranern hörte ich unter einem brausenden Geräusche, wegen der Menge von Menschen und ihren grossen Kirchen, eben dieselbige Wahrheiten predigen, wie bey den Reformirten. Sie bezogen sich auch durchgehends auf gewisse Stellen der heiligen Schrifft; nur mit dem kleinen Unterscheid, daß sie, als Lehrer der herrschenden Kirche, sich schon etwas mehr heraus nahmen, und zuweilen im Vorbeygehen, unter dem Schutz der augspurgischen Confession, dem armen Calvino eines versetzten.

Sonst bedeutet in der That der gantze Unterscheid unter den Lutheranern und Reformirten nicht mehr, als daß Bruder Merten noch Knöpfe auf dem Rock, Bruder Hans aber gar keine dar-

darauf leiden will, wie solches ein munterer Engeländer artig vorgebracht (*). Solte uns dieses nicht einmal ernstlich bewegen, ein so wunderbares Gezänck unter uns aufzuheben und keine Dinge weiter offentlich zu lehren als die zur Seligkeit unumgänglich nöthig sind; um den Frieden und die Eintracht in der menschlichen Gesellschafft zu erhalten?

Diese Eintracht in der äusserlichen Kirche ist zu der Wohlfart eines Staats so wichtig und so nöthig, daß unsere Fürsten und Obrigkeiten billig mehr darauf bedacht seyn solten, dieselbe mit allem Ernst und Nachdruck zu erhalten. Es ist dieses in der That keine so schwere Sache nicht, als man sich solche einbildet. Die ernstlichen Anstalten, die der König in Preussen darüber in seinen Ländern gemacht, zeiget solches zur Genüge. Man darff nur mit mehr Schärffe auf unsere Reichsgesetze halten, und den Geistlichen alle Arten von Controversien verbieten. Ein paar solcher unruhigen Seelverwirrer, die sich darwider aus unzeitigem Eiffer, oder aus stoltzer Einbildung verlauffen, aus dem Amt gesetzt, solches würde ein Exempel von grosser Folge seyn, und ander ihres gleichen zur Bescheidenheit anweisen. Denn alles Religionsgezänke, man nehme es auf welcher Seite man wolle, dienet zu nichts, als die Gewissen zu verwirren und Hader, Unruhe, Zwietracht und Empörung im

Ge

(*) S. le comte de Tonneau par le D. Schwiffi T. I.

gemeinen Wesen anzurichten. Wäre es unsern Geistlichen nur darum zu thun, die Menschen zu bessern und ihre Seelen vom Verderben zu erretten, so würden sie bald ihre Polemic darüber vergessen, und damit genug zu thun haben, ihre ihnen anvertrauten Heerden zu Christo zu führen, der uns keine Controversien, sondern die Liebe und den Frieden lehret.

Wie hält es aber hier um den Gebrauch des Abendmahls? wird mancher fragen: Das Abendmahl ist eine äusserliche Handlung, da kommt es nicht auf blosse Lehrsätze und Meynungen an; wie soll, wie kann man hier zusammen einig werden und einerley Gottesdienste pflegen, da man dasselbe auf so verschiedene Art zu halten gewohnet ist.

Diese Frage, so schwer sie auch scheinet, wäre leicht zu entscheiden. Die erste Christen haben das Abendmahl theils gar nicht, theils nur bey ihren Mahlzeiten gehalten, da sie sich einander das Brod brachen und des HErrn Tod verkündigten, so offt sie zusammen kamen. Ein andres Abendmahl wurde unter dem Namen des Sacraments, zu den Zeiten des Verfalls des Christenthums, da man aus dem Glauben einen äusserlichen Bilder- und Ceremoniendienst machte, in die Kirche gebracht, wohin es sich, die Wahrheit zu sagen, am wenigsten schickt. Denn es soll ein Abendmahl, ein Liebesmahl, ein ordentliches Essen und Trincken seyn, welches

Chri-

Christus nicht in dem Tempel, sondern in einem Hause mit seinen Jüngern hielte. Christus lehrte wohl im Tempel; Er as und trank aber nicht darinnen.

Alles dieses ist aus der heiligen Schrift und aus den Kirchengeschichten deutlich zu erweisen. Nun wird niemand die ersten Christen deswegen verdammen, weil sie nicht das Abendmahl, wie wir, in dem Tempel gehalten haben. Noch vielweniger werden wir uns für rechtglaubigere Nachfolger Christi halten, weil wir von der ersten Glaubens-Einfalt so weit sind abgebracht worden, daß wir heut zu Tage die ganze Religion mehr in äusserlichen Ceremonien, Bilder- und Hirn-Meynungen, als in der Kraft des Glaubens und in den Werken suchen, an welchen Christus befohlen hat seine Jünger zu erkennen. Ich mache daraus den unwiederleglichen Schluß, daß, da die ersten Christen, ohne das kirchliche Abendmahl zu halten im Stand des Glaubens und der Seligkeit gewesen sind; so könnnen wir auch noch heut zu Tag in einem gleichen Stand des Glaubens und der Seligkeit uns befinden, wenn wir das Abendmahl nicht in der Kirche halten.

Doch ich komme zu tief in den Text. Unsere Geistliche können nicht wohl leiden, wenn man dieses geheime theologische Archiv ein wenig zu durchstöchern die Freyheit nimmt.

Es würde mir nicht wohl lassen, mit meinem

Namen den Indicem hæreticorum zu zieren. Ich habe darzu allzu wenig Ehrgeitz. Ich bin kein grosser Schriftgelehrter; und mit meiner Philosophie dürfte ich auch bey Leuten nicht viel ausrichten, welche sich ihre eigene Lehrsätze formiren, und darnach ihre Vernunftschlüsse einrichten.

Sie haben also hiemit mein unpartheyisches Gutachten. Ich hoffe Sie werden solches auch unpartheyisch finden. Wollen sie solches auch unsern guten Freunden mittheilen, so habe ich nichts dargegen. Nur den letzten Artickel vom Abendmahl lassen Sie weg, dann so kluge und ehrwürdige Männer sich auch darunter finden; so können doch die wenigsten noch darüber hinaus. Gewohnheit und Vorurtheil haben hier mit dem Alterthum allzu tiefe Wurzeln geschlagen; dergestalt, daß wo man auch die Sache noch besser einsehen solte, als ich, so werden sich doch die wenigsten getrauen, damit offenherzig heraus zu gehen, und wie Gottfried Arnold sich verdächtig machen wollen.

Ich bin kein Prophet, sondern ein gantz natürlicher Mensch. Ich meyne aber voraus zu sehen, daß binnen kurtzer Zeit unser heutiges Kirchen-Systema ein ziemlich verändertes Ansehen bekommen dörfte. Nur noch ein wenig Geduld. Unsere neue Schwermer, Freygeister, Fantasten, Ketzer und Ketzermacher werden endlich

lich alles ins reine bringen. Lasset es nur in dem Schmelztiegel der Wahrheit wacker unter einander kochen, sieden, sprudeln und sich hernach setzen; so wird das Corpus mortuum unten liegen bleiben, und der Geist sich läutern, aufklären und in die Höhe ziehen. GOtt, der das grosse Chaos dieser Welt auseinander gewickelt und in Ordnung gebracht hat, scheinet auch jetzo würcklich dergleichen Absichten, in Ansehung der so verschiedenen Secten und Glaubens-Meynungen zu haben. Allenthalben spüret man darüber besondere Bewegungen. Allenthalben giebt es Menschen, die nach Grund und nach Wahrheit fragen. Ja viele sind der alten Satzungen und Meynungs-Krämerey schon so müde, daß sie darüber ihren Verdruß nicht mehr bergen können:

Ich wünsche Ihnen und uns allen den geistlichen und leiblichen Frieden; das ist: Alles Gutes.

Ich verharre unterdessen mit meiner gewöhnlichen Offenherzigkeit und mit demienigen Eifer, womit ich alle Menschen zusammen in Liebe und Friede verbinden möchte,

Mein Herr,

. . =, den
22. Mertz. 1747.

Dero gehorsamster und ergebenster Diener.

XXXII. Brief.

Das Lob der Bankeruttirer (*).

Damnosa quid non imminuit dies?
Ætas parentum pejor avis tulit
Nos nequiores, mox daturos
Progeniem vitiosiorem.

Horat. Carm. L. III. Od. 4.

Mein Herr,

Sie schreiben mir, daß man sich zu * * * nicht wenig ärgerte, über die vielen Bankerutten, welche daselbst seit kurzer Zeit ausgebrochen wären, und daß man deshalben mit allem

(*) Diese Satyre ist erstlich in französischer Sprache aufgesetzet, und verschiedenen kleinen Werken mit einverleibet worden. Man findet solche in den Amusement literaires, welche der Herr de Beaumarchais im Jahr 1739. hat heraus gegeben. Ingleichem in den Lettres curieuses d'un Gentilhomme im Jahr 1741. Sie ist darauf auch in teutscher Sprache erschienen 1744. Unerachtet sie der Verfasser hier selbst übersetzet, so scheinet sie doch in Ansehung der Freyheit, womit die französische Sprache in dergleichen Schriften des Witzes sich auszulassen pfleget, etwas zu verliehren. Sie hat eine gewisse spielende Scharfsinnigkeit, die unsere Sprache in ihren verschiedenen Wendungen und Ausdrüken so leicht nicht annehmen kann. Ja, man scheinet gleichsam in einer andern Sprache anders zu dencken. Dieses ist noch zu erinnern, daß sie hier mit einigen Zusätzen ist vermehret worden.

allem Ernst darauf bedacht wäre diesem Unheil durch ernstliche Gesetze und bessere Policey vorzubeugen (*). Wie mag doch die liebe Obrigkeit sich mit dergleichen Dingen aufhalten? Würde es nicht traurig in einer Republick aussehen, wenn man daraus die Misbräuche und Unordnungen verbannen wolte?

(*) Man findet in der franckfurter Reformation, welches eines unsrer besten Gesetzbücher in Teutschland ist, darüber P. II. t. 27. §. 8. folgende sehr nachdenkliche Stelle. **Alsdann auch uns vielmahls angebracht, welcher Gestalt die Schuldleut, wann sie im Schein Trauens, Glaubens, Geld und Waaren, bey andern aufgebracht, entlehnet und genommen haben, ihre Gewerb und Handlungen damit zu üben, und zu treiben, oft sobald darnach entweders ihren Glaubigern einen mißlichen Vertrag anbieten, oder gar ausstehen, austreten, und in die Freyungen sich begeben, auch alsdann denselbigen beschwerliche Mittel und ostermahls nicht den halben Theil des Capitals an Bezahlungs-Statt zu geben, zumuthen dörffen: Und aber solche Schuld-Leut gemeiniglichen, durch übermäßigen Pracht, unordentlich Wesen und Leben in Abnehmen und Verderben kommen, oder wohl vorsetzlicher, betrieglicher Weise, sich**

Nichts befördert mehr den Umlauf des Geldes als eine weit sich erstreckende Verschwendung. Ich betrachte einen Kaufmann der einen schönen Aufwand macht, und doch dabey nichts weiter auf das Spiel setzet, als andrer Leute Geld, wie einen

---

„ sich mit anderer Leut Geld und Gut „ (welches mehr, als vor einen Diebstahl „ zu achten, und in alle Weg strafwür„ dig ist,) zu bereichen, unterstehen, und vermittelst solcher gefährlicher Handlungen, nach getroffenem Accord mehr Vermögen, als sie jemahls gehabt haben, welches dann den Kauf- und Handelsleuten in gemein, besonders zu diesen geschwinden Zeiten, nicht allein hochschädlich, sondern auch uns, und unsern von römischen Kayserm und Königen hochlöblichster Gedächtnis, habenden befreyeten Messen, da es länger nachgesehen werden solte, sehr nachtheilig seyn würde, in Erwegung, je zu Zeit etliche, und der mehrer Theil der *Creditorn*, mit ihren *Debitorn* accordiren, doch sonder einige Solennitäten, und vielmahls mit ganz unleidentlichen *Clausuln* und Gedingen, welche alsdann andern Glaubigern auch aufgetrungen werden wollen; daraus Zerrüttung und Abgang der Gewerben, und Händel erfolgt, und zu Zeiten nicht wenig Betrugs und *Collusion* unterlauft.

einen sehr artigen Mann. Er verschaft vielen guten Leuten einen ehrlichen Unterhalt, welche andern Menschen zur Lust und zur Freude leben, und welche sonst ohne sie in dem Elend verderben müsten.

Beglückte Zeit, da oft ein geringer Mensch, der die Handlung verstehet, sich alle diejenigen Vortheile zuwegen bringen kann, welche sonst nur Leute von dem ersten Rang sich verschaffen können. Dieses ist ein unläugbarer Beweiß, daß die Wissenschaften noch immer höher steigen, und daß ein verschmitzter Kaufmann es endlich noch so weit bringen dürfte, daß er wird Figur machen können, ohne einen Heller zu haben, der ihm eigen sey.

Sie werden mir hierauf sagen, daß dieser Kaufmann Banckerutt spiele, daß er die Welt betrüge, und seine Glaubiger hinter das Licht führe; allein, lassen Sie sich dieses nicht anfechten. Es ist so böse nicht gemeynt: Er entläßtiget nur aus Mitleiden diejenige ihres Geldes (*), die nicht so viel Witz haben, als er, solches wohl

(*) Quid juvat immensum te argenti pondus & auri
Furtim defossa timidum deponere terra? Horat
Sat. L. I.

- - -

Nescis quo valeat nummus? quem præbeat usum.
Ibid.

auszugeben, und dadurch den Umlauf der Münzen zu befördern.

Laßt uns also etwas glimpflicher von diesen artigen Leuten urtheilen, welche durch ihre Geschicklichkeit die schönen Thaler, ehe sie in den Küsten der Geitzhälse verrosten, in den Umlauf zu bringen wissen, als wovon diese gar nichts verstehen.

Betrachtet den armen Alpin: Ich sehe ihn niemahls ohne Mitleyden an; Sein Körper ist mager und ausgezehrt: Ein wenig Haut bedecket kaum die eingefallene Backen seines Angesichts. Die Augen liegen gleichsam in zwey tiefen Hölen vor dem Schein des Lichts verborgen. Er gehet niemahls aus, ohne seinen gantzen Kleider-Vorrath auf dem Leib zu tragen. Er speiset aus einer magern Küche; er arbeitet ohne Unterlaß, nur um seine arme Nothdurft zu gewinnen. Der Körper eines Staats würde bald milzsüchtig werden, wenn er viele solche Glieder hätte. Fraget ihr: Wer ist dann Alpin? Er ist ein Mann von Verdiensten, ein Mann von Wissenschaften, ein sehr gelehrter Advocat; Allein ein Advocat, der aufrichtig und christlich gesinnet ist, der sich ein Gewissen macht, eine böse Sache zu übernehmen. Der arme Mann! wenn er klug wäre, würde er die Handlung lernen, und bald eine andere Figur machen.

Sehet dort den freundlichen Clitander: Sehet wie geschäftig er ist, ein paar Juden oder Landkrämer bey seinem Gewölbe aufzuhalten:

Er

Er ruft ihnen zu, er bietet ihnen seine Waaren an; die Augen gehen ihm munter im Kopf herum. Seine Lebhaftigkeit ist unvergleichlich: So viele Worte, so viel Reverenzen. Er verspricht seine Waaren unter den Preiß zu geben, nur um die Ehre zu haben, Kundschaft zu machen. Er schwöret mit der besten Art von der Welt. Wie beredsam, wie höflich, wie demüthig ist er nicht. Allein, wartet noch ein wenig. Bald wird dieser geschmeidige, dieser demüthige Mensch seinen Kram aufgeben: Bald wird der Ueberfluß in seinem Hause herrschen, bald wird man an seiner Tafel die raresten Leckerbissen, und dabey die besten Weine trincken; ja, es wird nicht lange mehr anstehen, so wird diese kleine Creatur dem vornehmsten Edelmann in der Stadt nichts mehr nachgeben. Homuncio quantus ex nihilo fieres (*).

Ich erinnere mich allhier des Lysias, der unlängst gestorben ist. Niemahls hat ein Mensch seinen Lebenslauf glücklicher vollendet. Er fieng eine grosse Handlung an, und hatte nichts. Er gewann den Eintritt in ein gutes Hauß, und erhielte daraus die Tochter zum Weibe. Seine Handlung wurde immer noch ansehnlicher: Die Waaren wurden ihm von allen Orten angebotten. Vermögende Leute, die nicht wußten, wo sie ihre Gelder sicher unterbringen solten, baten ihn einige Summen gegen sehr mittelmäßige Zinsen zu übernehmen. Er befreyete sie groß-

(*) Juvenal. Sat. V. Lib. I.

müthig ihrer Sorgfalt; er nahm ihr Geld, und bezahlte damit seine Schulden. Alles gieng nach Wunsch. Die gute Frau, welche täglich die liebliche Thöne der klingenden Münzen hörte (*), verblendete der grosse Seegen. Sie glaubte, sie dürfte sich nun ferner nichts versagen: Silber-Geschirr, Jubelen, reiche Stoffe, schöne Mobilien, Kutschen und Pferde, eine niedliche Tafel, allerhand Lustbarkeiten und Veränderungen: nichts ermangelte, um sie zu vergnügen (**).

Die Handlung ihres Mannes bekam unterdessen einen Stoß. Das Glück ist zuweilen eigensinnig; Lysias machte Bankerutt. Diese Wiederwärtigkeit aber fiel nur auf die einfältigen Leute, die ihm ihr Geld anvertrauet hatten. Lysias blieb deswegen doch ein ehrlicher Mann, denn er gab ihnen sein Wort, daß er sie bezahlen wolte; allein, er konnte es nicht halten. Der Tod verhinderte solches. Seine Frau hielte sich nach dessen Absterben an ihre Rechte: Diese Rechte gründen sich auf gewisse Privilegia, welche

---

(*) Madame, qui entendoit toujours l'aimable carillon des especes sonnantes

(**) Grand train, riche equippage, habits toujours nouveaux,
Belles maisons, gros jeu, bonne chere; cadeaux,
Et Vous éprouverez dans le siecle ou nous sommes,
Que les riches bourgeois sont les bons Gentilshommes.
Le Medisant. Comedie de Mr. de Touches.

che vordem ein sehr galanter Mann, Namens Vellejus, zum besten des Frauenzimmers errichtet hatte. Vermöge dessen forderte sie nicht allein aus den baaren Mitteln ihr eingebrachtes Heyraths-Gut wieder zurück, welches sie nach der Regel: in favorabilibus, auf das sinnreichste auszudehnen wußte, sondern sie wird auch die meiste Güter und Geräthschaften, das Silber-Geschirr, die Jubelen, den Sparhafen und dergleichen kleine Erwerbungen vor sich behalten; Alles dieses in billiger Betrachtung, daß sie ihre Sorgen und ihren Verstand in ihrer Haußhaltung darzu mit hat anzuwenden gewußt, um ihrem seligen Mann Ehre zu machen. Die Glaubiger werden es demnach für ein grosses Glück achten müssen, wenn sie noch 9. bis 10. vom hundert aus der gemeinen Massa ziehen.

Sehet hier, wie viel es in der Welt auf den Verstand ankommt. Ein Mann, der fünf tausend Thaler weiß zusammen zu bringen, der schwinget sich damit empor, und macht in seiner Aufführung auch den ersten Edelmann zu schanden. Es ist nicht mehr die liebe alte Zeit, da unsre blödsinnige Vorfahren nicht das Herz hatten, sich ihres Glückes zu bedienen. Die Handlung blieb bey einer so vorsichtigen Sparsamkeit in einer langweiligen und traurigen Verachtung. Ein schwartzes Mäntelgen, ein schlechter Rock, ein kleiner Hals-Kragen, starke wollene Strümpfe, Schuhe, darauf man länger als

ein

ein Jahr gieng: Sehet da ihren ganzen Staat! (*) Sie wohneten in schlechten Häussern: Ihr ganzer Prunk bestunde aus einigen sauber gebohnten Stühlen von Nußbaum-Holz, mit tüchernen Küssen: Aus Vorhängen von feinem Rasch, aus einigen grossen Schränken mit ein wenig Porcellan und Schildereyen: Das war alles. Sie hielten dabey ihre Prunk- oder Kindbetter-Stuben so sauber und reinlich, daß sie sich fast niemahlen, als auf die hohe Fest-Tage hinein wagten, um solche nicht zu beschmutzen. Zu ihrem gewöhnlichen Aufenthalt war ihnen ein kleines Schreib-Stübgen groß genug. Im Winter setzten sie sich mit Weib und Kindern und Gesind zusammen in eine Stube, um das Holz und die Lichter zu sparen. O dumme Einfalt. Heut zu Tage sind die Menschen klüger worden. Ein Mann, der kaum so viel Eigenthümliches hat, als er schuldig ist, dabey aber die Handlung versteht, der wohnet in einem Pallast, seine Mobilien sind prächtig, seine Kleider reich und kostbar, seine Mahlzeiten verschwenderisch. Er fähret mit Kutschen und Pferden und unterhält viele Bedienten; Kurz, er macht einen Staat trotz einem grossen Herrn. Wie gehet das zu? Er borgt und entkommet der Gefahr, und diese geborgte Gelder lauffen in der

(*) - - Ita sordidus ut se
Non unquam servo melius vestiret: ad usque
Supremum tempus, ne se penuria victus
Opprimeret, metuebat. *Horat.* Sat. L.

der Handlung herum. Handelt er glücklich, so borgt er immer noch mehr, und breitet damit seine Handlung dergestalt aus, daß man ein paar Zeilen, darunter er seinen Namen zeichnet, für baares Geld annimmt. Diese Zettelger sind leicht geschrieben. Handelt er aber unglücklich, so spielt er Bankerutt.

Dieses will an und für sich selbst nicht viel sagen. Er erdultet nur eine kurze Zeit die üblen Nachreden böser Mäuler, die seine Haushaltung und seine Aufführung bey dieser Gelegenheit durchlassen: Ein Uebel das noch weit erträglicher ist, als wenn ein stolzer Dichter erleben muß, daß man seine Verse verachtet, wie Oronte im Misantrope bey dem Molliere. Im Gegentheil ist sein Vortheil desto grösser, je grösser sein Bankerutt ist, deswegen wird auch ein witziger Kaufmann niemahl keinen kleinen oder mittelmäßigen Bankerutt spielen; dann derselbe hat in der That ein wenig etwas schimpfliches, und zeigt von dem kleinen Umfang eines schlechten Geistes, der nicht fähig ist, sich in grosse Sachen einzulassen.

Beginnen seine Sachen schlimm zu werden, und das Glück bedrohet ihn mit dem Abgang seines Credits, so weis ein geschickter Mann wie er solchen begegnen soll: Er thut, nach der mercantilischen Politic, noch einmahl so groß. Er legt sich Kutschen und Pferde zu; er baut, er tractirt, er geht nach Hof und lässet sich mit Titeln und Würden versehen; dann diese kosten

nicht

nicht viel. Alsdann so kann und mag er, dem Glück zum Possen handeln, borgen, prassen, schmaussen und haussen wie er will. Einem so angesehenen und vornehmen Mann werden wenig Leute den Credit versagen. Nein, fürwahr man ist noch froh, wann er die Gütigkeit hat, und einem das Geld gegen vier von hundert abnimmt: In der Handlung machte er damit zehen, zwanzig und mehr, und dieses öfters mit einem doppelten Umschlag in einem Jahr. Schlägt es aber fehl, mißlingen ihm ein paar Unternehmungen, lauffen einige Wechsel-Briefe ohne Zahlung zurück, so thut er darum nicht kleinmüthig. Er meldet sich bey der Obrigkeit um einen Salvum conductum. Diese ist viel zu höflich einem vornehmen Mann solchen zu versagen. Es heißt: ein kleines Falliment. Es sind ein paar Schiffe zu Grunde gegangen; man hat sich ein wenig versteckt, oder ist sonst unglücklich gewesen. Dieses kan einen jedem ehrlichen Mann begegnen. Kurz, man denkt nichts Arges; man höret nur auf zu zahlen. Machen es doch viele grosse Herren auch so. Man kann deswegen doch keinen angesehenen Mann, wie einen geringen Lumpen, bey dem Kopf nehmen und ihn einstecken. Andere Kaufleute wollen mit solchen Standespersonen nichts zu thun haben; sie wissen, daß es hochadelich lässet Schulden zu machen und nicht zu bezahlen. Sie können sich in eine so edle Art zu denken nicht schicken. Sie lassen es sich blutsauer werden, um etwas zu erwerben, und als ehrliche Leute sich und die ihrigen

gen fortzubringen. Hätten sie mehr Geist, so würden sie nicht so einfältig seyn; sondern ihr Glück besser zu machen wissen. Sie würden keine so blöde Furcht vor der Zahlwoche haben, noch vor einem blossen Wechsel-Brief erzittern. Lasset uns sehen wie es der Bankeruttirer macht.

Er suchet sich mit seinen Glaubigern zu setzen. Ist der Bankerutt groß, so gewinnet er dadurch ein neues Ansehen, wann er seinen Vergleich auf eine großmüthige Art zu machen sich selbst erbietet. Er zahlt die Helfte auf zwölf Terminen. Dieses ist fürwahr ehrlich, und geschiehet selten. Der Bankeruttirer kommt dabey nicht zu kurz. Er zahlet, wann er z. E. 200. tausend Thaler schuldig ist 100. tausend. Gesetzt auch 50. tausend Thaler wären drauf gegangen, um sich in solchen Ehrenstand und in solches Ansehen zu setzen, und dabey sich lustig zu machen; so blieben doch noch 50. tausend als ein wohlerworbenes Capital übrig, welches er mit der besten Art von der Welt und durch seinen verschmitzten Kopf errungen hat. Ist er so glücklich und hat ein artiges Weib, welche dabey das ihrige gethan; so wird es ihr an reichem Schmuck und Silberwerk und andern schönen Sachen nicht fehlen. Niemand wird so unbelebt seyn und ihr solche Dinge abfordern, wenn gleich der Mann einen Stürzeboller gemacht.

Wo ist nun in der Welt ein besseres und leichteres Mittel sich zu bereichern, und sich gleichsam

aus

aus dem Staub empor zu heben, als ein ehrlicher Bankerutt? Mit Geld kann man alles ausrichten; für Geld kann man alles haben. Das Geld ist die Triebfeder von allen Sachen: Der allgemeine Geist; der Hauptschlüssel zu allen Dingen. Man kann nicht besser denken und schöner reden: Darum ermahnet auch jener Poet nicht unrecht

O cives, cives, quærenda pecunia primum
Virtus post nummos (*).

Eben derselbe druckt obige Meynung in Sat. III. l. 2. noch besser in folgenden Worten aus:

- - Omnis enim res
Virtus, fama, decus, divina humanaque pulchris
Divitiis parent, quas qui construxerit, ille
Clarus erit, fortis, justus, sapiens etiam et rex
Et quid quid volet.

Es gilt also gleich, wie man darzu gelangen kann. Der Besitz allein schützet schon genug; doch muß man nothwendig dabey so viel haben, daß man sich zu rechter Zeit damit wisse Freunde zu machen, die einen gegen die Unhöflichkeiten ei-

(*) Horat. L. I. ep. 1.

ner unbelebten Justitz im Fall der Noth schützen können.

Die Kriegsdienste sind der grösten Gefahr unterworffen. Ein Soldat muß Leib und Leben wagen. Er muß die grösten Strapazen und Mühseligkeiten ausstehen. Er hat immer den Tod zu fürchten und darf sichs doch nicht einmal mercken lassen, daß er ihn fürchtet. Entkommt er dieser Gefahr, so überfällt ihn das Alter ehe ihn noch das Glück erhebet. Er wird darüber steiff, baufällig, muthlos, verdrießlich und hat weiter keinen Genuß mehr von diesem Leben, als daß ihm erlaubet ist hochmüthig zu befehlen, vornehm zu leben und arm zu sterben (*).

Welches Glück ist doch den armen Gelehrten beschieden. Ist einer ein Artzt, so muß er sein gantzes Glück von dem Jammer und Leiden anderer Menschen erwarten. Er laufft von einem Hospital in das andere und handthieret alles, was die Natur betrübtes und abscheuliches hat. Ist er ein Richter oder Sachwalter, so ist er zwar noch in ziemlich guten Umständen; allein er wird doch allezeit, wenn er nicht des T[illegible] seyn will, gegen die Kaufleute nur eine schlechte

(*) O fortunati Mercatores gravis annis
Miles ait, multo jam fructus labore.
Contra Mercator navem jactantibus austris
Militia est potior. Quid enim? concurritur horæ
Memento cito Mors venit aut Victoria lata.

Horat. Sat. L. I.

Figur machen. Was die Herren Geistlichen betrifft, so sind dieselben noch am besten daran. Wer unter ihnen ein feines Gedächtniß und eine gute Stimme hat, der kommt leicht auf die Cantzel und ist Lebenslang ernährt. Die Kirche ist fürwahr eine gute Mutter, die ihre Kinder warm hält; allein er muß kein Freydencker seyn: er muß sich lehrsam erzeigen und weißlich aller Ketzerey sich entschlagen.

Ein Hofmann hat zwar dem Ansehen nach auch kein unangenehmes Leben; allein, der Schein ist hier über die Massen betrüglich: Er ist ein Sclave seines Fürstens. Er thut niemahls was er will, und selten was er soll. Steht er in Gnaden, so umgeben ihn lauter Freunde, die heimlich seine Feinde sind. Sie schmeicheln seinem Glück und verfolgen seine Person. Sie helfen ihn erheben, um ihn fallen zu machen. Gläntzend von aussen, arm im Beutel und öfters über und über voll Schulden.

Nun ist noch ein guter Landedelmann übrig; allein, was für ein betrübtes Leben ist nicht das Landleben? Traurig er Aufenthalt der Menschenfeinde und einsamen Grillenfänger, die nicht wissen was Lustbarkeiten, Täntze, Spielen, Comödien, Musicken, Liebeshändel und dergleichen Kurtzweile sind.:

Ombre solinghe & taciturni horrori (*).

Ein-

(*) Guarini Pastor fido Sc. V.

Einsaine Schatten und graußvolle Stillen, wo man sich fürchtet zu sterben und doch verdrießlich ist zu leben (*).

Kurtz, man mag sich hinwenden wohin man will, so wird man finden, daß keine Leute in der Welt besser ihr Glück zu machen wissen als die Bankeruttirer. Lasset uns, mein Herr, durch keine verdrießliche Sittenlehren die Grundsätze eines so schönen Lebens stören. Warum solten wir die Aufführung der Menschen so altväterisch machen und dergestalt wieder einschräncken wollen, daß keine lustige Ausschweiffungen und keine galante Leute mehr sich finden solten, die das Geld zum Besten des gemeinen Wesens verschwenden und den so nöthigen Umlauff befördern.

Es lässet sich mit eignem Geld nicht sowohl als mit fremden handeln. Einer der bey guten Mitteln und von wohlhabenden Eltern herkomen ist, der hafftet insgemein zu starck an seinem Erbgut. Er kann sich nicht entschliessen solches großmüthig und leichtsinnig zu wagen. Er macht allerley verdrießliche Ausrechnungen, wie er seine Capitalien beysammen erhalten, und auf gute sichere Unterpfänder ausleihen will. Dies-

(*) Agricolam laudat Juris legumque peritus
Sub Galli cantum consultos ubi ostia pulsat
Ille datis vadibus qui jure extractus in urbem
Solos felices viventes clamat in urbe.

Horat. Sat. L. I.

ses macht der Handlung keinen Muth; da setzt es schlechte Unternehmungen; da bleibet alles matt, leblos, eingeschränckt und langweilig. Es setzt dabey keine so glückliche Umstürtzungen, welche verhindern, daß Leute, die von keinem Stand und Herkommen sind, sich nicht bis zu den Ahnen der alten Geschlechter empor schwingen: denn wie bey ihnen die Gelder rulliren, so rulliret auch bey ihnen das Glück. Ihre Grosväter sind arm gewesen: Ihre Väter haben etwas gewonnen: Sie fahren mit Kutschen und Pferden. Ihre Kinder werden wieder zu Fuß gehen und ihre Enkeln also in den Stand ihrer Voreltern hergestellet werden. Ich bin

Mein Herr,

N - - - -

Dero gehorsamster und ergebenster Diener.

XXXIII. Brief.

XXXIII. Brief.

Von den Ursachen des Geldmangels und den Mitteln solchem zu begegnen.

Hausisti patrias luxuriosus opes.

Martial.

Mein Herr,

Sie haben recht, das Geld macht in der Welt alles aus. Es macht uns unsern Freunden werth und unsern Feinden fürchterlich. Es belebet unsre Truppen und füllet unsre Magazine. Vermittelst dieses allgemeinen Weltschlüssels lassen sich die Grentzorte der Nachbarn aufschliessen und die Rathschläge des Hofes zu unserm Vortheil stimmen. Grosse Krafft dieses kleinen Metalls! Kein Wunder, daß die Menschen so sehr davon eingenommen sind.

Allein niemals hat man so viele Klagen gehöret, daß kein Geld unter den Leuten wäre; und gleichwohl werden täglich so viele Gold- und Silberklumpen aus America und aus den Bergwercken gebracht. Man verwahret nichts sorgfältiger und verzehret seiner Natur nach nichts we-

niger. Man solte demnach sagen, dieses Metall müste sich nothwendig häuffen, und so gemein werden, wie zu den Zeiten Salomons, der einen gantzen Tempel davon bauete; gleichwohl aber so wächst der Mangel mit unserm Ueberfluß, man münzet täglich Geld und doch fehlet es allenthalben. Wie mag dieses zugehen?

Einige sagen der Satan gebe es den reichen Geitzhälsen in Verwahrung; Allein diese behalten es ja nicht ewig: sie sterben und hinterlassen fröliche Erben, die zu leben wissen und es wieder unter die Leute bringen. Ihre Sparbüchsen reichen also nicht bis auf den dritten Erben; und alsdann heißt es: Redit ad publicum quod fuit ante suum. Es sey dann sie müsten das Geld in die Erde vergraben; in Hoffnung sich nach einer mercurialischen Auflösung daselbst wieder miteinander zu vereinigen.

Andere wollen daß der Satan das meiste Geld zu den Pfaffen in die Klöster schleppte; denn dadurch hielte er sie in seiner Gewalt. Das ganze andächtige Volk machte sich dafür lustig und lebte, bey einem gemächlichen Ueberfluß, in satten Freuden; wie könnte er das Geld besser anwenden?

Noch andre sind der Meynung das Gold und Silber verwandelte sich nach und nach in reiche Geschirre, Gallonen, Stoffe, Verguldungen und dergleichen. Denn man hat allenthalben

des

des Zeugs so viel, daß, wenn man allein bey der letzten kayserlichen Wahl und Krönung, das Gold und Silber auf den Kleidern hätte ausbrennen sollen; man wenigstens daraus so viele baare Münzen hätte schlagen können, daß ein ganzes Fürstenthum dadurch von seinen Schulden hätte können frey gemacht werden. Diese schädliche Mode mit Silbergeschirr, Gallonen und reichem Stoff zu prangen, herrschet nicht allein bey den Hohen und unter dem Adel, sondern auch in den Städten und unter den reichen Bürgersleuten. Sogar daß man bey einigen Geschirre von Silber findet, die man zu gewissen natürlichen Nothwendigkeiten gebrauchet, da man billig mehr Ehrerbietung für ein so kostbares Metall haben solte.

Daß es bey den Höfen hin und wieder auch ehrliche Beutelschneider geben soll, die durch besondere Wissenschaften und artige Manieren, das Geld von den öffentlichen Gefällen an sich zu locken wissen, dergestalt daß die Fürsten öfters selbst darüber bedürftig werden; solches will so viel nicht sagen; denn ob der Fürst oder seine Bedienten das Geld haben, ist wohl so viel als einerley. Sie pflegen beyde es nicht zu vergraben und also bleibt es doch in der Welt.

Allein das ist ein kluger teuffels Streich, die Menschen um das Geld zu bringen, wenn er denen grossen Herren von Zeit zu Zeit gewisse Philosophen schickt, welche in den geheimen Wis-

senschafften erfahren sind. Diese haben einen heimlichen Umgang mit den Geistern, insonderheit mit den Salamandern, die im Feuer wohnen. Ich weis nicht ob sie jemahls etwas von diesen Creaturen gehöret haben; denn sie sind bey den groben Materialisten ganz unsichtbar: wie sie davon die sehr erbauliche Geschichte bey dem Grafen von Gabalis nachlesen können, Devant Dieu soit l'ame du Comte de Gabalis! Diese kleine Creaturen besonders die Sylphen, die Gnomen und die Nymphen sind von einer bezaubernden Schönheit. Man muß sie lieben, wenn man sie nur einmahl gesehen hat. Das ist, man muß blasen und Gold machen so lang man Othem schöpfen und Kohlen finden kann.

Alles dieses, mein Herr, sind nur Kleinigkeiten die das wenigste zu dem allgemeinen Geldmangel mit beytragen. Die wahrhaftige Ursache davon ist wohl ausser Zweifel die durchgehends im bürgerlichen Leben eingerissene Unordnung; da kein Mensch sich mehr nach seinen Umständen und nach seinem Vermögen richtet, sondern alles vom Grossen bis zum Kleinen, sich über sein Ziel zu messen gewohnet ist. Wir machen tausenderley entbehrliche Dinge zu Nothwendigkeiten oder zu einem unumgänglichen Wohlstand. Da nun jeder, nach seiner Art, im Ueberfluß leben will, so entstehet daraus ein allgemeiner Mangel.

Betrachte ich die verschiedene Stände über-

haupt

haupt und einen jeden insbesondere, so finde ich, daß alles darinnen übertrieben wird, und daß die Ordnung, die allen Dingen Maas und Ziel setzen solte, durchaus fehlet.

Der Land- und Feldbau ist der sicherste Grund der allgemeinen Nahrung und des Ueberflusses, und gleichwohl wird nichts bey uns mehr vernachläßiget. Die Bauren sind bey nahe so dumm als boshafft. Die wenigsten arbeiten mit Vernunft und mit Uberlegung: sie sind dergestalt an die Armuth und an das Elend gewohni, daß sie keinen andern Gebrauch des Geldes wissen, als daß sie, wenn sie etwas haben, solches zu Ehren ihrer Feyertäge versauffen. Das erste und vornehmste Erwerbungsmittel bey uns tauget also nichts.

Die Edelleute, die wenig Einkünfte und desto mehr kühnen Stolz und wunderbare Einbildungen haben, würdigen die Ordnung und die Haußhältungs-Sorgen nicht der Mühe werth ihre Gedancken darauf zu schlagen. Sie borgen großmüthig und leben prächtig, so lang ihr Credit währet; hernach verderben sie hochadelich. Der Krieg und der Hof ernähren diejenigen, die noch ein wenig Herz und Lebensart besitzen. Allein ihr bester Dienst bestehet darinnen, daß sie die Bauren plagen und dem Fürsten helffen das Land verzehren.

Die Handlung liegt in letzten Zügen und ver-

macht an manchen Orten ihre noch übrige Baarschafften den Banckeruttirern, welche selten so weit verderben, daß sie mehr Mangel leiden als ihre Glaubiger.

Bey den Grossen verbirget sich der Mangel unter einem äusserlichen Glanz; tritt man näher, so entdeckt man eine entlehnte Pracht mit überhäuften Schulden. Nie haben die Fürsten ihre Cammerräthe mehr geängstiget Geld herbeyzuschaffen. Was thun diese Leute nicht, wenn man ihnen freye Hände lässet und ihnen die Anweisung auf die gemeine Wohlfahrt giebt? Bey Hof muß der Ueberfluß herrschen sonst würde die Hoheit darunter leiden. Trauriger Ueberfluß! der den Mangel zeuget und die Unterthanen wie die Schwämme auspresset.

Betrachte ich unsre närrische Wohlstandsartigkeiten und die allenthalben im gemeinen Leben eingerissene und noch täglich zunehmende Misbräuche, so wundere ich mich keines wegs, daß die Münzen fehlen. Die Mode ist eine ansteckende Kranckheit, welche die Einbildung der Menschen erhitzet, andern alles nachzumachen, und durch immer anhaltende kleine Narrheiten zu verderben. Unsere Vorfahren lebten biedermännisch und bürgerlich. Heut zu Tag will alles einen grossen Herren spielen: was man sonst mit einem paar Thaler ausgerichtet, da langen heut zu Tag kaum ein paar Carolinen hin. Es ist also noch Geld genug in der Welt, allein es hat

da-

dadurch seinen Werth verlohren, weil der Menschen zu viel sind, die vornehm und reich scheinen wollen, mithin mehr Geld brauchen zur Pracht und zur Eitelkeit, als zur nothdürftigen Bequemlichkeit dieses Lebens. Es ist also unmöglich so viel Münzen zu schlagen, als heut zu Tag ein jeder zu seinen weitausschweiffenden und sich selbst gemachten Nothwendigkeiten vonnöthen hat; zumahl da ohne dem der Preiß der Waaren und der Lebens-Mitteln steiget und dargegen der Werth der Münze noch täglich fällt. Dergestalt daß einer, der vor diesem mit einem paar hundert Thaler hausgehalten, jetzo kaum mit tausend des Jahrs auskommt; wobey er sich noch dazu ängstigen und dem sogenannten Wohlstand nicht wenig auf den Fuß tretten muß.

Vor diesem hatte ein Canzler oder Rath, denn von geheimen Cabinets- und Staats-Räthen wußte man an unsern fürstlichen Höfen vor funfzig Jahren noch nichts, eine Besoldung von hundert Ducaten mit einer kleinen Haußbestallung: dieses war alles was er von der Freygebigkeit und Großmuth seines Fürsten erwarten konnte. Heut zu Tage brauchen diese Leute noch viermahl so viel, und machen noch Schulden dazu. Vier Dienstboten kosteten damahls nicht so viel zu unterhalten, als heut zu Tage ein einziger Liberey-Träger, der selten zufrieden ist, wann er nicht eine Uhrkette zwischen den Beinen pampeln und eine silberne Tobacksdose in der Taschen hat. Das Silber heisset ohnedem nicht viel mehr bey

uns

uns, und wenn es so fort gehet, so wird man bald alles mit Ducaten und Carolinen berechnen, und nur die Bettelleute mit Silbermünzen abfertigen müssen.

Wolte sich ja ein bescheidener und ehrbarer Mann entschliessen seine Haußhaltung vernünftig und nach seinem Vermögen einzurichten, so müste er gewärtig seyn allen großmüthigen Spöttern zu artigen Einfällen zu dienen. Man würde ihn für blödsinnig halten, weil er nicht das Herze hätte, wie andre ehrliche Leute zu verderben und ihre Glaubiger ums Geld zu bringen: Der Geitz ist ein schändliches Laster? Solte man sich nicht deswegen eine Ehre daraus machen, das Geld zu verachten? O fürwahr, es lässet sehr schlecht, wann vornehme Leute um solche Kleinigkeiten sich bekümmern wollen.

Dieses ist heut zu Tag die wahre Sittenlehre derjenigen Leute, die zu leben wissen; Es ist nun einmahl bey ihnen ein ausgemachter Glaubens-Artickel, daß alle Leute geitzig sind, die noch ein wenig auf Ordnung und Sparsamkeit halten; da im Gegentheil nur diejenigen als grosse Seelen betrachtet werden, die keine Ausgaben und keine Schulden scheuen. Ihr Aufwand giebt ihnen das Ansehen einer edlen Lebensart. Sie dürfen bey Hof erscheinen und auch mit der Fürstin spielen; sie sind allenthalben angenehm, und haben sie gleich das Unglück, daß sie endlich ausgeseckelt werden, so behalten sie doch immer ein

Küh-

kühnes und erhabenes Wesen. Jedermann giebt ihnen das Zeugnis, daß sie sich mit Ehre ruiniret hätten.

Welches Unglück für ein Land, wenn der Fürst selbst mit einer solchen falschen Großmuth angestecket ist. Er wird viele tausend ins Elend und ins Verderben setzen, um einen prächtigen Hof zu haben, und ein paar dutzend Hof-Schranzen zu bereichern.

Alles wird bey ihm von Gold und Silber glänzen; Auf den Dörffern aber wird die Armuth und das Elend die Menschen an den Bettelstab bringen. Er wird einem der ihm eine Bottschafft bringet, hundert Ducaten schencken; Mittlerweilen daß seine Exequirer einen armen Mann von Hauß und Hof jagen, weil er dreyssig Albus Steuer-Gelder schuldig ist. Er wird einem unwürdigen Schmeichler ein Jahr-Geld von etlichen tausenden anweisen, unterdessen daß ein alter Soldat der in seinen Diensten grau worden ist, sein Leben im Hospital endigen muß. Er wird zuweilen einen schädlichen Dienst mit Perlen und Jubelen vergelten und dargegen die weisen Rathschläge eines ehrlichen Mannes mit Schimpf und Ungnade belohnen. Die Unterhaltung einer Buhlerin wird ihm mehr kosten, als zwey bis drey Aemter ihm eintragen. Comödie, Spiele, Music, Tafel, Jagd werden ihm mehr Geld wegnehmen, als die nöthige Unterhaltung der Staatsdiener und Beamten. Alles was

die

die Erde köstliches trägt, das wird bey Hof einem Hauffen Müßiggänger aufgetischet und mit üppiger Kehle verschluckt; da man unterdessen an vielen Orten, den Landmann seine arme Hütte verlassen, und mit Weib und Kind und einem Stab in der Hand nach fremden Ufern wandern siehet, um daselbst eine bessere Obrigkeit und mitleidigere Menschen zu suchen.

Wollen wir den allgemeinen Wohlstand in der bürgerlichen Gesellschafft blühen sehen, so müssen wir unsre Lebensart nach der Alten vernünftigen Einfalt wieder einrichten, und die vielen eingebildeten Nothwendigkeiten, die aus blosser Eiltelkeit und Hoffart sind eingeführet worden, vermindern und abschaffen. Dieses kann nicht geschehen, so lang es noch unser Adel und unsere Höfe übermachen. Wer aber will diesen Regeln vorschreiben? Wer will die Misbräuche am ersten abstellen und den gantzen Staat reformiren? Dieses kann niemand werckstellig machen, als der Fürst selbst. Sein Exempel und die ordentliche Einrichtung seines Hofstaats dienet hier statt aller Gesetze.

Regis ad exemplum totus componitur orbis.

Der gröste Fürst brauchte vor diesem kaum die Helfte so viel Geld zu seinem Aufwand als jetzo würcklich drauf gehet. Diese Helfte könnte mit vielem Nutzen rulliren; eine Million Abzug im fürst-

fürstlichen Pracht würde dem Land zehen Millionen Nutzen schaffen. Die Unterthanen würden nach dem Exempel des Hofs auf gleiche Weise ihren unnöthigen und überflüßigen Aufwand einziehen. Der tyrannische Wohlstand, der bisher eine allgemeine Menschenplage ist, würde die stolze Bürger nicht mehr quälen und sie nöthigen über ihr Vermögen zu thun. Viele tausend Menschen würden weniger zu Dienstboten gebraucht werden, weil man ihrer müßigen Aufwartung entbehren könnte. Diese müssige Hände müsten also arbeiten und sich regen, wann sie ihr Brod gewinnen wolten. Dieses gäbe also einen mercklichen Anwachs im Feldbau, in den Fabricken und in allerhand Künsten. Hieraus entstünde ein Vorrath beydes von rohen als gearbeiteten Waaren: diese würden der Handlung Stoff und Gelegenheit geben sie zu vertreiben und umzuschlagen. Diese Handlung würde nicht allein dem Geldmangel begegnen, sondern auch noch mehr Menschen ins Land ziehen, und die Nahrung und Arbeiter darinnen vermehren. Reichthum und Ueberfluß würden daraus alles in Bewegung setzen, die Macht des Fürstens würde mit der Glückseligkeit des Volcks zunehmen und weiter nichts als eine gute Policey erfordern, um alles in diesem Stand zu erhalten, mithin denen Misbräuchen und Unordnungen zu wehren, welche sonst der Ueberfluß pflegt nach sich zu ziehen.

Einfältige und sichere Lebensart! Wie wenig

nig kostet es hier Mühe einen vernünftigen Wohlstand zu besorgen; da die Unordnung und die übertriebene Pracht so viel Verdruß, Unruhe und Mißvergnügen allenthalben verursachen. Solte man nicht ein ruhiges, gemächliches und unschuldiges Leben einem so sorgenvollen Grosthun und dem närrischen Wahn einer eingebildeten Herrlichkeit weit vorziehen?

Man darff nur einmal das Hertze fassen, und der Weisheit zu Gefallen sich von den Thoren ein wenig auslachen lassen; darinnen bestehet das gantze Uebel, dem etwa ein ehrlicher Mann bey gewissen Vorfällen sich aussetzen dürfte; denn die Misbräuche sind die Götzen des Pöbels und die Plagen ehrlicher Leute. Unter Misbräuchen verstehe ich alles dasjenige, was von der Richtschnur der Vernunfft und dem ordentlichen Gebrauch der zeitlichen Güter abweichet. Ich will sagen, wenn man sich derselben nicht zu demjenigen Endzweck, wo sie uns nutzen, sondern wo sie uns schaden, bedienet. Diese Misbräuche abzuschaffen ist so schwer, als leicht und unmercklich sie überhand zu nehmen pflegen. Die meisten entstehen aus einer närrischen Nachahmung, zu welcher wir durch einen kindischen Hochmuth verleitet werden. Dieser Hochmuth macht uns Glauben, daß wir uns auf gleiche Weise heraus setzen und sehen lassen müsten, als andere, die wir für unsers gleichen halten; diese Meynung formiret einen sehr unglücklichen Wohlstand: Ich sage unglücklich, indem er die Men-

schen

schen zu gleichen Handlungen nöthiget, da sie doch nicht gleiche Güter und gleiches Vermögen haben; folglich muß daraus einem jeden ins besondere und dem gemeinen Wesen überhaupt ein grosser Schade zuwachsen. Dieses macht, daß die Vornehmen verderben und die Geringen an den Bettelstab gerathen; und daß, indem man an dem unnöthigen einen Uberfluß zeiget, in dem Nöthigen Mangel leidet. Viele leben in der That arm um reich zu scheinen. Sie glänzen von Gold und Silber, wann sie ausgehen, und frieren zu Hauß an einem kalten Ofen; mancher verschenckt seine Ducaten und behält nicht so viel übrig dem Becker das Brod zu bezahlen; ein andrer verspielt des Abends, was er den andern Morgen muß suchen zu borgen, und tractiret mit Champagner und Burgunder, um hernach die Cur in Wasser zu trincken. Alle leben in Nahrungslosen und beklemmten Umständen, nur um reicher und vornehmer zu scheinen als sie sind.

Ich habe dergleichen großmüthige Seelen in meinem Leben viele gekennet. Der französische Point d'honneur ist bey uns Teutschen ein wahrhafftiger Tyrann. Man wagt alles, man borgt alles, und wenn man nicht mehr borgen kann, so legt man sich auf schändliche Practicken und Betteleyen. Da hilft immer einer den andern verderben. Nur die Kaufleute allein haben hier noch ein Privilegium, daß sie im Nothfall Banckerutt machen, und mit ihren Glaubigern sich

vergleichen, ihnen für hundert zehen oder zwanzig zu bezahlen.

Man kann den Leuten nicht verbieten ihres Gelds und Guts sich zu bedienen, wohl aber dieses, daß sie solches nicht andern zum Nachtheil ausgeben und Misbräuche einführen. Dieses ist meinem Bedüncken nach ein Hauptartickel in dem bürgerlichen Leben. Ich betrachte ein jedes gemeine Wesen als einen zusammenhängenden Körper, der aus vielerley Gliedern bestehet. Die Nahrungssäfte dieses Körpers sind das Geld; dieses muß ihn in die Bewegung setzen und sich wiedas Blut durch alle Gliedmassen und Adern Gänge durchspielen. Wird dieser ordentliche Umlauff gehemmet, so entstehen daraus allerhand böse Schäden, Entzündungen und Wallungen, die ob sie gleich nur in diesem oder jenem Theil des Körpers sich äussern, demselben doch überhaupt mit Gefahr und Verderben drohen. Es ist demnach eine weise Verordnung in den römischen Gesetzen, den üblen Haushaltungen des Volcks Maas und Ziel zu setzen, damit niemand seines Guts übel gebrauchen, und dadurch sich und andern schaden möchte. Dieses ist allerdings eine Verbindlichkeit in einem wohl eingerichteten Staat. Hierher gehören alle diejenigen Gebräuche die nichts heissen und darauf gleichwohl ein eingebildeter Wohlstand die Leute exequiret, dergestalt, daß es fast heissen mag: Consuetudo ususque Rationem vincit & le-

gem

gem (*), Das Recht der Gebräuche geht über die Vernunft und die Gesetze.

Was ist hier zu thun? Wer will über alle diese Kleinigkeiten Gesetze und Ordnungen machen? Und was beynahe unmöglich ist, wie will man darauf halten? Es heißt: Minima non curat prætor. Wer will den Leuten verbieten das Geld wegzuschmeissen, zu tractiren, zu verschencken, sich modisch zu kleiden, zu bauen, das Gesind vollauff zu halten und ihm alle Freyheit und Muthwillen zu gestatten? Wie, wird man sagen, darff ich nicht mit meinem Gelde machen was ich will? Mit nichten; dann es ist dem gemeinen Wesen daran gelegen, daß niemand seiner Güter misbrauche.

Ich will Ihnen, mein Herr, nur einen beyläufigen Begriff davon geben. Es sind Dinge, die überhaupt nichts taugen, und die deswegen durch ein allgemeines Gesetze solten abgeschaffet werden: darunter gehören 1) alle geistlichen und weltlichen Betteleyen, sie mögen Namen haben wie sie wollen. Dann in einer wohlverfaßten Republick ist es eine Haupt-Nothwendigkeit, daß die Lehrer besoldet, die Armen versorgt, Bettler und Müßiggänger aber zur Arbeit angewiesen werden. 2) Alle Gevatterschafften und Kindtaufsgepränge; dann sie heissen nichts und sind durch-

(*) Siehe L. 2. Cod. quæ sit longa consuetudo Lib. 8. T. 53. wo das Gegentheil gesagt wird.

gehends sowohl Reichen als Armen beschwerlich. 3) Alle Hochzeitweitläuftigkeiten und Geschencke; dann angehende Eheleute brauchen ihr Geld zum Anfang ihrer Haushaltung selbst und es ist dem gemeinen Wesen nichts nachtheiliger, als daß man hier junge Leute hindert, sich zu heyrathen, oder wenn sie den schweren Tritt wagen, ihre Nahrung gleich in ihren Anfängen durch unnöthige Ausgaben schwächet. 4) Alle unnöthige Leichengepränge und Trauerkleidungen; denn sie sind nichts anders als blosse Grimmassen, welche die wahrhafftig Traurende noch trauriger, andre aber die ihren Nutzen davon haben, nur lachen machen: heidnische Pfaffereyen und lustige Trauerspiele, die denen Christen, welche bey Sterbfällen und Begräbnissen gantz andre Betrachtungen haben solten, gar nicht geziemen. 5) Alle Geschencke bey Erlangung öffentlicher Ehrenämter und Würden. Dannn dieses ist nicht allein eine grosse Pralerey, sondern man macht dadurch auch andern ehrlichen Leuten ein böses Spiel, welche die Gelder öffters darzu borgen müssen, und Weib und Kinder, wenn der Mann kurtz darauf stirbt, in grossen Ehren und nothdürfftigen Umständen hinterlassen. Auch giebt man selten dem Volk etwas, das man nicht von dem gemeinen Wesen sich wieder bezahlen läßt. Diese Wechselbriefe taugen nichts. 6) Alle Neujahrs Betteleyen: Diese sind theils schimpflich, da gleichsam eine Helfte der Stadt bey der andern Helfte betteln geht; theils schädlich, weil vielen Menschen da-

durch

durch Geschencke abgedrungen werden, die selbst bedürfftig sind, oder das Geld nöthig haben. 7) Alle und jede Gattungen von Gesellschafften, die eine durchgängige Verbindlichkeit haben, zu gewissen Zeiten bestimmte Geschencke und Tractamente zu geben; denn ob man gleich einem Reichen an und für sich selbst die Freyheit lassen muß mit seinem Geld sich Ehre zu machen, so leidet doch darunter die gemeine Billigkeit, wenn man auch andre, die nicht so bemittelt sind, zu gleichen Unkosten nöthiget, dadurch wird das natürliche und gesellige Wesen unter den Menschen mehr gehindert als befördert: und nichts als Eifersucht, Neid, Haß und Mißgunst erreget. 8) Alle fremde Moden und Kleidertrachten; dann solche schleppen nicht nur vieles Geld aus dem Land, sondern verursachen auch einen doppelten unnöthigen Aufwand in Kleidern; da man sonst, wenn man seine Kleider so lange träget als sie halten, mit der Helfte Unkosten davon kommt. Nun ist dieses eine unläugbare und allgemeine Grundregel, daß ein Staat um so viel blühender ist, je weniger dessen Einwohner das Geld nöthig haben, um ruhig, gemächlich und glückselig zu leben. 9) Eben diese Beschaffenheit hat es auch in Ansehung der grossen und prächtigen Gebäude, Lustgärten und dergleichen, denn obgleich das Bauen eines der nützlichsten Handthierungen im bürgerlichen Leben ist, so muß doch darinnen Ziel und Maas gehalten werden, damit diejenigen, die sich mit solchen Sachen abgeben, nicht sich, oder doch

ihre Kinder in nahrlose Umstände setzen, dergestalt, daß manchmal Leute, die in grossen Pallästen sind gebohren und erzogen worden, in den Hospitälern und milden Stifftern ihr Leben beschliessen müssen. Die grossen Fenster und hohe Säle, welche Waldungen erfordern, um geheitzet zu werden, schicken sich nicht zum gemeinen bürgerlichen Leben. 10) Hierher gehöret auch die Gesindesordnung; denn man solte nicht meynen, wie viel ein böses Gesinde und die fast durchgehends herrschende Misbräuche und Unordnungen zum Verderben der Haushaltungen mit beytragen (*); dergestalt, daß es kein Wunder ist, wenn alle vernünftige junge Leute, welche alle obgenannte Umstände überlegen, ein billiges Grauen vor dem ehelichen und häuslichen Leben bekommen.

Man rechne nur einmal die Unkosten, welche jährlich auf diese zehen Puncte verwendet werden, zusammen; so wird man finden, daß sie wenigstens die Helfte unsrer Ausgaben ausmachen; wann wir also mit noch mehr Ruhe und Bequemlichkeit unsre Unkosten auf die Helfte herunter setzen könnten, so ist kein Zweiffel, der Geldmangel würde nach und nach von sich selbsten schwinden, oder doch nur bey muthwilligen und liederlichen Verschwendern sich einfinden, welche

(*) S. was der Hr. Verfasser davon in einer eignen Abhandlung in dem III. Theil seiner freyen Gedancken weitläufftiger geschrieben.

welche hernach diesen Mangel als eine gerechte Strafe ihrer Unordnung und ihres Vergehens, allein sich beyzumessen hätten. Da man im Gegentheil bey obigen Misbräuchen, weil sie zu einem vollgültigen Gebrauch erwachsen sind, nicht kann wie man will; mithin von sich und seinen Ausgaben mit nichten Meister ist, weil man in dem gemeinschafftlichen Umgang und der Verbindung mit andern Menschen, mithin unter dem Zwang der Thorheiten und Misbräuche lebet.

Die Laster der Unzucht, der Völlerey und die grossen Spiele rechne ich nicht mit zu dieser Classe, denn solche sind durch die Gesetze allenthalben verboten.

Mich wundert nur, daß unsre Staats und Rechtsgelehrten sich täglich noch so viele Mühe geben, neue Gesetze und Ordnungen zu machen, und die Rechte der Völcker und der Menschen zu untersuchen, und doch so wenig sich darum bekümmern eine gute Policey einzuführen; da diese doch das einzige Mittel ist, die Menschen zur Ordnung und zur Zufriedenheit anzuhalten, mithin dem allgemeinen und augenscheinlichen Verderben derselben vorzubeugen.

Man suchet die Fürsten mächtig zu machen, und ihre Hoheit und Einkünffte noch immer zu vermehren; darinnen, meynet man, bestünde die rechte wahre Staatskunst. Es ist nicht zu

läugnen, daß man dabey auch besser sein Glück machen und empor kommen kann; allein, wo bleibet hier der wahre patriotische Sinn? Wer sorgt für das gemeine Wesen? Wer nimmt sich des armen Volks an, wann wir die Fürsten erhöhen, und die Rechte der Obrigkeiten ausdehnen? Richten der Hochmuth und die Regiersucht nicht ohnedem Unheil genug an?

Es heisset nicht mehr Salus populi, sondern Majestas Imperantium suprema Lex esto. Dieses nennen wir eigentlich heut zu Tage das Jus publicum; wir beschräncken also das Publicum auf die Grossen allein, und geben das menschliche Geschlecht den grossen Herren zum besten.

Will sich einer zum Advocaten des menschlichen Geschlechts aufwerffen, so wird man ihn als einen unnützen Schwätzer betrachten, und sein Klagwerck, wenn man ja noch so glimpflich ist, bis auf die Eröffnung des grossen Reichstags des allgemeinen Weltbeherrschers verweisen. Ich breche deswegen von dieser kleinstädtischen Materie ab, und überlasse unterdessen meine Grillen ihrer patriotischen Beurtheilung.

Ich bin wie allezeit,

Mein Herr,

Auf meinem Landgut,
den 17. Jun. 1747.

Dero ergebenster und
gehorsamster Diener.

XXXIV. Brief.

XXXIV. Brief.

Grundfeste der wahren Staatskunst.

Homines hominum causa sunt generati, ut ipse inter se aliis prodesse possent.

Cic. L. I. Offic.

Mein Herr,

Ich kann nicht läugnen, daß ich mich nicht ein wenig über die Vorschläge geärgert habe, womit man das Steuerwesen und die Cammergefälle bey Ihnen einzurichten suchet: Diese Vorschläge die darzu dienen sollen, den Fürsten zu bereichern, sind vielmehr darzu ausgesonnen, erstlich das gemeine Volk, hernach den Adel und endlich den Fürsten selbst zu ruiniren, denn dessen gantze Macht stützet sich auf die Wohlfahrt seiner Länder.

Gesetzt, ein Fürst habe weder GOtt, noch Menschen Rechenschafft von seinem Thun zu geben, so würde ihn doch, wenn er sich selbst darum bekümmern wolte, der blosse Eigennutz antreiben, eine andre Haushaltung zu führen, als bishero die Gewohnheit an unsern meisten Hö-

sen eingeführet hat. Will aber ein Fürst seine Einkünfte vermehren, so muß er trachten sein Land wohl zu bevölkern. Hierinnen bestehet die gantze fürstliche Machtkunst. Dann wo viel Volk ist, da sind viele Abgaben; da sind viele Erwerbungs und Nahrungsmitteln, da werden der Feldbau, die Handwercker, die Künste, die Fabricken empor gebracht; diese bringen natürlicher Weise eine Handlung und Kauffmannschafft zuwegen. Wo diese ist, da vermehren sich die öffentliche Gefälle mit den allgemeinen Nahrungsmitteln des Volks. Diese Mitteln sich zu nähren und fortzubringen muß das Volk in Sicherheit und Ruhe gebrauchen können. Hierzu wird erfordert 1) eine vernünftige Freyheit: 2) eine genaue Verwaltung der Gerechtigkeit; und 3) eine gute Policey. Wo diese drey Stücke in einem Lande gehandhabet werden, da findet sich beydes Volk und Nahrung im Ueberfluß. Dieses ist meine gantze Staatskunst.

Ich setze demnach zum Exempel, ein Staat bestünde ungefehr aus hundert tausend Haushaltungen, grosse und kleine unter einander gerechnet. Ich setze, diese brächten jährlich dem Fürsten, vermöge ihrer nothdürfftigen Abgaben, nach dem Fuß der ordentlichen Steuergefälle, ungefehr zwey Millionen Gulden ein. Dieses betrüg auf eine jede Haushaltung, eine in die andere gerechnet, zwanzig Gulden. Ich setze ferner: der Fürst erpresse über diese ordentliche Gefälle, durch allerhand elende Erfindungen und

Ca=

Cameralstreiche, noch einmal so viel. So beliefen sich seine Einkünffte auf 4. Millionen, diese ziehet er von Unterthanen, welche grösstentheils arm, ausgesogen und in elenden Umständen sind; dann die viele und schwere Auflagen drücken das Volk zu Boden und verhindern alle mögliche Mitteln, die sie anwenden könnten, sich zu bereichern, oder etwas vor sich zu bringen. Ihr Aufwand kann sodann nicht anders als sehr gering und nur nach der äussersten Nothdurfft eingerichtet seyn. Wenig Aufwand macht wenig Abgaben, und dieselbe gleichen noch mehr einer traurigen Plünderung, als einer zur Erhaltung des gemeinen Wesens abzielenden Landessteuer. Dann wo nicht viel ist, da kann der Fürst auch nicht viel erheben.

Ich setze nun im Gegentheil, daß in einem solchen Land, anstatt der hundert tausend Familien, noch zehenmal so viele wären: diese würden unfehlbar in kurtzer Zeit sich in einem Land einfinden, wo die Freyheit, die Gerechtigkeit und eine gute Policey, wie es seyn solte, gehandhabet würde: folglich hätte der Fürst, anstatt der zwey Millionen, nach dem Fuß der ordentlichen Steuergefälle, zwanzig Millionen einzunehmen, und dieses ohne alle Zwangsmitteln und grausame Erpressungen.

Nachdem nun die Einwohner in ihren Nahrungsgeschäfften etwas vor sich bringen und gewinnen würden, nachdem würde auch der Auf-

wand

wand bey ihnen stärcker seyn; die Handlung würde dadurch empor kommen, und die Einkünfte würden mit der leichtesten Art von der Welt noch immer mehr und mehr zunehmen.

Man siehet hieraus, wie sehr unsre Fürsten ihrem eignen Interesse zuwieder handeln, wann sie durch böse Rathschläge, oder durch ihre eigne Begierden sich verleiten lassen, das Volk, das sie schützen und glücklich machen solten, selbst zu unterdrücken und ins Verderben zu stürtzen. Gesetzt auch, die Unterthanen wären seine Sclaven und gehörten ihm so eigenthümlich zu, als das Rindvieh auf seinen Meyereyen, so würde ihn doch allezeit sein eigner Vortheil dahin anweisen, ihrer weißlich zu schonen und sie wohl verpflegen zu lassen. Ein Landmann der seine Heerden, sein Zugvieh und seine Schäfereyen verwahrloset, thut sich ohnstreitig selbst den grösten Schaden: Wie können ihm seine Ochsen und Pferde das Feld bauen, wann er ihnen die nöthige Fütterung entziehet, und sich wenig darum bekümmert, ob sie crepiren oder ihr Leben und ihre Kräffte zu seinem Nutzen anwenden.

Man betrachte nur unsre arme Bauren: Kann man weniger Sorgfalt für ihre Gesundheit, für ihre Nahrung und für ihre Erhaltung spüren lassen? Hält man sie nicht an einigen Orten zur Verachtung des Schöpfers und zur Schande der Natur, noch ärger als das liebe dumme Vieh. Ja, man würde sie noch glücklich

lich schätzen, wenn sie nur so gut als die fürstlichen Pferde und Jagdhunde unterhalten würden.

Es ist ein grosses Unheil für ein Land, wann die Fürsten das Elend ihrer Unterthanen nicht wissen. Man sucht sie von einer so traurigen Sache abzulencken; man gebraucht alle Behutsamkeit, ihnen ihr wahres Interesse zu verbergen. Man sucht ihnen tausenderley Lust und Kurtzweil zu verschaffen, um ihnen keine verdrießliche Gedancken zu verursachen. Sie sind also nur Fürsten zum Schein; ihre Beamten regieren. Es wäre zwar dem gemeinen Wesen wenig daran gelegen, ob der Fürst oder seine Räthe das Regiment führten. Es kommt darauf an, daß solches nur vernünfftig und glücklich besorgt werde. Es giebt oefters unverständige Fürsten, deren Regierung dennoch glücklich ist, weil sie kluge Räthe haben; da man im Gegentheil öfters tapfere Kriegshelden und witzige Fürsten findet, welche Land und Leute ruiniren, weil sie ihren Begierden und grossen Unternehmungen zur Unzeit alles aufzuopfern pflegen und zu dem Ende weder Geld noch Unterthanen schonen.

Weder der Staat noch das bürgerliche Leben kan bestehen, wo man nicht die Gesetze der Ordnung beobachtet, und alle Unternehmungen nach der Möglichkeit der darzu erforderlichen Mitteln einrichtet. Eines würcket hier auf das andre. Kei-

ne Anschläge können ohne Geld in der Welt ausgeführet werden, und dennoch waget man öffters die grösten Dinge und setzt wohl gar Land und Leute mit auf das Spiel; bevor man noch seine Kräffte erwogen und einen vernünftigen Ueberschlag gemacht hat, wo man das Geld darzu hernehmen will. Wir führen Kriege, wir werben Truppen an, wir stellen sie ins Feld und lassen sie hernach entweder Hunger leiden, oder wie die Räuber haussen. Unsere Rathschläge müssen sich blos allein nach den Höfen richten, die das Geld darzu hergeben. Der Geldmangel schreibt uns Gesetze vor. Wir sind wie eine Uhr, deren Räderwerck sich nicht selber treibt, sondern seine Bewegung von einer fremden Ursache bekommt.

Alles kommt in einem Staat hauptsächlich darauf an, daß 1) die Policey wohl besorget, 2) daß Recht und Gerechtigkeit gehandhabet werde; und 3) daß die Geistlichkeit unter dem Vorwand den reinen christlichen Glauben zu halten, die Menschen nicht durch ihre Zänckereyen unter einander verwirren. Diese drey Stücke sind von gleicher Wichtigkeit: Fehlt es an Policey, so siehet man die Leute verderben; fehlt es an Verwaltung der Justitz, so ist niemand in dem Besitz des Seinigen gesichert: fehlt es am geistlichen Frieden, so erlangen die Menschen durch die Streitigkeiten ihrer Kirchenlehrer ein Recht sich einander christlich zu has-

sen und zu verfolgen; wo aber Zanck und Zwietracht herrschet, wird die Grundfeste der gemeinen Ruhe und die Glückseligkeit der bürgerlichen Gesellschafft untergraben, und wo man dem Uebel nicht noch in Zeiten begegnet gar zu Boden gerissen.

Der gantze Grund einer fürstlichen Machtkunst bestehet also kürtzlich darinnen, daß der Fürst sein Land auf alle Art und Weise zu bevölkern suche; daß er des Volkes Freyheit und Wohlfart schütze, daß er auf gute Policey und Recht und Gerechtigkeit mit allem Ernst halte: allem Unfrieden und Zänckereyen vorbeuge, und alle diejenigen ernstlich bestrafe, die das gemeine Wesen durch ihre Streithändel zu beeinträchtigen und zu verwirren suchen.

Durch diese und dergleichen Anstalten werden sich des Fürsten Einkommen vermehren und die Glückseligkeit des Volks wird die Macht des Fürstens erhöhen.

Hier sehen Sie, mein Herr, den kurtzen Inhalt meiner gantzen Staatskunst, davon ich ihnen bald die Ausarbeitung übersenden werde (*).

Bis

(*) Siehe Entwurff einer Staatskunst, welche im Jahr 1747. in Franckfurt bey Joh. Friedr. Fleischer zum erstenmal heraus gekommen.

Bis dahin empfehle ich mich zu geneigtem Andencken und verharre unveränderlich

Mein Herr,

Auf meinem Landgut, den 13. Augusti 1747.

Dero gehorsamster und ergebenster Diener.

XXXV. Brief.

Von der Vereinigung der Protestanten, und wie leicht solche wäre, wenn man die Controversien abschaffte.

Homine imperito nunquam quidquam injustus
Qui nisi quod ipse fecerit, nihil rectum putat.
Terent.

Mein Herr,

Ich habe mir es leicht einbilden können, daß man zu Franckfurt mit meiner Religions-Neutralität nicht allerdings wohl zufrieden sey.

Wo ein jeder Theil für seine Rechte und Vorzüge eifert, und der Eigensinn nichts nachgeben will, da verdienet man wenig Danck, wenn man einen Friedemacher abgeben will; indem man es mit beyden gut meynet, verdirbt man es mit beyden; und wo einen die vermeynte Rechtglaubigkeit nicht gar für einen Ketzer schilt, so muß man doch wenigstens mit dem Titel eines Syncretisten fürlieb nehmen.

Ich erinnere mich hier, was mir mit einem reformirten französischen Prediger vor einigen Jahren begegnet ist. Sie wissen, daß ich ein feines wohlgelegenes Gut zu M . . . habe; allein weil ich solches nicht selbst bewohne, so geht es mir damit wie das Sprichwort zu sagen pflegt: Weit von seinem Gut nahe bey seinem Schaden. Ich hatte Pachtleute die solches schlecht baueten, und noch darzu ihren Pacht schuldig blieben. Ich muste sie verklagen. Die liebe Justitz aber gieng nach ihrer Gewohnheit in einer zwar klaren Sache, doch so behutsam, daß sie nicht ehender das Urtheil sprach, als bis die Proceßkosten meinen Forderungen gleich waren und die Schuldner nichts mehr hatten, weder ihre Advocaten noch mich zu bezahlen. Dieses nebst andern Umständen bewog mich das Gut geistlichen Händen anzuvertrauen. Obgemeldter Pfarrherr hatte seinen kleinen Kirchensprengel nicht weit davon. Er pachtete mein Gut und war willens darauf eine Academie für junge Leute zu Erlernung der französischen Sprache und anderer Wissenschaf-

ten, nach Art der Kosthäusser in Engelland und Holland, aufzurichten. Er hatte darzu Geschicklichkeit genug, er lies einen Plan drucken und das Werck fand sowohl bey Hof als bey Auswärtigen Beyfall. Ich freuete mich nicht wenig, daß ich zu einem so erbaulichen Werck Anlaß geben, und mein Hof, der mir bisher wenig Vergnügen gebracht, ein halbes Lyceum lacrum werden solte. Allein, ehe noch alle behörige Anstalten darzu gemacht waren, so geriethe dieses Werck schon ins Stecken. Solten Sie wohl, mein Herr, die Ursache davon errathen? Mein Syncretismus war Schuld daran. Seine wohlehrwürden, mein orthodoxer Herr Pachter, beschuldigte mich, daß man ihm deswegen keine Kinder anvertrauen wolte, weil das Gut einem Herrn zugehörte der syncretistische Principia hätte. Ich komme kaum des Jahrs einmal auf dieses Landgut und dennoch war es von meinen kleinen Ketzereyen angesteckt. Haben Sie jemals gehöret, daß die Rechtgläubigkeit ihren sorgfältigen Eiffer weiter getrieben hätte?

Die Urtheile werden bey Ihnen vielleicht eben so gefährlich lauten; allein ich werde mich darüber mit der lieben Wahrheit trösten, die selten wohl aufgenommen wird. Plato nannte Aristotelem seine gantze Schule, und Antigonus gründete seinen vornehmsten Ruhm auf das Zeugniß des Zeno. Male de te loquuntur homines, sed non Marcus Cato, Lælius & duo Scipiones. Hierunter sind sie mitgemeynet.

Sie

Sie wollen daß ich mich noch näher über den gethanen Vorschlag der Vereinigung zwischen den Lutheranern und Reformirten heraus lassen solle. Meine Sätze scheinen Ihnen noch zu allgemein. Ich will sehen ob ich sie pragmatischer machen kann. Doch wie, wenn ich damit einen Herrn Neumeister gegen mich aufbrächte? Solte er nicht auch schöne Verse auf mich machen? Ich weiß nicht, ob Ihnen diejenigen bekannt sind, welche dieser sonst wackere und beredsame Theologus auf das vor dreyßig und mehr Jahren, vorgewesene Unionswesen verfertiget haben soll. Ich will sie ebenfalls zu ihrer Belustigung als eine alte Neuigkeit hiermit beyfügen. Sie können zur Probe dienen, wie man heut zu Tag die Religion zu handthieren pflegt.

Welch Wunderding will in der Welt entstehn!
Des Teuffels seine Mutter,
Soll jetzo schwanger gehn!
Man sagt daß sie das Wochenbette
Zu Regenspurg schon aufgeschlagen hätte
Und schickte sich zum Kreisen.
Gebiehrt sie einen Sohn,
So soll er Syncretismus heissen,
Wirds aber eine Tochter seyn,
So heißt sie Union.
Doch lasset sie nur junge Teuffel hecken:
Ich schwöre Stein und Bein;
Die Mutter wird mit samt der Frucht verrecken.

Regenspurg, den 19. Mertz 1722.

Man machte darauf folgende
Retorsion.

Was vor ein Wunderding will allererst entstehen!
Die tolle Ehrsucht soll mit Narren schwanger gehen;
Man sagt, daß sie ihr Wochenbette
Zu Hamburg längstens aufgeschlagen hätte
Und wäre schon im Kreisen.
Gebiehrt sie einen jungen Sohn
So soll er Neumeisterus heissen;
Wirds aber eine Tochter seyn
So heißt sie Pfaff-Ambition.
Jedoch geräth das Werck nicht etwan noch ins stecken,
So schwör ich Stein und Bein
Es kommt ein junger Narr noch zu dem alten Gecken.

Absit scandalum verbis. Beyde Madrigale sind sehr lebhaft gemacht. Herr Neumeister hat sinnreiche Einfälle und wenn er nicht erbauet, so reimet er doch gut.

Ich wundre mich indessen gar nicht, daß damahls die so nah geschienene Vereinigung nicht zu Stande kam. Alle Mühe ist vergebens, so lang man sie auf die Uebereinstimmung der verschiedenen Lehr-Sätze zu gründen sucht. Eine solche Uebereinstimmung in Ansehung der Meynungen ist nie gewesen und dürfte auch allem

Ver-

Vermuthen nach in dieser Welt auch schwerlich zu hoffen seyn.

Es ist eine Schwachheit des menschlichen Verstandes, daß er nicht mit gleichen Kräfften sich erheben und das wahre von dem falschen unterscheiden kann. GOtt selbst richtet sich deswegen in seinen Wirckſamkeiten nach der Mannigfaltigkeit seiner Geschöpffe und nach denen sie belebenden Eigenschaften. Er fordert von niemand mehr als er in ihn geleget hat; denn er ist die Gerechtigkeit und die Liebe selbst.

Hätte Christus für nöthig gefunden, uns in denen Dingen einen Unterricht zu geben, welche heut zu Tage unsere theologische Lehr-Bücher und Glaubens-Formeln ausfüllen; gewiß er hätte sie uns nicht verhalten, sondern uns den Weg darzu so deutlich eröfnet, als da er uns sein einziges Gesetz der Liebe lehret; Allein, er schonte der Schwachheit seiner Jünger; Er sprach, er hätte ihnen zwar noch vieles zu sagen, sie könnten es aber nicht fassen.

Wie daß sich unsere Schrifftgelehrten unterstehen ihre Erkenntnis in göttlichen Dingen weiter zu treiben, als der Herr für gut befunden hat, sich zu offenbaren und als die Aposteln und Jünger Christi, welche durch den Geist GOttes getrieben und erleuchtet waren?

Wenn wir also dieses zum Grund setzen, wie

wir es, wann wir anders Christen seyn wollen, nothwendig thun müssen, daß kein ander Heil und kein anderer Name den Menschen gegeben sey, darinnen wir sollen selig werden, als der Name JEsu; so fallen auf einmahl alle andere Namen von Kephisch und Apollisch, von Lutherisch und Zwinglisch, von Augspurg und Rom, von Wittenberg und Genf hinweg.

So bald wir Christum im Glauben erkennen, sein Evangelium in Einfalt und Aufrichtigkeit annehmen und darnach uns befleissen unser Leben und unsern Wandel einzurichten, so sind wir von einerley Kirche, und gehören unstreitig zu der Gemeinschaft Christi und seiner Glaubigen.

Es ist nur ein GOtt, ein Christus, ein Glaube und eine Tauffe nach der Salbung von oben. Hier ist alles vereiniget durch den Geist der Liebe und des Friedens. Hier erträgt einer des andern Schwachheit, sowohl leibliche als geistliche, sowohl die Irrthümer des Verstandes, als die Ausschweiffungen des Willens und der Begierden.

Fallen nun auf diese Weise die Secten und sectirische Namen mit ihren verschiedenen Meynungen und Lehrgebäuden weg; so ist die Thüre zum Friedens-Tempel schon eröffnet, und nichts kann uns weiter hindern in denselben einzugehen, als die Zanksucht und der Eigensinn einiger stolzen Amts-Geistlichen, die noch immer auf eigene Satzungen halten, immer neue Fragen auf

die

die Bahn bringen, und nichts als Zank und Streit erregen.

Wer alle dergleichen Lehr- und Zankbücher prüfen und untersuchen solte, der müste sein gantzes Leben hindurch mit nichts als Controversen zubringen, und doch käm er, wann er auch etliche hundert Jahr lebte, damit doch noch lange nicht durch; Geschweige daß er noch über dem eine ganz besondere Sprache lernen müste, nur allein um die Wörter und Benennungen zu verstehen, welche das Ketzer Lexicon ausmachen und in der Theologia polemica vorkommen. Hier mag es wohl mit Wahrheit heissen;

Tot symbola quot homines
Quot capita tot sententiæ.

Die Liebe ist und bleibet das ewige Kennzeichen der wahren Religion. Dieses göttliche Gesetz enthält alle und jede Pflichten der Menschen, sie mögen Namen haben wie sie wollen. Sie ist die heilige Ordnungskette, welche alle vernünftige Wesen zusammen in GOtt, als ihren Ursprung verbindet, und alle Glückseligkeit würcket (*).

(*) Ich werde mich über diese Materie weitläufftiger in einem besondern Werk erklären, welches ich unter der Feder habe, und von der einzigen wahren Religion handeln soll.

Wir brauchen also keine andere Glaubensformen als das Evangelium, wie uns solches Christus und seine Aposteln deutlich gelehret haben. Dieses ist nicht nur allgemein angenommen, sondern auch in seinen allereinfältigsten Sinn zur Verbindung derer, die sich Christen nennen genug. Was wir nicht verstehen, das müssen wir uns nicht lassen irre machen; wir müssen von den geheimen und verborgenen Dingen zu den klaren, deutlichen und allenthalben vorkommenden Wahrheiten zurück gehen und auf dieselben unsere Vereinigung gründen. Auf diese Weise hätten also die Lutheraner und Reformirten schon die nöthige Einigkeit in der Lehre.

Diese Einigkeit aber schmeisen unsere Controvershelden, durch ihr stets anhaltendes Gezänke, wieder übern Hauffen; Diese unruhige Leute sind also dem gemeinen Wesen noch schädlicher als die Strassenräuber und Mordbrenner; denn sie stifften das gröste Unheil unter dem Schein des Religionseifers und der Orthodoxie Ist es nicht eine Schande daß wir als vernünftige Geschöpfe die Ruhe und die Wohlfahrt des ganzen Staats den eigensinnigen Einfällen dieses zänckischen Volcks zum besten geben? Wer weiß nicht daß daraus die heillosesten Zerrüttungen in dem bürgerlichen Leben und die grausamsten Verfolgungen wieder ganz unschuldige Leute entstanden sind?

Auf welchen Grad des Wahnwitzes und des

Verderbens ist nicht dieses Geheimnis der Bosheit schon gestiegen, seit dem man den Glauben unter die Artes scientificas gezogen, und daraus ordentliche Lehrgebäude in forma syllogistica gemacht? Nicht als ob ich die Ordnung des Vortrags in den theologischen Wissenschaften tadelte; nein, die Ordnung ist die Seele von allem Guten. Allein der Glaube ist etwas einfältiges und braucht keiner weitern Kunst. Vielweniger schickt es sich denselben durch allerhand Predicamenten durchzutreiben, und die armen Leute, die sich auf diese gelehrte Mischmaschereyen nicht verstehen, in ihrer gottgefälligen Einfalt irre zu machen.

Es ist auch nicht mehr um die Zeit, da man die Wissenschaften nur allein in den Klöstern trieb, und da die liebe Clerisey den armen Layen konnte weiß machen was sie wolte. Die Heil. Schrifften sind in aller Menschen Händen; und die Wissenschaften sind allgemein geworden. Man höret die Zänkereyen und Meynungskriege solcher Geistlichen mit Verdruß und ihre Schrifften, welche damit angefüllet sind, werden insgemein zu ganz andern Dingen gebraucht als zum lesen.

Es kommt also nur blos allein noch darauf an, daß unsere Fürsten und Obrigkeiten sich derer von GOtt ihnen verliehenen Macht zur Herstellung des Friedens und der Eintracht in der Kirche bedienen; alle Controversien, nachdrück-

lichst, und wie es ohnedem unsre Reichsgesetze mit sich bringen, verbieten; diejenigen, die darwieder handeln, ernstlich bestrafen. Die Untersuchung aber metaphysischer Fragen, in so fern sie Zank und Zwietracht gebähren, nach den philosophischen Cathedern verweisen möchten.

Dieses also voraus gesetzt so müste man :

1) Kein andres symbolisches Buch von beyden Seiten annehmen als die Heil. Schrifften des neuen Testaments, die ein jeder nach dem Aufschluß seines Gewissens zur Richtschnur aller weitern Erkenntnis göttlicher Dinge gebrauchen solte. Die Grundwahrheiten des Evangelii sind einfältig, jedermann kann sie verstehen; man spüret davon eine inwendige Ueberzeugung sobald man nur GOtt in Aufrichtigkeit des Herzens suchet: sie sind allgemein und für alle Menschen.

2) Müste der öffentliche Vortrag sowohl auf den Canzeln als in den Kinder-Lehren so eingerichtet werden, daß man darinnen blos auf diese einfältigsten Lehren Christi und seiner Aposteln dringe; dem gemeinen Mann aber, dessen Sache nicht ist Wahrheiten zu prüfen, keine hohe und subtile Fragen vorlege, noch vielweniger mit solchen Meynungen, worüber die Gelehrten streiten, belästige; denn alle diese Dinge, wie Paulus spricht, taugen zu nichts als die Gewissen zu verwirren und Zank und Zwietracht in einer Kir-

che

che zu stifften, die sich blos auf den Frieden und die Liebe gründen soll.

3) In Ansehung der Ceremonien könnte man es so halten, wie es ein vernünfftiger Gottesdienst mit sich bringet: Alles müste ordentlich, erweckend und erbaulich seyn, was aber einem oder dem andern anstößig seyn dörfte, das könnte und solte wie billig abgeschafft werden.

4) Der Streit wegen des Abendmahls laufft endlich bey beyden Theilen auf einerley Begriffe hinaus. Ich will sagen auf gar keine; dann beyde reden nur von einem geistlichen Essen, welches sie durch allerhand Redensarten, die man eben so wenig verstehet, zu erklären sich bemühen. Man hat nie von keiner Sache gelehrter und unsinniger disputiren gehört. Weil unterdessen dieser Punct vom Abendmahl die gröste Hindernis der beyderseitigen Vereinigung ist, und darüber noch immerfort hefftig gestritten wird, so wäre es am besten, man liese diesen Gebrauch gar aus dem Tempel; in Erwegung, daß Christus sein letztes Abendmahl mit seinen Jüngern nicht in dem Tempel, sondern in einem Gasthause gehalten, auch nie gesagt, daß man solches, ihm zum Gedächtnis, in einem solchen Gebäude, noch viel weniger auf die Weise, wie wir thun, feyren solte; Will man dem ohngeachtet das Abendmahl in den Kirchen halten, so könnte man sich darüber vergleichen, daß, wo noch beyderseits lutherische und reformirte Geistlichen

lichen vorhanden wären, ein jeder Theil es nach seiner Art, wechselsweise, in eben derselben Kirche und an eben demselben Altar halten möchte. Und dieses in der Liebe und Vereinigung mit Christo, ohne weiter darüber zu gloßiren und zu disputiren; bis nach und nach dieser Unterscheid durch ein so friedsames Bezeigen von selbst sich verlieren und das ceremonialische Essen in das wahre geistliche Essen verwandelt würde. Von der Ohrenbeicht darff ich hier nichts gedencken; denn alle vernünftige lutherische Geistliche haben schon längstens darauf angetragen, daß man solche abschaffen möchte.

5) Wegen der Lieder und Gesänge haben sich die Reformirten an theils Orten, besonders die zu Franckfurt am Mayn würcklich zum Ziel geleget, indem sie mit den Lutheranern einerley Lieder singen und ihren alten Lobwasser abgeschaft haben. Die Reformirten lieben auch die Music wie jene, und dürffen sich also schwerlich darüber ärgern, geistreiche Gesänge unter einer zur Andacht reitzenden süssen Harmonie mit anzuhören. Allein die Paucken und Trompeten und andere dergleichen Lermen blasende Instrumente könnte man wohl weglassen; dann sie schicken sich besser zu theatralischen Vorstellungen als zu einer GOtt geheiligten Andacht.

6) Die Priestertracht ist an und für sich selbst etwas gleichgültiges; allein die Würckung davon ist nicht allezeit gleichgültig, wann sie allzu-

sehr

sehr ausgezeichnet ist. Priester sollen sich ehrbar, vernünftig, geziemend und wie andre ehrliche Leute kleiden; an einigen Orten aber, z. E. in den meisten grossen Reichs-Städten schicken sich ihre Kleidungen besser zu Maskeraden auf das Carneval zu Venedig, als zu einer Priesterkleidung. Eine so seltsame Tracht verhindert sie in öffentlichen Gesellschafften frey und ungezwungen zu erscheinen, da es doch öfters gut seyn würde, wann sie dabey, wie andre artige Leute mit zugegen wären: Diese besondre Trachten geben ihnen ein lächerliches und hochmüthiges Ansehen: sie sind noch ein stolzes Ueberbleibsel aus den finstern Zeiten der Kirche, wo sich die Priester deswegen eines besondern Aufzugs bedienten, damit man sie ja, wann sie auf der Strassen giengen, auch recht verehren, sich vor ihnen niederbeugen und sie als heilige Leute betrachten möchte. So gern ich auch den Priestern die Ehre gönne, ja es für gut und nöthig halte, daß man sie recht um ihres Amts willen ehren solte, so läßt es doch nicht, daß sie diese Ehre auf eine solche comische Weise gleichsam selbst von dem Pöbel zu erzwingen suchen. Hier wäre es also nöthig, daß die Reformirten und Lutheraner sich auch auf einerley Weise kleideten, damit hier gleichfalls kein Unterscheid möchte beobachtet werden.

7) In Ansehung des Crucifixes, welches die Lutheraner noch in ihren Kirchen aufstellen, auch bey Begräbnissen den Todten vortragen lassen,

sen, so könnte darüber ein Temperament getroffen werden, daß man sich damit begnügen lies, mit einem Andachtsgemählde von Christi Leiden oder Himmelfahrt, das Altarblat auszufüllen; welches die Reformirten, die eben so grosse Liebhaber von der Mahler- als der Thonkunst sind, ohne Anstand zugeben werden. Mit dem Vortragen des Kreutzes aber könnte man es halten wie es ein jeder verlangte. Denn alle diese äusserliche Dinge wollen nichts sagen, und sind deswegen nach Masgebung der Umstände und der christlichen Klugheit theils abzuschaffen, theils beyzubehalten.

8) Weil auch bey dem öffentlichen Gottesdienst in den gar grossen Kirchen, das wilde Geräusch eines sich dringenden Volks, der Aufzug frech gläntzender Stirnen und aufgeschwäntzter Moden, das abentheuerliche Schellen des Klingelbeutels und das viele Räuspern u. Husten, der von Kälte und langen Predigten verschnupften Zuhörer, die öffentliche Andacht und Aufmercksamkeit stören, so wäre billig auf Mitteln zu sinnen, dergleichen Misbräuche abzuschaffen; darzu würde vieles mit beytragen, wenn man den Gottesdienst nicht viel über eine Stunde lang dauren lies, solchen öffters und an mehr Orten, und zu verschiedenen Zeiten hielte, dergestalt, daß sich die Menge mehr zertheilte und nicht alles auf einmal mit eindrengendem Gewühl in einer Kirche zusammen preßte. Wegen des närrischen Kleiderprachts diente eine gute

Po-

Policey, die auf ehrbare und geziemende Sitten hielt, und verhinderte, daß man den äusserlichen Gottesdienst nicht zu einem weltlichen Schauplatz aller Moden und Eitelkeiten machte, u. s. w. Unser armes Weibsvolk dörfte nicht jedesmal ein paar Stunden vorher, wann es zur Kirche oder zum Abendmahl gehen wolte, sich den Kopf mit sengen und brennen martern lassen, und die Helfte ihres Lebens mit Sorgen bekümmern, wie es im Putz und Glantz vor dem Hohenpriester würdig erscheinen möchte. Dieses zärtliche Geschlecht, welches dadurch ihrem Gemüth so viele Schwachheiten als ihrem Körper zuziehet, solte denjenigen auch wieder Danck und Willen verbunden seyn, welche dasselbe durch eine vernünftige Kleiderordnung von einem solchen barbarischen Zwang befreyen würden.

9) Was die Kirchenzucht überhaupt betrifft, so würde darinn sich nicht die geringste Schwürigkeit zwischen den Lutheranern und Reformirten äussern, so bald es einmal ausgemacht würde, daß durch keinerley Controversien die äusserliche Eintracht zwischen beyden weiter gestöret werden dörfte. Die Jura stolæ, die Taufe, die Einsegnung der Ehe, die Kirchenbuse, die Bestellung der geistlichen Aemter, die Absetzung aus denselben, die Feyer der Feste, Buß- und Sonntage, die öffentliche Gebete bey allgemeinen Angelegenheiten und Nothfällen, die Besorgung der hohen und niedern Schulen, wie auch der Armen, Krancken und Nothleidenden,

u. s. w.

u. s. w. Alles dieses blieb nach Ausweisung einer wohlhergebrachten Kirchenordnung, wie solche in einem jeden Land üblich ist, oder durch weise Rathschläge von Seiten der Obrigkeit, gestalten Umständen nach, könnte und möchte verbessert werden.

10) Damit auch weiter der Vereinigung der Protestanten nichts mehr im Wege stehen möchte, so solte man durchaus die satyrische Namen von Zwinglisch, Lutherisch, Calvinisch und dergleichen, wie es längst bey dem Reichstag zu Regenspurg ist ausgemacht worden, ein für allemal aufgeben, und sich nur schlecht weg evangelisch nennen.

Es hafftet bey mir nicht der geringste Zweiffel, daß, wo die Sachen einmal dahin eingelencket und eingerichtet würden, die Protestanten nicht die mindeste Hinderung mehr vor sich finden solten, sich mit einander zu vereinigen und einerley Gottesdienst zu pflegen.

Also könnten und möchten die Reformirten zu Franckfurt, wenn man ihnen obige Artickeln zustehen würde, ohne Bedencken dem lutherischen Gottesdienst beywohnen; doch weil sie dermalen besonders mit guten und wie ihnen jedermann das Zeugnis giebt, mit friedfertigen Predigern versehen seyn sollen, so wäre es nicht christlich, diese wackere Leute abzuschaffen; es wäre auch nicht rathsam, sie auf eben denen

Can-

Cantzeln, worauf bisher die lutherischen Prediger gelehret hätten, predigen zu lassen. Die Sache hätte für den Anfang etwas allzuhart wiedersprechendes, welches man, aus Betrachtung der zärtlichen Umstände, so leicht keinem Geistlichen zumuthen müste. Es wäre also vielmehr rathsam, man bauete noch ein Paar neue Kirchen, weil die alten doch bereits zu sehr angefüllet sind, und lies darinnen die Reformirten wechselsweise mit den Lutheranern predigen.

Ein berühmter Weltweiser (*) hat sich überhaupt von der Vereinigung der Religionssecten folgender Weise vernehmen lassen: "Wenn wir " die Kirche vereinigen wollen, so müssen wir " nicht über verschiedene Lehren disputiren. Die " Schlüsse lauffen ins unendliche und die Streit- " fragen werden so lange dauren, als das mensch- " liche Leben. Das einzige Mittel sich zu vereinigen, " ist, daß man alles disputiren bey Seite setze, " weil es nur die Verbitterung nähret und hinge- " gen bis auf denjenigen Geist der Liebe sich empor " schwinge, der das Kennzeichen des Christen- " thums ist; so wird es nicht unmöglich seyn ei- " nen allgemeinen Plan zu formiren, uns zu- " sammen zu vereinigen, GOtt und seinen Näch- " sten lieben fasset nach Pauli Lehre alles in sich: " Und was ist dieses anders als ein solches Herz " haben, wie wir solches beydes in Ansehung " GOttes als des Nächsten haben sollen. Heißt "

(*) S. Evremond Oeuvr. mel. T. III. p. 58.

" es nicht eben so viel, als daß wir aus zärtli-
" cher Neigung und aus Liebe. dasjenige thun
" sollen, was die Schärffe der Gesetze von uns
" mit strengem Recht erfordert. Dieses ist der
" Endzweck der christlichen Religion und der Ge-
" brauch den man vor diesem davon machte.
" Wenn wir heut zu Tage diese glückselige Wür-
" ckungen nicht mehr an uns wahrnehmen, so
" ist die Ursache diese, daß wir derselben das
" Recht über unser Hertz entzogen, und darge-
" gen ihr solche über unsre Einbildung eingeräu-
" met haben. Daher ist der Streit über Lehr-
" sätze entstanden, da wir uns nur dem Willen
" und dem Gemüthe nach, in guten Wercken
" hätten vereiniget halten sollen. Was also das
" Band der Liebe unter den Menschen ausma-
" chen solte, ist heut zu Tag der Vorwurff ih-
" rer Zänckereyen, ihrer Eifersucht und ihrer
" Verbitterung gegen einander.

Welchen Ruhm würde bey dieser Gelegenheit die Stadt Franckfurt erlangen, wenn sie sich entschliessen wolte, der Welt ein so herrliches und erbauliches Exempel der Mäßigung und der Verträglichkeit in der Religion zu geben; nachdem sie bisher so lange Zeit in ihren Mauren eine nicht gar erbauliche Zwietracht genähret hat? Wäre es nicht das gröste Glück für diese berühmte Stadt gewesen, wenn man schon längst darinnen so gedacht hätte? Ist an der gantzen Verwirrung in dem Kirchen- und Religionswesen jemand anders Schuld als einige unruhige und

hoch-

hochmüthige Geistlichen, welche Ursache waren, daß die Reformirten sich von den Lutheranern trenneten, da sie doch vorher sich ihre Glaubensgenossen nannten? Wie vielen Zänckereyen und Verdrießlichkeiten wären beyde Theile darüber entgangen, wenn sie ihren Geistlichen nicht freye Hand gelässen hätten, ihnen, anstatt des Evangelii, die ärgerlichsten Controversien zu predigen? Wie viele grosse und schwere Geldsummen, die ihr wunderbarer Proceß über ein Kirchengebäude gekostet, wären dadurch zum Besten der Stadt und zur grösten Aufnahme ihrer berühmten Handlung erhalten und angewendet worden? Wie viele von den ansehnlichen Reformirten würden jetzo gleich den andern niederländischen Familien, die mit ihnen aus Braband gekommen sind, und sich nicht getrennet haben, mit in den Rath und zu den Stadtämtern seyn gezogen worden? Wie groß, wie reich, wie mächtig wäre dadurch nicht diese glückselige Reichsstadt worden, die man jetzo als das gröste Kleinod des gantzen teutschen Reichs betrachten müste? O fürwahr! es ist nicht zu verantworten, daß man um ein nichtiges, elendes und gottloses Pfaffengezänck alle diese von GOtt dieser Stadt geschenckte natürliche und erworbene Vortheile so leichtsinnig in den Wind geschlagen und dadurch die heilige Eintracht gestöret, welche doch allein das sichere Merckmahl der wahren Glaubigen und rechtschaffenen Jünger Christi ist.

Ja, spricht hier ein blinder Eifer, es gilt

hier um die Wahrheit, um den rechten Glauben und um die Seligkeit. Sind wir nicht alberne Menschen? Ist es denn eine ausgemachte Sache, daß diese und jene Geistlichen die unfehlbare lautere Wahrheit und den allein seligmachenden Glauben haben? Wenn dieses wäre, so würden solche Leute nicht selbst unter sich uneins seyn und sich einander öfters noch ärger wie der Pöbel herum zancken? Christus sagt, an ihren Wercken solt ihr sie erkennen, und wann ihr euch einander liebet. Wo aber bitterer Haß und Neid und Zanck unter euch ist, sagt Paulus, da ist nichts als eitel Unordnung und böse Dinge, da ist nicht die Weisheit von oben, sondern es ist alles irrdisch, menschlich und teufelisch. Die Wahrheit aber von oben her ist friedsam, gelinde, lässet ihr sagen, voll Barmherzigkeit und guter Früchte, unpartheyisch und ohne Heucheley. So redet die Heil. Schrifft Jac. 4. Deutlicher könnte sie das Geheimniß der Boheit nicht erklären.

Glauben Sie mir also, mein Herr, es ist nichts leichter als Friede zu machen, wenn man darzu geneigt ist. Es werden aber Zeit und Umstände darzu erfordert, daß man die Vortheile davon einsehe, daß man seinen Eigensinn fahren lasse, und kurtz, daß man sich entschliesse zu wollen. Die zeitlichen Absichten verhindern den Fortgang der geistlichen. Wir hafften auf unsern Meynungen, weil sie die unsrigen sind; unsre Eigenliebe ist zu eifersüchtig, sich etwas zu ver-

vergeben. Die allerbesten Rathschläge und die wichtigste Beweggründe machen nicht den geringsten Eindruck in unser Gemüth, wenn es einmal mit gewissen Vorurtheilen eingenommen ist. Wenn man nicht will: so will man nicht: Stat pro ratione voluntas. Man will getrennet seyn, und man sinnet lieber täglich auf neue Ursachen unsren Spaltungen, um unseren Wiederwillen, womit man alle Vorschläge des Friedens und der Vereinigung verabscheuet, zu rechtfertigen. Man fliehet sogar die vernünftigsten und triftigsten Untersuchungen anzustellen, um sich dergleichen Verbindungen und Einträchtigkeit als etwas nöthiges und nützliches vorzustellen. Ein thörigtes Wort von einem albernen oder boshafftigen Menschen: der lächerliche Eifer eines unbesonnenen Weibsbildes; eine kleine Vergehung von Seiten des Gegentheils; alles dieses erbittert von neuem, und setzet gantze Gemeinden auffer Stand, die Stimmen friedfertiger und redlich gesinnter Patrioten anzuhören. Man siehet nichts als Laster und gefährliche Absichten bey dem Gegentheil. Den Mangel der Wahrheit ersetzt ein blinder Glaubenseifer. Man spricht sich selig, die wahre Religion zu haben, und rechnet den Haß gegen die vermeynten Irrglaubigen mit unter die Verdienste guter Wercke. Kein Eifer scheinet gerechter. Es heißt: Der Glaube macht selig: die Wercke helffen nicht: Wir sind alle arme Sünder; aber wir haben den rechten Glauben: das ist genug: Wir, ja wir allein haben den wahren seligma-

chenden Glauben; aber die ... glauben so und so; das sind heyllose Lehren. GOtt behüte uns vor solchen Leuten. Die Türken und Heyden haben keine solche abscheuliche Religion. Fragt man, ist es auch wahr: glauben das die Leute? So bekommt man zur Antwort, ja: unser Pfarrherr hat es gesagt, der muß es ja wissen. Er sagt es sogar in den Kinderlehren, daß sich jedes vor diesen bösen Leuten in acht nehmen kann.

So eifern wir mit dem Pöbel um die Wahrheit, die wir selbst nicht kennen. Um Bilder, die man uns von Jugend auf ins Gehirn gesetzt; um Leidenschafften die aus dem Hertzen aufsteigen und die Vernunft durch ihre Dünste umnebeln; um allerhand Absichten und schöne Spielwercke, die uns in Bewegung setzen. Ist dieses diejenige Wahrheit, um welche wir uns einander christlich hassen und die Pflichten der Natur und der bürgerlichen Gesellschafft versagen?

Was sage ich? Wir sehen nicht allein die Wahrheit nicht; wir wollen sie auch nicht sehen. Wir drücken vor ihrem Glanz die Augen fest zu, und fürchten uns die Sachen anders zu sehen und unsern Betrug zu entdecken. Darzu kann sich unser Hochmuth, unsre Eigenliebe und unsere Gemächlichkeit mit nichten entschliessen. Wir prüfen nichts und wollen auch nichts prüfen, und doch urtheilen wir davon mit frecher Kühnheit, und verdammen andre, die nicht mit uns

über-

übereinstimmen. So läſſet man ſich von den gelehrten Maſchinenmachern allerhand vor die Augen zaubern. Da iſt man nicht mehr im Stand das Wahre von dem Falſchen zu unterſcheiden. Da ſiehet man den Jupiter auf einem Adler mit den Donnerkeilen in der Hand, uns arme Sterbliche zu vernichten; und dort den dreyköpfigten Cerberus, der auf nichts als Unruhe und Zwietracht ſinnet. Die ſtrengen Polemici ſtreuen dabey, daß ich mich hier der heydniſchen Gleichniſſe bediene, aus der Büchſe der Pandora nichts als Wahnſätze und Zanckaepfel unter das Volk; dergeſtalt, daß, indem man auf ſolche Weiſe um die Religion ſtreitet, man beynahe aufhöret eine zu haben.

Unſere Begriffe werden durch die Einbildung, und dieſe durch die Unwiſſenheit geſtärckt. Man mag nichts von Neuerungen hören und fürchtet ſich ein Freydenker zu werden, ſo bald man das Joch der alten Satzungen vom Halſe ſchütteln ſoll. Hätten unſre Kirchenverbeſſerer auch ſo gedacht, wo würden die Sachen hingerathen ſeyn?

Alles kommt demnach hier auf die Lehrſätze und auf die glückliche Vorurtheile an, die uns der geweihte Prieſterorden beyzubringen weis. Wir ſind wie die Marionetten, womit dieſe ehrwürdige Leute ihr gelehrtes Spiel zu treiben pflegen. Glaubet nur, heißt es, glaubet, ihr möchtet ſonſt auf irre Wege gerathen. Der

Apostel Paulus sagt zwar auch, prüfet; allein wir haben solches schon für euch gethan; wir haben die gantze Theologie von Grund ausstudiret. Ihr versteht die Dinge nicht; ihr müsset euch leiten und führen lassen, euren Hirten folgen und eures Berufs warten.

Doch es schiessen wir hier zu viele Gedancken ein; wenn ich über diese wichtige Materie komme, so kann ich kein Ende davon finden. Ich will deswegen diese Camera obscura, die uns so viele verkehrte Dinge zeiget, hurtig zumachen. Auf ein andermal ein mehrers. Ich habe jetzo nichts mehr übrig als Ihnen noch zu sagen, daß ich lebenslang mit dem aufrichtigsten Eifer verharre

Mein Herr,

, den
18. Merz. 1748.

Dero gehorsamster und
ergebenster Diener.

Register

Register.

Abendmahl, dessen Gebrauch bey den ersten Christen, 432 gehöret nicht in die Kirche, 433 wie sich darüber zu vergleichen. 498

Adel zu Franckfurt im Patriciat, ist stifftmäßig, 30. der Reichsadel soll die Gerichtbarkeit des Landesherrn erkennen, 147. Adels Thorheiten. 190

Ahndungen bey der Kayserin Krönung. 253

Anarchie, Plan davon. 44

Aendrungen im Reich verändern dessen Grundfesten nicht. 53

Alliirten machen ein Spiegelgefecht 300. gehen über den Rhein 339. 341 Beschreibung davon. 343

Alpin, ein armer Gelehrter. 440

Altfürstliche Gesandten übergeben ihre Monita, Namen derselben. 145

Anmerckungen über das Schreiben eines Fränckischen von Adel. 324

Register.

Armee unter dem Marschall von Maillebois,
Beschreibung davon. 268
Anstalten zum Wahltag. 167

B.

Ball auf dem Rathhauß wegen der Wahl Kayser Carls des VII. 187. Ball in Maske. 199
Bankeruttirer, ihr Lob. 436 Verordnung gegen dieselbe, 437 ihre Geschicklichkeit. 445
Bayern, Ertz-Schatzmeisteramt. 41
Bartel de Saxo Ferrato, wird für den Verfasser der göldnen Bull gehalten. 35
Baukunst, darinnen haben die Franzosen den Vorzug. 411.
Belleisle, Marschall, dessen Lustfeste, 65 dessen Person, 67 dessen Titul, 113 dessen Caracter und des Ritters seines Bruders, 117. 170. dessen öffentlicher Einzug, 169 dessen Stellung bey der Krönung, 217 Wird zum Reichsfürsten gemacht, 281
Belleisle, die Frau Marschallin, ihre Eigenschafften, Annehmlichkeiten und Liebhaber. 67
Berg-Schotten, wie sie aussehen. 344
Bieberich, hier giengen die Alliirten über den Rhein. 341
Bißthümer, der Vorschlag solche zu secularisiren, 149 ist gefährlich. 149
Böhmen, Ertz-Schenckenamt. 40
von Brandau, Freyherr, oesterreichischer Wahlge-

gesander, wird aus der Stadt Franckfurt verwiesen. 178
Brand, in der französischen Küche, 11 in der Judengasse, 88 in eines Schreiners Hauß. 160
Brandenburg, Ertz-Cämmeramt. 40
von Broglio, Marschall, wirfft sich mit dem Grafen von Seckendorff ab. 282
von Buseck, Freyherr, dessen Verrichtung bey der Krönung. 22

C.

Calvinus billiget die Schauspiele. 74
Caravacal von Lancaster, dessen Caracter. 116
Carl der VI. Verfasser der göldnen Bulle, 35 wird für einen Zauberer gehalten. 36
Carl der V. zerstöret Rom. 370
Carl der VII. wird zum Kayser gewehlet. 148 dessen prächtiger Einzug in die Stadt Franckfurt und dabey vorgefallene Merckwürdigkeiten. 198 Dessen Caracter, 195 und gütiges Wesen, 248 suchet den Frieden 276 todt seiner Prinzeßin, 286 dessen Abreise von Frankfurt, 290 kommt wieder dahin zurück. 315
Ceremoniel, verschiedene Anmerckungen darüber, 147 bey dem Einzug des Marschalls von Belleisle. 171
Charrons Meynung vom Krieg 351
Chur Cölln, dessen prächtiger Einzug, 182 dessen Caracter, 184 dessen Verrichtung bey der Krönung. 217

Churfürsten haben in der Standeshoheit vor den altfürstlichen Häussern nichts voraus. 144
Chur Maynz, dessen Einzug in Franckfurt, 87 empfängt die Visitten der fremden Gesanden, 91 dessen Empfindlichkeit wegen des französischen und spanischen Gesanden. 95 Dessen Gegenvisitten und merckwürdiges Ceremoniel, 135 dessen Verrichtung bey der Krönung 218
Christi Lehren sind zum Glauben und zur Vereinigung der Kirchen genug. 485
Clitander, ein geschäfftiger Kauffmann. 440
von Cumberland, Prinz, dessen Caracter. 340
Cur des teutschen Staatskörpers. 325

D.

Dettingen, Schlacht daselbst, 302 Fehler, welche bey dieser Schlacht von beyden Theilen begangen worden, 309 Lob beyderseitiger Mässigung und Menschenliebe, 314 Danckfest über diese Schlacht 316
Doria, Prinz, päbstlicher Nuntius, dessen Aufführung in Franckfurt, 13 dessen Visitte bey Chur Maynz und dabey beobachtetes Ceremoniel, 92 dessen Titel. 112
Druckerey, Misbrauch derselben. 410

E.

Eigennutz, treibet alle Rathschläge. 43

Eintracht ist des H. R. Reichs Wohlfart, 53 ihr Nutzen in der äusserlichen Kirche. 431
Engelland, Caracter des Königs. 340
Engelländische Truppen, derselben Ankunfft und Beschreibung. 202
S. Evremond, Gedancken von der Vereinigung der Religion. 497
Eifersucht gegen die Hannöverische. 298 Der König von Engelland kommt nach Hanau, 301 dessen erfochtener Sieg bey Dettingen, 302 wessen sie beschuldiget werden, 333 gehen über den Rhein. 343
Entdeckte Anschläge wegen der Kayserwahl. 78
Entwurff einer weisen Regierungsart nach dem Grundriß eines grossen Königs. 257
Excellenzen, von kleinem Geist. 232
Executionsordnung, macht im Reich die gröste Schwierigkeit. 55. 156

F.

Fabricken, teutsche, warum sie von den französischen unterschieden sind. 402
Fenelon, Ertzbischoffs, Gedancken vom Krieg. 353
Fleury, Cardinal, ein kluger Staatsminister. 4 dessen Tod. 281
Franckfurt, Beschreibung dieser Stadt, 17 des Frauenzimmers daselbst übertriebene Reinlichkeit, 20 des Pöbels besonderer Hochmuth, 27 dasige Messe, 68 Bewegungen bey der Kayserwahl. 191

Franckfurter Burgerschafft leistet den Beschirmungseyd. 173 Vortheile welche sie von der Wahl und Krönungszeit ziehen. 201 Lob derselben, 208 Pöbel daselbst ist den Franzosen sehr auffsätzig. 317
Franckreich besitzt grosse Vortheile, 166 dessen List die Teutschen zu verwirren. 337
Französische Küche gehet im Feuer auf. 11 Armee unter dem Marschall von Maillebois, 267 dessen Auffführung.
Franzosen, feyren zu Franckfurt das Ludwigsfest 65. Ob ihre Freundschafft dem Reich vortheilhafft sey, 230 ihr trauriges Schicksal in Prag. 280 Werden bey Dettingen geschlagen, 302 und von dem Pöbel zu Franckfurt übel tractirt. 317 Sind nicht wohl in ihrem Land anzugreiffen, 347 ob die Teutschen wohl thnn, daß sie denen Franzosen nachahmen. 386 ihre Vorzüge vor den Teutschen. 403
Freyheit, wie weit sie gehen soll. 262
Friede, wie solcher zu machen wäre. 5
Fronthom, englischer General. 297
Fürsten handeln wieder ihr eigen Interesse, fürstliche Machtkunst. 479.
von Fulda, Fürst, dessen Verrichtung bey der Kayserin Krönung 245
Fürsten des Reichs waren vor diesem nicht so mächtig, 56 neuere Fürsten betrachten die Vereinigung der Alten als etwas ihnen nachtheiliges. 145

G.

Galanterie, macht die Wahlversammlung lebhafft, 124
Geistlichen soll man zur Ruhe weisen. 135
Geld und Gut soll man nicht andern zum Nachtheil misbrauchen, 466 gilt vor Tugend. 448
Geldmangel kommt nach dem Ueberfluß, 267 herrschet am kayserlichen Hof, 318
Genueser werden gezüchtiget. 372
Gesanden zur Kayserwahl, deren Namen, 14 119 fremde Gesandten begeben sich bey dem Wahltag ausser der Stadt. 187
Gesetze werden wenig geachtet, wo der Nutzen ihnen entgegen steht. Von der Menge der Gesetzbücher. 488
Gezänck, geistliches, nimmt überhand, 418 reißt alle Eintracht nieder. 488
Glaube, ist etwas einfältiges. 489
Gleichgewicht in Europa will nichts sagen. 236
Goldne Bulle, deren Inhalt und Schreibart, 42 ihre Grundgesetze sind die besten, 52 man hätte sich nach Maasgebung derselben zu verhalten, 61 seltsame Widersprüche in derselben. 157
Gottesdienst gehöret zu äusserlichen Handlungen, darüber die Obrigkeit die Einrichtung zu machen hat, 419 gehöret nicht zur Gewissensfreyheit. 420
Grammatic, ihre Nothwendigkeit. 140
Grundfeste der wahren Staatskunst. 473

H.

Hanau, wird mit grossen Herren und fremden Völkern angefüllet. 320
Handlung, derselben Nutzen. 263
Hannover, dessen Ertzamt ist noch nicht ausgemacht. 41
Hannöverische Truppen sind die schönsten. 295. besonders ihre Cavallerie. 318
Hanseestädte, wie es ihnen ergangen. 150
Haushaltung in den grossen Häussern tauget nicht 162
von Hessen, Prinz Wilhelm, bemühet sich Friede zu machen. 315
Holländische Völker, Namen der Regimenter, kommen nach dem Fest, 346 Pasquill auf den König von Franckreich. 371
Humpert, D. schilt auf Lutherum. 417

J.

Juden in Franckfurt, ein unflätiges und betrügerisches Volk, 24 ferner 69 wie man ihnen begegnen soll. 88
Juristerey, der Teutschen Vorzug in dieser Wissenschafft. 406

K.

Kälte im Frühling, ausserordentlich. 15
Kaufleute in Franckfurt leben prächtig. 26
Kaufleute Privilegium, Bankerutt zu spielen. 465

Kayser, wer darzu soll erwehlet werden, 5 hat wenig Nutzen von seiner Würde, 57 die Reservata Imperatoris bedeuten nicht viel, 58 soll fromm gütig, tugendhafft und gerecht seyn; 63 brauchet eben nicht mächtig zu seyn. 235
Kempten, Fürst von, dessen Verrichtung bey der Kayserin Krönung. 245
Kirchenzucht unter den Protestanten. 495
Kreyse werben Völcker an. 234
Krieg ziehet viel Unruhe und Elend nach sich. 2 Wie man dabey auch seinen Feind schonen soll, 86 Gerechtigkeit desselben, 348 die Natur verabscheuet solchen, 349 in welchen Fällen er erlaubet ist, 350. 357. von Religions-Kriegen, 358 von Eroberungskriegen. 363 Kriege, wegen empfangener Beleidigung, 367 von Bundeskriegen. 373 Kriege wegen des Nachbarn anwachsender Macht. 376 Kriege wegen Erbfolge, 379 von burgerlichen Kriegen. 389
Krönung Kayser Carls des VII. 210 Der Kayserin. 243 Anmerckungen wegen dem Sitzen Kayserin. 254
Kunst, Saats- Geheimnisse zu prophezeyhen. 78

L.

Leutseligkeit herrschet am englischen Hof. 340 Die hoheit verlieret nichts dadurch. 341.
Liebe ist das Kennzeichen der wahren Religion. 487
Livii Worte werden auf den Beystand der Engländer gezogen. 346

Lob der Bankeruttirer. 436
Lutheraner zu Franckfurt fürchten sich denen Reformirten eine Kirche zu geben: Ursachen warum, 425 in ihren Grundlehren ist kein Unterscheid. 429. 430
Lysias, ein Bankeruttirer. 441

M.

Maillebois, Herzog von, dessen Ankunfft und Caracter. 268
Maskerade der Grossen. 176
Menzel, Preußischer Hof und Gesandschaffts-Rath, dessen Lob. 119
Menzel, General, dessen Ausschweiffungen, wunderbare Lebensart und Tod. 319
Misbräuche, worinn sie bestehen und wie sie abzuschaffen sind. 467
Montijo, Graf von, dessen prächtige Auffühmng, 13 dessen Anstalten zu einem grossen Fest, 90. 97 dessen Visitte bey Chur Maynz. 94 Beschreibung des Lustfestes, so derselbe seiner Königin zu Ehren gegeben, 98 dessen grosser Titel, 114 dessen Caracter und Herren von seinem Gefolg, 116 dessen Geschäffte, 118 dessen neue Anstalten zu einem Freudenfest, 167. 180 dessen Abreise von Franckfurt. 291
Music, italiänische und französische, 411 welcher die Teutsche nachahmen. 412 Music in der Kirche. 492

N.

Nero fand niemand der ihn umbringen wolte 491
Neuigkeiten von dem Wahltag. 133. 139. 160
Neutralität wird dem Kayser angerathen. 336
Niederländische Familien zu Franckfurt geben sich für der Stadt Glaubensgenossen aus. 417
Noailles, Marschall von, commandiret die französische Armee, 293 hält gute Ordnung. 294

O.

Oesterreichische Erbschafft. 109 Ansprüche des Königs von Polen, Glück der oesterreichischen Waffen. 175
Oestereich, wird hart beschuldiget. 332
Offenbach, Versammlung der fürstlichen Gesanden daselbst. 142
Onslow, englischer General. 492
Ordnung im bürgerlichen Leben. 261

P.

Pabst, ein rechtschaffener, ist vielerley kleinen Päbsten vorzuziehen. 407
Pappenheim, Graf und Reichsmarschall, dessen Gerichtbarkeit und Streit darüber, 107 dessen Verrichtung bey der Krönung. 220
Patriotische Aufmunterung, eine Staatsschrifft, deren Inhalt. 238

Pfaffenzanck, dafür in der Litaney zu bitten. 408
Pfaltzgraf, Ertzküchenmeisteramt. 40 Churfürst, Carl Ludwig fordert den Marschall von Turenne zum Zweykampf aus. 387
Pfarrherr pachtet ein Landgut. 481
Plan die Ruhe in Europa herzustellen. 82
Policey in Franckfurt könnte besser seyn. 32
Policey, daß man sich darum mehr bekümmern solte. 471. 478
Prag wird erobert, 153 Freydenfeste darüber werden eingestellet.
Preussen, der König, fällt in Schlesien ein, 3 dessen Siege erstrecken sich bis in Mähren, 164 dessen Staatsstreich bey Czaslau, 271 sucht Friede zu machen. 281
Priestertracht gleicht einer Maskerade. 493
Proceßkunst soll man abschaffen. 48. 203
Prophezeyhung, daß die Welt über 20. Jahren nicht mehr stehen würde. 125
Puppenwerck der Grossen. 96

R.

Reformirten in Franckfurt bekommen keine Kirche, warum? 24 Ob sie darzu ein Recht haben? 415 trennen sich von den Lutheraner. 418
Regenten misbrauchen ihre Gewalt. 380
Reichsverfassung in Teutschland ist Verehrungswürdig, 43 Nutzen, wann wir dieselbe erhalten, 61 dessen wahre Gestalt. 143

Reichsstände erklären sich schlecht vor den Kayser. 283
Reichsstädte, ihre sie bedrohende Gefahr. 150. 155
Reichsacten, werden von der Königin von Ungarn auszuliefern begehret. 179
Religionszänckereyen solten verboten werden, 46 wie dadurch die Vereinigung könnte befördert werden, 141 verwirren die Gewissen. 431
Reichsritterschafft, wo sie eigentlich noch zu finden ist. 149

S.

Sachsen, Ertzmarschallamt. 39
Satyren, sind die Schleiffsteine der Welt. 159
Schauspielkunst, lustiges Gespräch darüber mit einem Geistlichen, 71 ihr besondrer Nutzen. 75
Schwerin, Freyherr von, dessen Verrichtung bey der Krönung. 221
Seemachten hat man im Reich nicht zu fürchten. 337
Seckendorff wirfft sich mit dem französischen Marschall von Broglio ab, 282 arbeitet am Frieden. 316
Simsons Trauerspiel ist ärgerlich. 70
Sitten der Franckfurter, 31 der heutigen Welt. 112
Soldaten, wie sie beschaffen seyn sollen. 261
Spiel gehöret mit zu einer Staatsversammlung. 123

Spion, der Türckische, eine kühne Schrifft, Urtheile darüber, 111 wird confiscirt. 158
Stairs, Lord und General der englischen Truppen, dessen Caracter. 297
Stolberg, Graf von, dessen Verrichtung bey der Krönung. 224
Syncretismus, dessen wunderbare Würckung. 482

T.

Taxis, Fürst von, dessen Auffenthalt in Franckfurt. 24
Teutsche sind Schuld daran, daß die Franzosen sich so viel über sie heraus nehmen. 397 Die Nachahmung der Franzosen macht ihnen wenig Ehre 399 und lässet ihnen in vielen Stücken aber. 400 Sie schreiben grosse Bücher die niemand liesest. 410
Tempel, deren Nutzen und Gebrauch. 421
Trauriger Winter am kayserlichen Hof. 286

U.

Vereinigungs-Entwurff der Altfürstlichen Häuser. 142
Vergleich wegen einer Reformirten Kirche zu Franckfurt wird vorgeschlagen, aber nicht angenommen. 424
Ungarn, Königin von, ihre Wiederwärtigkeiten, 152 diese ändern sich auf einmal, 175 Dero Circularschreiben wegen der Kayserwahl, 180

Ihr vermeyntes Bildnis wird aus der französischen Beleuchtung geschnitten. 228
Union, lustige Reimen darauf, 483 wie dieselbige unter den Protestanten könnte eingeführet werden. 484

W.

Wachtendonck, Freyherr von, dessen Verrichtung bey der Krönung. 222
Wahlbedingung entziehet der kayserlichen Krone immer einige Edelgesteine. 57
Wahl Kayser Carls des VII. 184
Wahltag wird eröffnet. 108. 118 Namen der Gesandschafften, welche sich dabey eingefunden. 119
Wien, Häusser in den Vorstädten daselbst, werden niedergerissen. 85 Vorschlag die Donau darum zu ziehen. ibid.
Wienerische Canzley, ihre Schreibart, 10 Wiener Hof entzweyet sich mit dem Churmaynzischen, 141. wessen er beschuldiget wird, 327
Wissenschafften der Teutschen, worinn sie den Franzosen nichts nachgeben. 405
Wuchererer, Herr von, protestiret als oesterreichischer Gesander gegen die Kayserwahl. 179
Würtenberg, Reichsbannerherr. 41
Würtzburg, Bischoff von, bemühet sich vergebens Friede zu machen. 273

Z.

Zanck und Meynungseifer unter den Christen. 421

Zwang der Grossen bey ihren Lustfesten. 106
Zweykampfe, derselben Nutzen. 385
Zwietracht, verdirbt alle schöne Anschläge. 62
und auch die Religion. 262

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Loelius, Johann Lorenz,

Gesammlete kleine Schriften

Bd.: 2 [1750]

Frankfurt u.a. 1750

Opp. 532-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10604403-5
VD18 80351654-001